JAKOB BECKELING

Ich bin dann mal OUT . . .

..Outgesourct nach Santiago

oder:

Der Heilige Jakob zu Zeiten der Schweinegrippe

Eine zeitgenössische Legende

PROLOG

Eine kleine zeitgenössische ***Legende***
über den ***Weg nach Santiago*** -
nicht nur nach *Compostela*.

Der ***Pilger J. B.*** reflektiert auf dem **Jakobsweg**
sein Leben als Einwanderer
im mythischen Land seiner Träume ***"Majazzthekistan"***.

Träume, die sich zum Teil erfüllt haben;
andere, die von gescheiterten Experimenten
und unerfüllten Erwartungen erzählen.
Der Jakobsweg offenbart **Hoffnungen** und **Albträume**
der **Geschichte** und der **modernen Welt**.

Beckelings Weg führt ihn nicht nur nach ***Compostela,***
sondern auch in die ebenfalls dem Apostel
geweihten **Kolonialstädte**
Santiago ***de Chile, de Cuba*** und ***de los Caballeros.***

J. B. bewegt sich auf seinem Weg immer im Spannungsfeld
zwischen seinem *Herkunftsland* ***"Teutonien",*** seiner
Wahlheimat ***"Majazzthekistan"*** und natürlich ***Spanien.***
Und im Spannungsfeld zwischen Arbeit,
Privatleben, Beruf und Berufung.

Eine Arbeitswelt, die immer mehr von Wanderarbeitern,
kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen
und ***Outsourcing*** dominiert wird.
Eine Welt, die einige reich und **viele zu "Pilgern" macht** -
im altrömischen Sinne.
Die **Globalisierung** veranlasst Millionen,
ihre Heimat zu verlassen. Nicht alle erreichen das **Ziel**
ihrer **Träume** oder auch nur das ihrer **Pilgerfahrt**...

Andere ***erfinden Legenden*** und verdienen sich
an der ***Schweinegrippe*** oder sonstigen Katastrophen
eine goldene Nase.
Die **in dieser Legende** genannten *Personen,*
fabelhaften *Länder, Unternehmen* oder
Organisationen sind natürlich **frei erfunden**.
Eventuelle **Ähnlichkeiten mit der Realität**
sind **rein zufällig** und unerwünscht,
können aber auch nicht hundertprozentig
ausgeschlossen werden...

JAKOB BECKELING

Ich bin dann mal ***out ...***

...Outgesourct nach Santiago

oder:

Der Heilige Jakob zu Zeiten der Schweinegrippe

Inhalt: *Seite:*

TEIL 1:

1 – Aufbruch *3*
2 – Die Schweinegrippe *9*
3 – Navarra *12*
4 – Legion und Legionäre *18*
5 – Logroño *21*
6 – Sünde, Buße und Vergebung *26*
7 – Von Burgos in die Provinz *32*
8 – Che Guevara Peregrino ? *39*
9 – Santiago de Cuba *40*

Kontakt:

jakob.beckeling@yahoo.com

Inhalt: *Seite:*

TEIL 2:

10 – Veränderungen *49*
11 – Katastrophen und tragische Helden *56*
12 – Geburtstage *59*
13 – Nachtwanderung, Dienstreisen und Migration..... *61*
14 – Hunde *66*
15 – Hinunter ins Bierzo *69*
16 – Airton *71*
17 – Weiter Richtung Westen *77*
18 – Aufstieg mit Musik *81*
19 – O Cebreiro *85*
20 – Santiago de Chile *87*

TEIL 3:

21 – Outsourcing, Fischtöpfe und Piraterie *92*
22 – Portomarín *100*
23 – Vom Teufel, Tod und unrechten Netzen *103*
24 – Freudenberg *109*
25 – Endlich in Santiago de Compostela! *111*
26 – Johannisnacht und -tag *115*
27 – Abschied *118*
28 – Fröhliche Busfahrt *121*
29 – Passkontrolle *128*
30 – Rückkehr ? – Quo vadis Peregrine ? *134*

TEIL 1:

1 – AUFBRUCH

22. Mai, 6 Uhr. Ein schöner Morgen. Bilderbuchwetter. Die Sonne geht auf und verspricht den ganzen Tag zu scheinen, wie es eigentlich zu dieser Jahreszeit normal in Spanien ist. In *Cobeña* steige ich in den Bus nach *Barajas;* dort nehme ich die U-Bahn, um zum Bahnhof *Chamartín* zu fahren. Endlich wird ein Traum wahr, den ich vielleicht schon über dreißig Jahre lang hegte: Ich werde den Jakobsweg laufen, von den Pyrenäen bis nach Santiago de Compostela. In den U-Bahn-Stationen zwischen Flughafen und *Nuevos Ministerios* wird die U-Bahn immer voller. Es ist Freitag, und die Leute müssen zur Arbeit. Ich stehe mit meinem viel zu vollen Rucksack eingeklemmt zwischen den anderen Passagieren. Hinter mir scheint eine alte Frau zu keuchen. Ich drehe mich um. Vielleicht sollte ich mich entschuldigen, weil ich sie mit meinem schweren Rucksack gestoßen habe? Ich sehe aber keine alte Frau hinter mir. Endlich öffnet sich die Tür des Waggons. Nuevos Ministerios, hier muss ich umsteigen. Kurz vor dem Verlassen des Wagens höre ich jemanden trocken *„¡Qué fuerte!"* („Wie stark! / Krass!") rufen. Ich drehe mich nochmals um. Galt das mir mit meinem überdimensionalen Rucksack? Ich bin froh, dass ich aus diesem überfüllten Abteil raus bin und setze mich zum Verschnaufen auf eine Bank am Bahnsteig und fasse mir instinktiv an meine rechte untere Hosentasche. Sie ist halb offen.

Das kann nicht wahr sein, das darf einfach nicht wahr sein und ich will es partout nicht wahr haben. „*Sch....*" – entfährt es mir eher laut als halblaut. „*Verdammte K....*" beginne ich wütend zu fluchen und ohrfeige mich selbst. Ich stehe auf und laufe ziellos, wie von einer Tarantel gestochen, mich selbst ins Gesicht schlagend, wüste Beschimpfungen ausrufend, die meisten gegen mich selbst gerichtet, durch die U-Bahn-Station. Vielleicht zehn Minuten lang. Die Leute müssen mich für bekloppt halten, sind aber anscheinend zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass jemand auf die Idee käme, die Polizei zu rufen und mich in die Klapsmühle bringen zu lassen.

„*Du bescheuerter Idiot, wie kann man nur so blöd sein, eine Brieftasche mit 300 Euro, Personalausweis und zwei EC-Karten in einer halb offenen Seitentasche durch die U-Bahn zu tragen*? *So viel Dummheit muss ja bestraft werden."*

Langsam beginne ich mich wieder zu fassen und darüber nachzudenken, wie es jetzt weitergehen kann. Soll ich, wie geplant, in den Zug nach *San Sebastián* steigen und dann weiter nach *Saint-Jean-Pied-de-Port* fahren oder erst mal alles abblasen, zur Polizei gehen, den Verlust der Geldkarten melden usw.? Viel Zeit zum Nachdenken habe ich nicht. In zwanzig Minuten fährt mein Zug ins Baskenland.

Wenn ich erst mal alles abblase, ist die Fahrkarte auch noch verfallen, mein Zeitplan kommt durcheinander. Mehrkosten für ein neues Bahnticket entstehen etc. Aber soll ich wirklich ohne gültigen Ausweis nach Frankreich fahren und so für ein paar Wochen auf den Jakobsweg gehen?

Ich krame Ausweiskopien und eine weitere EC-Karte für Notfälle aus dem dicken Rucksack, fahre weiter nach Chamartín, ziehe dort am erstbesten Automaten Geld und sitze wenige Minuten später im Zug nach San Sebastián. Das wäre ja noch schöner, wenn diese A..... von Taschendieben bestimmen dürften, wann ich auf den Jakobsweg gehe. Ganz wohl ist mir allerdings doch nicht. Die EC-Karten sind noch nicht gesperrt und ich frage mich, ob eine Ausweiskopie wirklich ausreicht, um sich im Hotel oder in einer Pilgerherberge zu registrieren. Bekomme ich in Saint-Jean ohne Originaldokument überhaupt einen Pilgerpass? Was wäre, wenn es im Baskenland zu einer Ausweiskontrolle kommen sollte? Bei Burgos fährt der Zug ein paar Kilometer lang parallel zum Jakobsweg, bevor die Bahnlinie diesen kreuzt. Ich sehe Pilger wandern und kann Muschelwegweiser erkennen. Das gibt mir neuen Mut. Ich erinnere mich an den Satz: *„Irgendwann auf dem Jakobsweg muss jeder einmal flennen.“* Aber muss es unbedingt schon vorher sein? Ich habe nicht nur geflennt, sondern auf dem U-Bahnhof geflucht und geschrien.

Wo beginnt der Jakobsweg eigentlich? *Saint-Jean-Pied-de-Port* ist eher ein willkürlicher Ausgangspunkt. Dort beginnt ein Großteil der Pilger zu laufen, weil da die Bimmelbahn aus Bayonne endet. Staint-Jean ist ein hübsch erhaltenes mittelalterliches Städtchen am Fuße der französischen Pyrenäen und hat alle notwendige touristische Infrastruktur, nicht zuletzt natürlich auch Ausgabestellen für Pilgerpässe. Historisch betrachtet könnte man *Le Puy-en-Velay* im französischen Zentralmassiv als wichtigeren „Ausgangspunkt“ bezeichnen, weil dort der Geistliche *Aimeric Picaud* losgezogen ist, der wahrscheinlich die berühmten Aufzeichnungen des *Codex Calixtinus* verfasst hat, die ältesten relevanten Beschreibungen des mittelalterlichen Pilgerweges. Aber letztendlich hatte im Mittelalter jeder Peregrino seinen persönlichen Ausgangsort und – falls er die Pilgerei überleben sollte – auch Endpunkt: seine Heimatstadt. Im weiteren Sinne könnte man fortfahren, dass nicht nur der Geburtsort Ausgangspunkt für den lebenslangen Pilgerweg zum Lebensziel ist, sondern auch die Geburtsstunde...

Meine persönliche „geistige“ Pilgerfahrt nach Santiago hat sicherlich schon vor über 35 Jahren begonnen, als ich im Schulunterricht und im Fernsehen das erste Mal mit der Geschichte des Jakobsweges konfrontiert wurde. Seitdem war für mich klar, dass ich diesen Weg irgendwann mal gehen würde. Während ich noch über Beginn und Verlauf des Pilgerweges nachdenke, fährt der Zug schon in San Sebastián ein. Ich beschließe, hier den Rest des Tages zu verbringen. Mein Nachmittagsprogramm ist ganz unphilosophisch. Ich muss jetzt endlich zur Polizei, um den Taschendiebstahl zu melden und um die gestohlenen EC-Karten sperren zu lassen.

Ich lebe den Großteil des Jahres in *Majazzthekistan;* die abhanden gekommenen Geldkarten stammen von dortigen Kreditinstituten. Im Baskenland ist es inzwischen 14 Uhr, in Majazzthekistan gerade erst sieben Uhr morgens. Mit den Notrufnummern bei den majazzthekischen Banken funktioniert es genauso, wie ich es befürchtet hatte, nämlich gar nicht. Entweder höre ich eine Ewigkeit lang entspannende Musik und den Hinweis, man solle noch etwas Geduld haben aber keineswegs auflegen, denn bald schon werde man bedient – oder es nimmt keiner ab. Nach zwei Stunden vergeblichen Telefonierens und weiteren 20 verlustigen Euro machen in Majazzthekistan endlich die örtlichen Bankfilialen auf. Und hurra – ich erreiche sie sogar. „*Nein, wir sind gar nicht autorisiert, Ihre EC-Karten zu sperren, da müssen Sie schon die Notrufnummer unseres Instituts wählen, ganz einfach geht das, wollen Sie die Nummer haben?“* Ich möchte verzweifeln. Diese Nummer wähle ich schon seit über zwei Stunden und komme nicht durch... „*Tut uns leid, zum Karten sperren sind wir hier nicht autorisiert. Können Sie nicht mal eben in unserer Filiale vorbeikommen?“ „*Ich bin in Spanien, verstehen Sie das nicht? Erst in sechs Wochen fliege ich nach Lateinamerika zurück.“ „*Tut uns leid, wenn Sie nicht unsere Notrufnummer benutzen wollen, müssen Sie persönlich in Ihrer Filiale vorbeikommen.“* Mir platzt der Kragen: „Verstehen Sie nicht? Seit Stunden versuche ich bei Ihrer Notrufnummer anzurufen. Geht nicht. Ich bin in Europa, kann nicht eben mal vorbeikommen. Was ist das nur für ein miserabler Kundenservice bei Ihnen...!“

Entnervt gebe ich auf und gehe ins nahe gelegene städtische Polizeikommissariat. „*Nein, dafür sind wir leider nicht zuständig. Sie müssen mit Ihrem Anliegen zur Ertzaintza, der baskischen Landespolizei, gehen.“* Also nichts wie hin zur Ertzaintza? Und siehe da, ein sehr freundlicher Kommissar nimmt sich meiner Sache an! *„Haben Sie schon Ihre EC-Karten sperren lassen? Noch nicht? Dann wollen wir das mal als Allererstes machen. Was? Die Banken nehmen nicht den Hörer ab? Dann machen wir das direkt über VISA, das funktioniert erfahrungsgemäß viel besser!“* Recht hatte er. Wäre ich bloß sofort zur Ertzaintza gegangen. Das hätte mir Zeit und Nerven gespart. Ich möchte wissen, ob es beim Grenzübertritt nach Frankreich ohne Ausweis Probleme geben könnte. Der freundliche Beamte beruhigt mich:

„Wir leben innerhalb des Schengenraumes der EU, da gibt es normalerweise ohnehin keine Grenzkontrollen. Außerdem haben Sie Ihre Ausweiskopie und bekommen jetzt von mir die amtliche Abschrift Ihrer ordnungsgemäßen Anzeige des Diebstahls und des Dokumentenverlusts. Damit können Sie sich ersatzweise ausweisen und nach erfolgreichem Abschluss des Jakobswegs in Ruhe Ihre Originalpapiere ersetzen lassen. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg auf Ihrer Pilgerreise.“

Es gibt also auch bei der Polizei durchaus nettes Personal. Diese Erfahrung baut mich wieder auf. Jetzt gilt es eine billige Unterkunft zu finden. San Sebastián, das mondäne Seebad am Golf von Biskaya, ist nicht die preisgünstigste Adresse.

Unter 48 Euro ist im Innenstadtbereich nichts zu finden. Aber nach den nervlichen Strapazen dieses Tages möchte ich mir ein vernünftiges Zimmer gönnen. Von Selbstzweifeln geplagt schlender ich am Spätnachmittag durch die baskische Metropole. Ich korrigiere mein Vorurteil bezüglich des in der Presse oft beschworenen fanatischen baskischen Nationalismus. Es gibt längst nicht so einen Fahnenkult wie in einigen anderen Regionen Spaniens oder Europas. Ich höre im gepflegten und vom Tourismus geprägten Stadtzentrum kaum die baskische Sprache, dafür aber sehr viel Teutonisch neben dem dominierenden Kastilisch.

Am nächsten Morgen fahre ich dann weiter über Irún und Hendaye nach Bayonne. Dort besteige ich die „Bimmelbahn“ nach Saint-Jean-Pied-de-Port, in der schon viele andere Pilger aus aller Welt auf ihren Transport zum „Ausgangspunkt“ des Jakobswegs warten. Wir überqueren reißende Flüsse und sehen Raftingboote uns entgegenkommen. Das Gefälle der nahe gelegenen Pyrenäen gibt ihnen kräftig Fahrt. Die Bahnlinie kreuzt Landstraßen und führt an verschiedenen Dörfern vorbei. Schließlich erreicht sie Saint-Jean-Pied-de-Port, ehemals navarresische Festung am Nordrand des Gebirges. Heute gehört die mittelalterliche Stadt zu Frankreich und ist Endstation für den Zug aus Bayonne. Die Pilger steigen alle aus und suchen ihre Quartiere auf. Es gibt viele Pilgerherbergen, einige schon ab gut zehn Euro für die Übernachtung im Gemeinschaftsschlafsaal. Aber Saint-Jean lebt auch vom Wochenendtourismus und bietet den Reisenden ebenfalls gute Hotels und Restaurants für Feinschmecker.

Während ich mir an der Ausgabestelle *„Des Amis de St. Jacques“* meinen Pilgerausweis besorge, schlägt das Wetter um und es beginnt zu regnen. Ich beziehe meinen 10-Euro-Schlafsaal und fliehe vor dem Regen in ein gutes mehrere-Sterne-Restaurant und genehmige mir ein letztes Luxusabendmahl „à la française“. Dann ziehe ich mich zum Schlafen zurück. Schließlich will ich um sechs Uhr aufstehen und frühzeitig die erste Pilgeretappe beginnen, die gleich den Pyrenäenpass *Ibañeta* überquert und am *Kloster Roncesvalles* im heutigen Navarra endet. Am nächsten Morgen um sechs Uhr hat Petrus anscheinend alle Schleusen des Himmels geöffnet. „Beste Voraussetzungen“ also, um eine Pilgerreise zu beginnen. Anstatt mich mit meinem überdimensionalen Rucksack auf den Weg zu begeben, fliehe ich nach nur 150 Metern in ein Frühstücksrestaurant. Ob das Wetter hier in den Pyrenäen immer so ist, möchte ich vom Chefkellner wissen. *„Nein. Aber es sieht tatsächlich nicht so aus, als ob es heute noch mal aufhören würde zu regnen.“*

Ich komme ins Grübeln und überlege: Warum will ich diesen Weg gerade jetzt gehen? Wahrscheinlich befinde ich mich in einer Midlife-Identitätskrise und brauche eine Auszeit, um über die vergangenen Jahre nachzudenken. Seit über zehn Jahren lebe ich in *Majazzthekistan*, einem der größten Länder Lateinamerikas, und gebe dort Deutschunterricht. Ich bin Lieferant. Ich-AG. *„Outgesourct“*. Aufstiegsmöglichkeiten: Bescheiden.

Genauer gesagt: Ich bin Lieferant des Lieferanten. Also: Ich liefere die teutonische Sprache, Kultur usw. als „Ich-AG“ an den eigentlichen Lieferanten, die Sprachschule. Diese wiederum ist „Zulieferer“ der Automobilindustrie, d.h. als Sprach- und Fortbildungsbetrieb ihrerseits „unabhängiger Dienstleister“ des namhaften teutonischen Autokonzerns, der auch in diesem lateinamerikanischen Land Produktionsstätten unterhält.

„Unabhängiger Dienstleister“: Die Initialen des Gesamtkonzerns befinden sich im Firmennamen des Fortbildungsinstituts; die obersten Leiter der Schule stehen auf der Gehaltsliste des Konzerns. Das Lehrpersonal rechnet seine Honorare allerdings über eine „unabhängige GmbH“ ab. Diese Honorare sind natürlich nicht vergleichbar mit den Gehältern einer Planstelle im Automobilwerk, auch wenn man sich physisch im selbigen befindet. Ergo: Unabhängig. Erstens die Schule, zweitens die Lehrer in Bezug auf diese.

Eigentlich mache ich diesen Job ganz gerne. Ich laufe oft durch die Produktionshallen, bekomme über meine Schüler einen interessanten Einblick in die Fertigungsprozesse. Ich habe schon viel sowohl über die technischen Abläufe als auch über die sozialen Strukturen im Werk, im Gastland allgemein und über die „Unternehmenskultur“ im Konzern gelernt. Ich gebe viel Einzel- oder Kleingruppenunterricht. Das ist weniger anstrengend als die multikulturelle Gesamtschulszene in Teutonien. Meine Schüler im Autowerk sind Erwachsene und sehr aufgeschlossen. Oft sogar motiviert. Gute Kenntnisse der teutonische Sprache können den beruflichen Aufstieg beschleunigen. Und wenn sie keine Lust haben, dann kommen sie eben nicht. Ohne Disziplinarkonferenz für Schulschwänzer. Zu Beginn meiner Lehrtätigkeit im Autowerk ist die Lehr- und Lernatmosphäre locker und freundschaftlich, manchmal vielleicht auch zu unverbindlich. Sowohl im Lehrerkollegium als auch zwischen Lehrenden und Lernenden. Das entschädigt für vieles. Man denkt nicht so oft an die nicht vorhandene Rentenversicherung oder an andere fehlende Sozialleistungen. Jedenfalls nicht in den ersten Jahren. Und die majazzthekischen Lehrerkollegen sind glücklich, im Autowerk das Doppelte eines Gehalts an einer staatlichen Schule verdienen zu dürfen. Für sie gibt es hier auch keine Altersversorgung oder Krankenversicherung gratis. Aber da man im Staatsdienst ebenfalls nicht üppig versorgt wird, denkt man lieber an die Gegenwart als ans Alter. Besonders, wenn eine ganze Großfamilie von den heutigen Honoraren nicht erst morgen satt werden will.

Plötzlich dringt ein einzelner Sonnenstrahl ganz unverhofft durch das Fensterglas des Restaurants. Ich schrecke aus meinen Tagträumen auf und schaue auf die Uhr: Schon halb zehn. Mist, ich wollte eigentlich schon drei Stunden gelaufen sein. Schnell bezahle ich das unvorhergesehene Luxusfrühstück, um die Regenpause zum sofortigen Antritt meines Pilgerweges zu nutzen. Beim Verlassen des Lokals ist die Sonne schon wieder weg und ich bin samt meines übergewichtigen Rucksacks in dichten Nebel gehüllt.

Laut meinem historischen Pilgerführer müsste ich bald durch das Dorf *Saint-Michel* kommen, aber die Muschelwegweiser führen mich über eine kleine, asphaltierte Straße oberhalb des Dorfes entlang. Erstmals kommen bei mir Zweifel auf, ob es überhaupt *den einen* historisch verbürgten Weg gibt. Später wird mir klar: Natürlich nicht. Die Wege variierten im Laufe der Jahrhunderte ständig. Oftmals spülte der Regen den ganzen Berghang samt Weg herunter, der dann vielleicht 500 Meter weiter unten neu angelegt wurde. Oder die Fehde des Grafen von X-Burg mit dem Abt von Kloster Ypsilon verursachte, dass die Pilger 15 Jahre lang einen großen Bogen um Burg und Konvent samt Pilgerherberge machten. Ein Andermal verursachte die Pest, dass ganze Landstriche auf dem Weg nach Santiago gemieden werden mussten. Jedenfalls regnet es jetzt nicht mehr. Erstaunlich schnell erklimme ich trotz meines zu großen Rucksacks den *Ibañeta-Pass* und überquere die französisch-spanische Grenze. Schade nur, dass man an diesem Tag nichts sieht.

Immerhin werde ich kaum nass, aber die herrlichen Pyrenäen und ihre Gipfel bleiben im dichten Nebel und unter dunklen Wolkenschleiern verborgen. Ich durchquere beim Abstieg auf navarresischer Seite den Bergwald, und plötzlich stehe ich vor den eindrucksvollen Mauern eines Klosters, das unvermittelt hinter einer Nebelwand auftaucht: *Roncesvalles.* Der Konvent ist längst säkularisiert. Das „Bundesland" Navarra hat sich seiner Renovierung und Instandhaltung angenommen. Bei der Anmeldung in der Pilgerherberge erwartet mich anstatt eines alten Mönchs ein junges, gepierctes Mädchen der Gemeindeverwaltung. Auf dem Anmeldebogen wird nach den Motiven der Pilgerreise gefragt:

„Pilgern Sie aus *a) religiösem, b) kulturellem, c) sportlichem*
oder *d) beruflich-wissenschaftlichem Interesse?"*

Ich muss zunächst einmal gut überlegen. Dann kreuze ich *a-c* an.

Die Pilgerherberge steht unter holländischer Leitung. Der Großraumschlafsaal befindet sich in einem Seitentrakt, umgeben von dicken Klostermauern. Lucy, Holländerin surinamischer Herkunft, animiert in folkloristischen Gewändern die Pilgersleute mit afrikanisch anmutenden Tänzen zu lauter Musik aus dem Gettoblaster. Dann geht es gegen 18 Uhr zum Abendbrot. Mitten beim Essen wird plötzlich und dringend nach einem deutschsprachigen Übersetzer gefragt. Man führt mich vor die Klostermauern: Da hat sich quasi auf allen vieren eine nicht mehr ganz so junge teutonische Dame bis zum Kloster geschleppt. Ihre Freundin und Begleiterin hatte sie im Wald bei dichtem Nebel verloren. Den Rucksack hatte Ingrid bereits als Ballast an einem Bergbach abgeworfen. Ich beruhige sie und wir bestellen schließlich ein Taxi für die Dame, das sie ins nächste Dorf bringt, wo es einen Arzt und ein Hotel gibt. Unterdessen machen sich zwei französische Pilger auf, Ingrids Rucksack am Bergbach zu bergen. Nach fünfzehn Minuten kommen sie samt Rucksack wieder am Kloster an und übergeben diesen dem Taxifahrer.

Nun können wir beruhigt unser Abendessen beenden. Im Schlafsaal fährt Lucy mit Afro-Dance-Gymnastik fort. Um Punkt 22 Uhr verstummt die Musik und das Licht geht aus. Wer um sechs Uhr lospilgern will, möchte früh schlafen. Wer noch nicht schlafen kann oder will, denkt über Gott und die Welt nach, grübelt, träumt schließlich. Sinn und Unsinn, Realität und Fiktion gehen seltsame Verbindungen ein.

2 – DIE SCHWEINEGRIPPE

Warum dürfen in diesem Schlafsaal so viele Leute so eng beieinander schlafen? Diese Frage stelle ich mir jetzt nicht, weil ich an kirchlich-klösterliche Prüderie denke oder diese im Ex-Kloster Roncesvalles vermissen würde. Nein. Ich stelle sie mir, weil die Menschheit laut WHO (Welt-Gesundheits-Organisation) gerade eine der schlimmsten Pandemien ihrer Geschichte durchmacht. Die Schweinegrippe. Ausgangsland: Majazzthekistan! Zwei Wochen zuvor bin ich vom Land der *Majabs* und *Jazztheken* aus in Spanien eingereist. Am Flughafen waren Körpertemperatur-Scanner aufgestellt, die angeblich Hinweise auf infizierte Reisende geben konnten. In Majazzthekistan war gerade das öffentliche Leben paralysiert – oder, genauer gesagt – es wurde, wenn nicht verboten, so doch von der Regierung stark eingeschränkt. Sportveranstaltungen wurden abgesagt, Museen, archäologische Stätten, Theater, Diskotheken und Restaurants geschlossen. Sogar der Schul- und Universitätsbetrieb wurde eingestellt. Alle fünf Minuten hörte man im Radio:

> *„Vermeide öffentliche Ansammlungen, um das Ansteckungsrisiko zu minimieren. Trag immer einen Mundschutz, um deine Mitmenschen vor dem Virus zu schützen. Benutz antibakterielles Gel. Verzichte auf das* (in „Latino-Ländern“ übliche) *Begrüßungsküsschen. Wasch dir immer vor und nach dem Kontakt mit deinen Mitmenschen die Hände.“*

Zur Kopfwäsche wurde im Radio erstaunlicherweise nicht aufgerufen...

Das Leben in der Öffentlichkeit – soweit es noch stattfand – nahm bizarre Züge an. Die große Mehrheit der Majazztheken lief wie Krankenhauspersonal mit Schutzmaske durch die Gegend. Als die Restaurants wieder öffnen durften, mussten Köche und Kellner mit Mundschutz arbeiten. Und viele Gäste schoben diesen immer nur dann zur Seite, wenn sie gerade Löffel oder Gabel zum Mund führten. Aber auch das Ausland reagierte teilweise hysterisch auf die angeblich von Majazzthekistan ausgehende Pandemie. In China wurden Majazztheken in Zwangsquarantäne interniert. Und in Ägypten schlachteten Muslime die Schweineherden der koptischen Christen ab, weil irgendein „Experte“ der inzwischen in A/H1N1 umbenannten Grippe diesen verwirrend und animalisch klingenden Namen gegeben hatte.

Wie können die Spanier in so einer Situation noch zulassen, dass fünfzig Personen gemeinsam auf engstem Raum in einem Massenschlafsaal nächtigen, unter ihnen zu allem Überfluss auch noch ein potenzieller Virenträger aus dem Mutterland der Pandemie? Während mir diese Gedanken durch den Kopf gehen, fallen mir die Augen zu und ich träume von ...

... Vicente Fermatón und ***Usain Bolama.*** Vicente ist Präsident des vom Drogenkrieg und anderen Epidemien geschundenen Majazzthekistan. Und Usain der Staatschef des nördlichen Nachbarn ***„Neu-Rot-Erika“.*** Die etymologische Herkunft des Namens des mächtigsten Landes der Welt lässt mehrere Deutungen zu. Vielleicht verdankt das Land seinen Namen der nahezu ausgerotteten Urbevölkerung, die – so sagt man – eine rötliche Hautfarbe hatte. Andere Wissenschaftler glauben eher, dass die Bezeichnung auf den *„Roten Erik“* zurückzuführen sei, dessen Sohn schon vor über 1000 Jahren von Gruneland aus diese „Neue Welt“ mit seinen neurotisch-kriegerischen Horden entdeckt haben soll.

Der Name *„Majazzthekistan“* scheint hingegen klar auf die Vermischung von zwei bekannten antiken Kulturvölkern des neu entdeckten Kontinents hinzuweisen, auch wenn eine Minderheit von Experten glaubt, dass sich im Namen dieses Landes vor allem die Musikalität seiner Bewohner widerspiegele und die Endung *„-stan“* den unruhigen Charakter des Volkes hervorheben solle.

Ich träume von der Schweinegrippe.
Ein Albtraum oder einfach nur traumhaft? Für wen?

„Vicente, du hast da viele hässliche Probleme in deinem Land. Wir wollen doch nicht, dass die zu uns rüber schwappen?“
„Neu-Rot-Erika könnte aber auch einen Beitrag zur Lösung unserer Probleme leisten, indem...“
„Aufgrund der weltweit schwachen Nachfrage und der Finanz- und Immobilienkrise wirken eure Probleme auf den Rest der Welt besonders ansteckend...“

„Ja, ansteckend. Wir wollten doch heute über das Problem mit dem Virus sprechen...“
„Welches Problem? Unsere Experten sind der Meinung, dass in einer Zeit, in der dir die Kontrolle über dein Land entglitten zu sein scheint, dieses Virus durchaus auch positive Nebenwirkungen haben kann.“

„Wie soll ich das denn verstehen?“
„Wer krank ist oder zumindest Angst hat, sich draußen mit einem todbringenden Virus zu infizieren, bleibt lieber zu Hause. Wer zu Hause bleibt, geht nicht auf die Straße. Auch nicht zum demonstrieren. Und wird auch nicht überfallen werden. Wenn wir Glück haben, halten sich sogar die Mafias eine Zeit lang zurück. Und deine Sicherheitskräfte können natürlich die Situation nutzen, um ungestört etwas für Ordnung zu sorgen.“
„Und für Sauberkeit natürlich.“

„Ich glaube, du fängst an, mich zu verstehen.“

„Ja, unsere Medien werden in einer beispiellosen Kampagne die Bevölkerung dazu auffordern, Mundschutz zu tragen, sich nicht in großen Gruppen zu versammeln und auf körperliche Hygiene zu achten.“

„*Während deine Sicherheitskräfte für die ordnungspolitische Hygiene sorgen werden.“*

„Ja, wer immer seinen Mund bedeckt hält, spricht auch nicht so viel oder zumindest nicht so laut und steckt auch niemanden an – jedenfalls nicht mit Worten.“

„Und während deine Presse nur über die Jahrtausendepidemie schreiben wird, kann dein Kongress endlich Gesetze verabschieden, die den Sicherheitskräften die notwendige Legitimation verleihen werden, um in der aktuellen Krisensituation angemessen reagieren zu können.“

„Und ich kann dem 1. Mai gelassener entgegensehen. Die geplanten und schon genehmigten Kundgebungen müssen leider alle abgesagt werden. Um die Bevölkerung vor dem Tod zu bewahren.“

„Um dein Land zu retten.“

„Und wer, Usain, kommt für den volkswirtschaftlichen Schaden auf? Ausgefallene Industrieproduktion, Rückgang der Verkaufszahlen im Groß- und Einzelhandel, wegbleibende Touristen, besonders aus dem Norden?“

„Was die Produktionszahlen angeht, mach dir keine Sorgen. Bei der gegenwärtig schwachen Nachfrage kann die Industrie so vielleicht auf offizielle Kurzarbeit und Entlassungen verzichten. Im chemisch-pharmazeutischen und medizinischen Bereich wird es aufgrund der hohen Nachfrage nach Impfstoffen und Behandlungen sogar ein fettes Plus für die gebeutelte Industrie geben.
Was euren Tourismus angeht – na ja, alles hat seine Preis. Aber wenn unsere Strategie aufgeht, hast du gute Chancen, neue Kredite bei der Weltbank und beim IWF bekommen. Ich gebe dir mein Präsidentenwort, mich international dafür einzusetzen, dir alle erdenklichen Mittel zur Verfügung zu stellen, um dein Land nicht nur von der Schweinegrippe, sondern auch von der organisierten Kriminalität und Drogenpest zu befreien.“

„Hört sich ja fast so an, als ob ihr uns das Virus als biologische Waffe im Kampf gegen alle Übel dieser Welt untergeschoben hättet. Ich dachte, biologische Kampfmittel seien international geächtet?“

„Du weißt genau, dass Neu-Rot-Erika weder verpflichtet ist, auf Atomwaffen zu verzichten noch auf eine ultimativ-mögliche Selbstverteidigung. Im Gegenteil, wir haben immer freimütig betont, dass wir alle erdenklichen Mittel einsetzen werden, um weltweit Demokratie, Freiheit und Wirtschaftswachstum zu fördern.
Im Kampf gegen den internationalen Terrorismus darf es keine Denkverbote geben. Ganz abgesehen davon könnte das, was du als pharmazeutisches Kampfmittel anzusehen scheinst, eher als biologischer Placebo bezeichnet werden ...“

3 – NAVARRA

Ich schrecke hoch. Nein, es ist nirgendwo eine Bombe explodiert – weder nuklear noch biologisch. Der etwas strenge Geruch ist auf die unzureichende Lüftung im Großraum-Schlafsaal zurückzuführen. Und lediglich Lucys Gettoblaster-Lautsprecher sind derart überdreht, dass die karibischen Trommelschläge aus der MP3-Retorte sie fast zum explodieren bringen. Um Punkt sechs beginnt die niederafroländische Morgengymnastik. Ich gehöre zum knappen Drittel der Pilger, das dieses Angebot noch dankend annimmt, da ich ein notorischer Spätaufsteher bin, jedenfalls im Vergleich zum durchschnittlichen Peregrino, der vernünftigerweise schon zwischen sechs und sieben durch den kühlen Morgennebel wandert, um die Mittags- bzw. Nachmittagshitze zu vermeiden und um sich im nächsten *Refugio* frühzeitig einen Schlafplatz zu sichern.

Ich hingegen liebe die langen Mittsommernächte und verzichte ungern auf die fantastischen Sonnenuntergänge der Sommermonate. Während die meisten Pilger schon schlafen und schnarchen, lausche ich lieber dem Plätschern eines Bergbachs und dem Rascheln des Laubs bei einem Glas navarresischen Rotweins und nehme dafür gerne – trotz meines Übergepäcks – die spanische Mittagshitze in Kauf. Und die Gewissheit, als Nachhut in der nächsten Herberge ankommen zu werden. Ich pilgere gelegentlich auch am Spätnachmittag und frühen Abend, seltener sogar in der Nacht. Das Nachmittagslicht taucht Bergwälder, Dörfer und Felsen in besonders intensive Farben. Der Pilgerweg scheint für mich allein angelegt zu sein. Ich schaue unter diesen Umständen höher zum Himmel hinauf und tiefer in mich selbst hinein als inmitten der vormittäglichen Pilgerkarawanen, die meinen Blick und mein Bewusstsein bisweilen vom fundamentalen Naturerlebnis ablenken und mir den meditativen Weg zu blockieren scheinen.

Um 7:30 Uhr laufe ich schließlich in Roncesvalles, das immer noch tief in Nebel eingehüllt ist, los. Eindeutig als Nachhut. Insgesamt geht es klar nach unten, auch wenn es zwischenzeitlich einige Steigungen zu überwinden gilt. Plötzlich zeichnet sich trotz des Nebels ein Blumenbeet am Wegesrand ab. Das erste Grab eines „neuzeitlichen" Pilgers zwischen Saint-Jean-Pied-de-Port und Santiago de Compostela. Laut der provisorischen Grabinschrift hat drei Jahre zuvor ein 64-jähriger Japaner bei diesem Anstieg das Zeitliche gesegnet. Am Nachmittag dieses Pilgertages kursiert das Gerücht, dass am Vortag eine gleichaltrige Koreanerin beim Aufstieg nach Roncesvalles im dichten Nebel umgekommen sei. Richtig oder nicht, mir ist schon am ersten Tag – der gleich die vielleicht schwierigste Etappe von Saint-Jean-Pied-de-Port über den Hochgebirgspass nach Navarra abverlangt – aufgefallen, dass es viele Pilger gibt, die anscheinend glauben, dass genügend Gottvertrauen eine angemessene körperliche, informative und logistische Vorbereitung auf den Pilgerweg überflüssig mache.

Der Jakobsweg ist im alpinistischen Sinne sicherlich nicht als schwierig zu bezeichnen. Aber ohne ein Mindestmaß an körperlicher Kondition und erdgebundener Vorbereitung kann sich dieser „Camino“ auch noch im 21. Jahrhundert in eine tödliche Falle verwandeln – insbesondere bei widrigen Witterungsverhältnissen. Am Nachmittag heitert der Himmel endlich auf und ich erreiche bei Sonnenschein die Ortschaft *Larrasoaña*, wo ich in der Pilgerherberge der Gemeinde Unterkunft finde. Die Infrastruktur des kleinen Dorfes, zumindest was Essen und Trinken betrifft, ist eher bescheiden. Die einzige Bar bleibt an diesem Nachmittag geschlossen. Ich mache einen kleinen Spaziergang durch den Ort und bewundere die Störche und deren Nester auf dem romanischen Kirchturm. Ich bin müde vom Laufen. Nach dem frühen Abendbrot lege ich mich noch bei Tageslicht zum schlafen in mein Stockbett.

„Sind Sie Herr Beckeling?“ **- „Ja, der bin ich.“**
„Mein Name ist Ringler, Sigmar Ringler. Ich bin der Koordinator für das Fach Deutsch in unserem Institut. Willkommen bei uns in der Wagenburg. Sie haben das Recht, zunächst einmal bei Halbpension drei Wochen lang im Hotel „Zur Quelle“ zu wohnen. Wenn Sie vor Ablauf dieser Zeit bereits eine Wohnung finden, können Sie sich die Differenz zwischen Hotelzimmerpreis und Mietpreis von der Burgverwaltung in bar auszahlen lassen. [...] Aber natürlich können Sie gern zunächst einmal in Tschiapastan Urlaub machen. [...] Ach, Sie nehmen an einem internationalen Friedensbeobachtungsprojekt teil?! Sehr interessant... Nein, kein Problem. Unsere Schüler erwarten weltoffene Lehrer, die über den Tellerrand der Wagenburg hinausgesehen haben. Sie vermitteln hier nämlich nicht nur Fachwissen, sondern Weltwissen. Die Liberalität und Vielfalt unserer Dozenten und Lehransätze ist unsere Stärke, mit der wir uns von anderen Instituten, in denen sich das Lehrpersonal sklavisch an die Lehrpläne halten muss, unterscheiden. Das macht die Wagenburgschule zum erfolgreichsten Sprach- und Fortbildungsinstitut in unserer Stadt.[...] Wir können Ihnen hier zwar keine Reichtümer versprechen, aber ein angenehmes Arbeitsklima und die Gewissheit, dass wir glücklich sind, wenn Sie bei uns zu diesen Konditionen arbeiten wollen ...“

Ich schrecke plötzlich auf. Es ist schon ganz hell und die ersten Sonnenstrahlen scheinen durchs offene Fenster direkt auf mein Kopfkissen. Ich schaue auf die Uhr. Schon halb acht. Sehr spät für einen guten Pilger. Die beiden deutschen Zimmergenossen, die bereits wochenlang durchs verregnete Frankreich gelaufen sind, sind natürlich trotz blasenübersäter Füße längst unterwegs. Ich höre es an der Tür klopfen, wo das Reinigungspersonal bereits um Einlass bittet. Ich putze schnell die Zähne und packe meine siebzig Sachen zusammen. Ich sehe unten die Herbergswirtin wie eine Bürgermeisterin an ihrem viel zu großen Schreibtisch sitzen, hinter ihr die Flagge der *Comunidad Foral* von *Navarra*, eingerahmt von der spanischen und europäischen Fahne. Sie schaut mich strafend an, als ob sie sagen will: *„Was tust du hier noch? Die Andern pilgern schon längst!“*

Ich verlasse fluchtartig die Herberge und werfe noch einen letzten Blick auf die wuchtige Kirche. Der Turmgrundriss ist fast quadratisch. Oben gibt es Storchennester wie vielerorts auf dem Camino. Auf der Straße treffe ich ein deutsches Geschwisterpaar, das ich am ersten Abend in Roncesvalles kennengelernt habe. Die beiden warten auf den Bus nach Pamplona. Die Schwester hat bereits nach zwei Tagen blutige Füße. Der gute Vorsatz des Pilgerns auf Schusters Rappen wird der Fußpflege bzw. den gesundheitlichen Bedürfnissen untergeordnet. Auch ich bewege mich jetzt in Richtung Pamplona. Zu Fuß. Am Altstadtrand von Pamplona befindet sich eine Pilgerherberge, die von der Paderborner Jakobsgesellschaft verwaltet wird. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter bleiben meistens zwischen sechs Wochen und drei Monaten; dann wird wieder gewechselt. Die Herberge wird perfekt teutonisch geführt, im positiven Sinne. Sauber. Mit funktionierenden Waschmaschinen, die ich gleich in Anspruch nehme. Und die Ehrenamtlichen sind unbestechlich. Andreas, der Herbergsleiter, erzählt:

„Da kam doch gestern *tatsächlich so ein selbst ernannter Reiseführer mit 25 Pilgerpässen daher und bat mich, die schon mal alle abzustempeln, damit es gleich dann schneller gehe. Ich habe den gefragt, wo denn seine Gruppe sei.“* „Die kommt gleich,“ *„entgegnete er mir. Woraufhin ich ihm klar machte, dass ich nur Pässe von Pilgern stemple, die ich persönlich vor mir sehe. Dann zog er mürrisch wieder ab und ich habe nichts mehr von ihm und seiner angeblichen Gruppe gehört. Nein nein, nicht mit mir. Hinterher werden nämlich die schon ohne Namen gestempelten Pässe im Internet angeboten und verkauft; man braucht nur noch seinen Namen nachzutragen und kann sich dann vor Freunden oder am Arbeitsplatz als Jakobspilger brüsten, ohne auch nur einen Meter gelaufen zu sein.“*

Ich meinerseits laufe jetzt hoch in die von einer bestens erhaltenen Stadtmauer umrahmte Altstadt. Es ist kühl und regnet. 14 Grad am 26. Mai. Ich fühle mich wie in Teutonien. In der Kathedrale werden gerade mittelalterliche Musikinstrumente ausgestellt. Danach bekomme ich als später Gast im *Archiv von Navarra* von der Museumsleiterin persönlich eine de facto-Privatführung. Keltiberische Siedlungen. Dann die Alten Römer. Westgoten, die Mauren nur auf Stippvisite. Franken, Königreich Navarra, Einverleibung durch die Krone Kastiliens. Baskischer Nationalismus. Autonome *Comunidad Foral de Navarra.* Am darauf folgenden Morgen werden wir um Punkt sechs geweckt. Ein typisch teutonisches Frühstück mit Brötchen, Marmelade, weich gekochtem Ei und natürlich reichlich Kaffee ist schon eingedeckt. Dazu ein Zettelchen mit persönlicher Pilgerwidmung und besten Wünschen für einen weiteren segensreichen „Camino“.

Der Weg führt nun zum „Alto del Perdón“, der Anhöhe der Vergebung. Der Aufstieg ist steil. Für einen belgischen Rentner war er zu anspruchsvoll. Wir laufen an einem Kreuz zu seinem Andenken vorbei. Auf der Anhöhe drehen sich munter die Rotoren zahlreicher Windkraftanlagen, direkt neben einer Kapelle. Wer möchte, kann die Gelegenheit nutzen,

um um Vergebung zu bitten. Oder auch, um anderen ihre Verfehlungen zu verzeihen. Ich treffe dort oben Josef, einen frisch gebackenen Rentner aus Tübingen. Wir laufen den Berg der Vergebung zusammen hinunter, bis *Puente la Reina*, berühmt für seine romanische Pilgerbrücke aus dem 11. Jahrhundert über den Fluss Arga. Wir kehren gemeinsam im Pilgerhotel *„Jakue"* (baskisch: Jakobus) ein. Es ist eine liberale Herberge. Sie wird nachts nicht abgeschlossen und die Hotelbar ist bis 23 Uhr geöffnet. Josef möchte dort das Champions-League-Finale *Barça* gegen *ManU* sehen. Ich finde die Idee großartig und möchte die weltlichen Freuden und Freiheiten dieses Abends gerne mit ihm teilen. Aber meine Füße und mein Rücken tun weh. Ich sag' zu Josef, dass ich in zehn Minuten in die Bar nachkomme. Ich dusche mich und möchte kurz entspannen. Nur für ein paar Minuten auf meinem Bett. Die Augen fallen mir noch vor dem Anpfiff des Fußballspiels zu. Ich verpasse das spannende Match, obwohl auch der Zimmerfernseher läuft. Ich träume stattdessen ...

Plötzlich sehe ich im Halbschlaf *Pep Guardiola***,** wie er nach dem Sieg über ManU von seinen Spielern champagnergebadet in die Luft geschmissen wird und im Himmel zu verschwinden scheint. Spanischer Fußballmeister, hispano-katalanischer *„Rei de Copes"* (Pokalkönig) und Champions-League-Sieger. Im ersten Trainerjahr gleich alles, wovon andere Spitzencoachs lebenslang nur träumen können. Zuviel des Guten. Und dann sehe ich ganz unvermittelt meinen Chef, wie er bei einem Betriebsfest von seinem Personal in die Luft geworfen wird, plötzlich über uns schwebt, dann irgendwann in einem neuen, geräumigen Büro des Obergeschosses Platz nimmt und über uns zu thronen beginnt. Was die Kleidung betrifft war Juan Pablo Aznar in seinen italienischen Anzügen schon immer ein paar Nummern eleganter als seine Untergebenen. Aber im kleinen Büro unten eben doch noch ein Chef „zum Anfassen", Primus inter Pares.

Ich erinnere mich, wie er mir vor zehn Jahren auf einer Party „für alle" bei einem „normalen Kollegen" von der Herkunft seiner Familie aus Spanien, der Auswanderung nach Majazzthekistan zu Francos Zeiten und vom eigenen Studium in Harvard erzählt hat. Überdurchschnittlich, vielleicht auch etwas elitär, aber ohne Dünkel und fast auf Augenhöhe. Und ich erinnere mich an den Todestag meines Vaters in meinem ersten Jahr in Majazzthekistan. Obwohl ich erst wenige Monate in der Wagenburg arbeitete, nahm er sich – fast wie ein Geistlicher – viel Zeit für mich, nicht nur, um mir seelischen Beistand zu leisten, sondern er besorgte mir auch umgehend ein Flugticket auf Firmenkosten nach Teutonien, damit ich noch rechtzeitig zur Beerdigung gelangte. Nun sehe ich ihn plötzlich im Traum über mir schweben. Mal scheint er die Tunika eines römischen Patriziers zu tragen, dann doch eher die Robe des Großmeisters einer religiösen Bruderschaft. Plötzlich begegnet er mir als Bischof. Oder sind es sogar päpstliche Gewänder, die wir Mitarbeiter über uns wahrnehmen? Ich kann zwar keine Krone „von Gottes Gnaden" erkennen, aber der Ruf eines Herolds scheint durch die Fortbildungsräumlichkeiten der Wagenburg zu schallen:

„Bildung ist der Ausdruck allerhöchster Gnade! Gnade soll vor öffentlichem Recht ergehen! Es lebe Juan Pablo, oberster Garant unseres Systems...“

Am nächsten Tag gehe ich mit Josef zusammen bis Estella, der „Stadt der Kirchen“ am Fluss Ega. Sie wurde von Navarras König Sancho V. im ausgehenden 11. Jahrhundert als wichtige Pilgerstation zwischen Puente la Reina und Logroño gegründet. Es ist der erste sehr warme Pilgertag. Da es überwiegend weiter abwärts geht, ist der Weg an sich nicht anstrengend. Aber jetzt, wo die Füße in den Wanderstiefeln erstmals richtig schwitzen und beim Abstieg in den Schuhen nach vorne rutschen, bilden sich die ersten Blasen... Ich merke, dass man, wenn man den Muschelwegweisern treu folgt, immer einiges mehr läuft, als in den offiziellen Kilometerangaben zum Camino verzeichnet ist. Diese scheinen sich an den Angaben der Straßenkilometer zwischen den Ortschaften zu orientieren. Aber die Straßen verlaufen meistens recht gerade und der Fußweg schlängelt sich um diese herum: mal 50 Meter oberhalb an einem Berghang, dann geht es plötzlich steil die Böschung hinunter zu einem Fluss, den man dann 500 Meter aufwärts an der gegenüberliegenden Seite der Nationalstraße überqueren muss, danach weiter über einen unebenen Weg mit umgeknickten Bäumen und Pfützen durch ein sehr anheimelndes Wäldchen, alles mehr oder weniger parallel zur meistens noch sichtbaren National- oder Landesstraße, natürlich viel romantischer als diese, aber doch alles mit einer erheblichen körperlichen Mehrleistung verbunden, im Vergleich zum direkten Weg am Nationalstraßenrand.

Die Pilgerherberge von Estella ist groß. Viele Schlafsäle, eine geräumige Küche mit zahlreichen Herdplatten, ein großer Innenhof, wo die Pilger ihre Wäsche aufhängen und ihre Blasen verarzten können. Hier treffe ich François, einen Frührentner aus Bordeaux, wieder, den ich schon in Roncesvalles kennengelernt hatte. Er ist vor drei Wochen zu Hause in Frankreich allein losgelaufen und hat jetzt Besuch von seiner Freundin. Da sie noch berufstätig ist und nicht ihren gesamten Jahresurlaub dem Jakobus opfern möchte, wird sie ihren Lebenspartner nur eine Woche lang auf dem Camino begleiten und dann nach Bordeaux zurückfahren, während er diesen Weg zu Ende gehen will. In der Herberge telefoniere ich mit meinem Freund Walter. Ich lege meinen Taschenkalender mit Notizbuch, Adressen etc. auf die Ablage neben dem Telefon im Vorraum zum Speisesaal. Walter war mein Deutschlehrerkollege in Majazzthekistan, hat dann eine Majazzthekin geheiratet und wohnt jetzt mit seiner Familie in *Logroño*. Er arbeitet wieder für die Automobilindustrie, nun allerdings als Ingenieur. Er lädt mich zu sich nach Hause ein. Am nächsten Morgen laufen Josef und ich gemeinsam los. Es wird der bislang heißeste Tag.

Auf der Ausfallstraße steht geschrieben: „*Tourist, you are not in Spain, you are in free Basque Country.“* Mir schießt es durch den Kopf: „*I’m not a tourist, but a free pilgrim.“* Wir gehen gemeinsam weiter bis *Los Arcos*, wo es auf dem Hauptplatz schattige Arkadengänge gibt, die zu einer Rast einladen. Hier treffe ich auch Ingrid wieder, die es ein paar

Tage zuvor noch mit letzter Kraft bis zu den Klostermauern von Roncesvalles geschafft hatte. Sie hat sich inzwischen von ihrer Freundin und anfänglichen Wegbegleiterin getrennt bzw. Letztere von ihr, da Ingrid aufgrund ihrer körperlichen Verfassung doch öfters auf Busse und Taxis zurückgreifen muss, während die Freundin gerne konstant zu Fuß pilgern möchte.

Nach der gemeinsamen Besichtigung der romanischen Hauptkirche verabschiede ich mich von Josef. Er will es bei der Hitze etwas gemächlicher angehen lassen. Ich will noch seine Adresse und Telefonnummer notieren, gleich in mein Notizbuch. Ich kann es nicht finden. Sch...., wahrscheinlich habe ich es am Abend zuvor neben dem Telefon in der Herberge von Estella liegen lassen. Samt der ach so wichtigen Notizen und Adressen. Ich bin altmodisch. Ich trage sie auf Papier in einem Notizkalender mit mir rum. Oder besser gesagt: Ich trug sie mit mir rum. Aber Handys, Ladegeräte etc. kann man auch liegen lassen, wie ich von Mitpilgern erfahren habe. Ich rufe sofort in Estella an, ob jemand mein Notizbuch gefunden und bei der Herbergsleitung abgegeben hat. Nein! Einen Moment überlege ich, ob ich nach Estella zurückgehen- oder fahren soll, um es zu suchen. Zurückfahren ginge gegen meinen Pilgerstolz, zurückgehen auch gegens Prinzip. Ich komme zum Ergebnis, dass der Kalender doch nicht so wichtig ist und der Aufwand, um ihn wiederzubekommen, in keinem günstigen Verhältnis zum tatsächlichen Nutzen steht.

Kurz darauf wandere ich weiter bis *Torres del Río.* In diesem romantischen Örtchen mit ca. 160 Einwohnern ist die Pilgerherberge schon voll, als ich am Spätnachmittag einlaufe. Zuerst will der österreichische Herbergsvater mich gar nicht mehr aufnehmen. Doch dann bietet er mir ein Notlager unter freiem Himmel auf der geräumigen Terrasse an. Da es nicht nach Regen aussieht, nehme ich dankend an. Eigentlich schläft es sich bei sommerlichen Temperaturen draußen sowieso viel besser als in einem stickigen Schlafsaal. Doch vorher trinke ich in netter Pilgergesellschaft noch ein leckeres echt barboarisches Weizenbier, das ich an diesem lauen Abend nicht ausschlagen möchte. Die einzigen Störenfriede dieser Nacht sind allerdings die Mücken, die mich öfters aus meinen Träumen reißen.

Ssssss...sssssss...sssss – klatsch. Mücke tot. *Ssssss...ssssss...sssss – klatsch.* Hubschrauber abgeschossen. Ich schrecke auf. Über mir kreist kein Helikopter. Nur Mücken schwirren über meinem Kopf. *Sssss...ssssss...ssss – bumm.* Deutscher Jagdbomber lädt über Guernica seine Todesfracht ab. *Sssss...ssssss...* Kampfdrohne bei Suche nach Bin Laden über pakistanisch-afghanischem Grenzgebiet abgestürzt. Ich träume vom Krieg. Ich weiß nicht so recht, von welchem. Im Schlaf vermischt und verwischt die Fantasie vielfältige Eindrücke aus den verschiedensten Quellen. Am Nachmittag erst habe ich in Torres gelesen:

„Während der Napoleonischen Besetzung kam es hier am 19. oder 20. November 1809 zu einem Gefecht zwischen einer französischen Einheit und einer Guerillagruppe unter dem Kommando von Javier de Mina. Auf französischer Seite standen 800 Mann Infanterie und 80 Kavalleristen einer spanischen Einheit von 500 Mann gegenüber, die durch einige Freiwillige aus Torres, Sansol und Los Arcos verstärkt wurden.“

4 – LEGION UND LEGIONÄRE

Bald darauf träume ich von der Fremdenlegion. Zuerst von der französischen, dann von der spanischen. Vor kaum zwei Wochen war ich in Ronda und habe an der berühmten „Marcha“, einem von der spanischen Legion veranstalteten 101-Kilometer-Marsch, teilgenommen. Ziel dabei war es, 101 km in maximal 24 Stunden zu Fuß zurückzulegen. Eigentlich bin ich recht pazifistisch veranlagt und wäre selbst wohl kaum auf die Idee gekommen, an einer solchen Veranstaltung teilzunehmen. Doch ein halbes Jahr zuvor hat mich Diego, ein spanischer Freund, der jetzt in Cobeña bei Madrid wohnt, zu diesem Ultramarathon überredet. Als ich in vor vielen Jahren in Valencia lebte, haben wir dort zusammen für Marathons und andere Langstreckenläufe trainiert und auch daran teilgenommen. Dann sind wir beide ca. zehn Jahre lang kaum Wettkämpfe gelaufen und haben unabhängig voneinander wieder intensiv mit dem Langstreckentraining angefangen. Als er davon gehört hat, dass ich mich in Majazzthekistan auch wieder auf Marathonläufe vorbereite, hat er mich bald nach Spanien eingeladen. Nach anfänglichem Zögern habe ich seine Einladung zu den 101 km von Ronda angenommen. Die Veranstaltung findet normalerweise im Mai statt und ich kam zum Ergebnis, dass sich der „Marsch“ – ein Zwischending zwischen Volkslauf und Volkswandern – perfekt in meinen Zeitplan einbauen ließ und einen guten Abschluss meines Vorbereitungsprogramms für den Jakobsweg bildete.

Diese Nacht in Torres sollte ich unwillkürlich meine erfolgreiche Teilnahme an der „Marcha“ nacherleben und von den in der *Serranía de Ronda* gelaufenen 101 km bzw. als „Camino-Vorfreude“ bereits von 1001 Gesamtkilometern träumen... Aber was – zum Teufel noch mal – hat ein von der spanischen Fremdenlegion organisierter Marsch im heutigen Andalusien mit einem mittelalterlichen Pilgerweg durch Nordspanien gemein? Natürlich nichts, könnte man meinen. Außer vielleicht, dass man bei beiden zu Fuß unterwegs ist. Und dass man für beide Wege physisch einigermaßen vorbereitet sein muss. Und man sollte auch mental gerüstet sein, denn beide Wege sind voller Strapazen und man will ja schließlich durchhalten und sein Ziel erreichen. Beide Wege sind voller Höhen und Tiefen. Man erlebt persönlich starke Momente, in denen es Spaß macht, einen Berg oder Höhenzug erklommen zu haben und man genießt die tolle Aussicht in der wunderschönen Landschaft. Und dann geht es wieder runter ins Tal. Manchmal nicht nur geografisch. Plötzlich ist man

von der Anstrengung ganz kaputt und möchte am liebsten aufgeben oder zumindest ein bisschen mogeln, vielleicht ein paar Kilometer im Taxi oder Bus zurücklegen. Aber ansonsten hat der Legionärsmarsch einen rein militärischen Charakter. Und der Pilgerweg war immer eine tief religiöse Angelegenheit. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man das so glauben.

Die spanische Legion wurde erst 1920 ins Leben gerufen. Spanien war in dieser Zeit noch Kolonialmacht in Nordafrika, genauer gesagt im Norden Marokkos und in der Westsahara. Doch die Nordafrikaner, von den Spaniern bis heute *„Moros“* (Mauren, Mohren) genannt, wollten ihre Unabhängigkeit. Es kam zu einem grausamen Krieg, in dem die spanischen Verluste sehr hoch waren. Da kam der spanische König auf die Idee, eine Fremdenlegion nach französischem Vorbild aufzubauen. Dadurch sollten die eigenen Verluste verringert werden. Heute könnte man aus neoliberaler Perspektive vielleicht sagen, der Staat habe militärische Aufgaben *„outgesourct“,* an eine globalisierte Auffangtruppe unter nationaler Oberhoheit delegiert, um die Kosten zu senken. Sowohl die finanziellen als auch die menschlichen (natürlich nur die auf das eigene Land bezogenen). Besonders wenn die Truppe „Verluste“ macht, schlägt das outgesourcte, meist ausländische Personal finanziell weniger zu Buche und verursacht nur geringes öffentliches Interesse und damit weniger negative Schlagzeilen. Den Kolonialkrieg in Nordafrika konnte Spanien trotz der neu angeworbenen Söldner nicht gewinnen. Dafür stand die Legion dann aber 1939 mit auf der Siegerseite: Der General *Francisco Franco Bahamonde* führte die oftmals marokkanischen Legionäre in Spanien zu einem militärisch totalen, moralisch aber recht zweifelhaften Sieg gegen die demokratisch gewählte Regierung und gegen das eigene Volk.

Nach Ende der Franco-Diktatur bekamen die spanischen Militärs und mit ihnen auch die Legion neue Aufgaben. Spanien wurde bald fester Bestandteil der EWG bzw. der späteren Europäischen Union. Die spanischen Streitkräfte erhielten ihrerseits neue Herausforderungen im europäischen Rahmen und innerhalb der NATO der Post-Kalter-Krieg-Ära. Die Legion kämpft jetzt nicht mehr gegen das eigene Volk, sondern wird bevorzugt zu sogenannten „friedenserhaltenden Maßnahmen“ außer Landes herangezogen. Zusammen mit ihren europäischen Verbündeten und NATO-Partnern wird sie an den bekannten Krisenherden in aller Welt eingesetzt, z.B. im Kongo, im Nahen Osten oder in Afghanistan. Trotzdem fehlt es ihr immer noch an wirklicher Popularität und Verbindung zur Zivilgesellschaft. Der Legionärsmarsch – eine Veranstaltung mit betont sportlich-zivilem Charakter – ist sicherlich ein werbewirksames Mittel, um die Tätigkeiten der Legion der spanischen Öffentlichkeit in einem positiven Licht zu präsentieren.

Der Heilige Jakob war natürlich kein Legionär und der Jakobsweg wurde nicht von römischen Legionen oder Soldaten anderer Fremdmächte gebaut. Und die Pilger an seinem Grab wurden von tiefen religiösen Motiven getrieben, nicht von oberflächlicher sportlicher Begeisterung. So scheint es vielleicht auf den ersten Blick. Oder könnte man den Heiligen eventuell doch als eine Art Legionär im Dienste des Messias und dessen neuer Religion betrachten, der im Auslandseinsatz war und sein irdisches Leben für eine edle Überzeugung riskierte und schließlich hingab? Nur dass es damals galt, eine neue Religion zu verbreiten, während die heutigen Legionäre „westlich-demokratische Werte" exportieren sollen?!

War sein „Auslandseinsatz" als Missionar Christi im römischen Spanien für ihn vielleicht gar nicht so anders als das, was die heutigen NATO-Soldaten bei ihren Missionen im „Dienste der Demokratie" empfinden?

Die westlichen Legionäre bauen Brücken und graben Brunnen, geben „Nachhilfe in Demokratie" – und schießen dann doch immer häufiger, besonders in den letzten Jahren. Schließlich sehen nicht alle Araber oder Afghanen die Notwendigkeit eines solchen Nachhilfeunterrichts ein. Auf dem Jakobsweg wurden auch Brücken gebaut, z.B. von *Santo Domingo de la Calzada*, um den Pilgern das Vorankommen etwas zu erleichtern. Die Wege nach Santiago wurden dadurch allerdings noch lange nicht von ihrer Unsicherheit befreit. Überfälle, Entführungen und Morde waren an den Tagesordnung. Deshalb gründete man den Militärorden des „Heiligen Jakobs vom Schwert". Dieser Orden sollte die Pilger vor kriminellen Übergriffen schützen und wurde gleichzeitig auch als militärischer Arm der Pilgerbewegung gegen die „Ungläubigen", also die nicht weit entfernt lebenden Mauren, eingesetzt. Der Heilige Jakob hatte und hat durchaus zwei Gesichter: Das des leutseligen Pilgers – Wanderstab und Weinflasche in der einen Hand und in der anderen die Heilige Schrift. Das zweite Gesicht ist das des Maurentöters – *Santiago Matamoros* – hoch zu Ross, das Schwert schwingend, Pferdehufe trampeln Ungläubige nieder, Köpfe rollen und in manchen Darstellungen durchbohrt der „Heilige" mit seiner Lanze Ungläubige sprichwörtlich von Kopf bis Fuß.

Heute hat die „Demokratisierung" West- und Mittelasiens für den Westen einen hohen, nicht nur symbolischen Wert. Im Mittelalter ließen die Päpste die Rechristianisierung Spaniens vehement fördern: Sie war für die Kirche nicht nur ein Propagandafeldzug gegen alles Unkatholische, sondern ein notwendiger Kampf, der sowohl mit ideologischen als auch militärischen Mitteln geführt werden musste. Das Heer der Pilger war damals sicherlich nicht so sehr von sportlichem Ehrgeiz getrieben, allerdings auch nicht immer von religiösem: Da musste der Knecht dem Herrn seine Füße zur Verfügung stellen, weil letzterer als reicher Kaufmann besseres zu tun hatte, als die vom Priester auferlegte Bußwallfahrt selber anzutreten. Und mancher Galgenvogel zog Verbannung und Pilgerfahrt nach Santiago der Verurteilung durch ein weltliches Gericht und dem Ende durch einen Strick vor.

Kein Wunder also, dass der Jakobsweg Ausgang des Mittelalters immer mehr in Verruf geriet und die Menschen lieber Martin Luthers Rat folgten, innerlich umzukehren und durch wahrhafte Reue und Befolgung des Evangeliums die Erlösung zu suchen.

Ausgangs des Mittelalters – genauer gesagt am 12. März 1507 während der Belagerung der Festung Viana – starb auch *Cesare Borgia,* Sohn des aus der Region Valencia stammenden Papstes *Alexander VI*., unweit des Jakobswegs. Als Generalissimus der päpstlichen und navarresischen Allianz, welche die bald folgende Unterstellung Navarras unter kastilische Oberhoheit nicht aufhalten konnte, geriet Borgia in einen Hinterhalt der feindlichen Truppen. Er wurde zunächst in der Kirche *Santa María* zu Viana beerdigt, dann aber vor das Hauptportal umgebettet, damit das gemeine Volk und Vieh den Exkommunizierten mit Füßen treten konnte. Erst 2007 wurde er auf Beschluss einer kirchlichen Kommission erneut im Inneren des Gotteshauses beigesetzt. Eine Marmorplatte an der Kirche erinnert Besucher und Pilger an seinen Tod im März des genannten Jahres. Beim Wandern zwischen Torres del Rio und Viana gelingt es mir kaum, meine Träume der vorangegangenen Nacht angemessen zu verarbeiten. In Viana besuche auch ich die Kirche Santa María und denke an die Familie Borgia, päpstliche Intrigen und an Luthers Ratschläge hinsichtlich des Pilgerns und innerer Umkehr. In dieser Stimmung erreiche ich am Spätnachmittag *Logroño,* die Hauptstadt der „Autonomen Gemeinschaft *La Rioja"*.

5 – LOGROÑO

Im Zentrum von Logroño rufe ich Walter von einem Café aus an. „*In einer halben Stunde bin ich da und hole dich ab*." Ich genieße meinen Kaffee und die Vorstellung, dass mich jemand „abholt". Walter ist pünktlich. Ich frage ihn, wo er denn sein Auto geparkt habe.

„Bin zu Fuß. Tut mir gut, auch mal wieder etwas zu laufen. Ist nicht weit bis zu mir nach Hause. Und du als Pilger musst ja sowieso laufen."

Wir trinken noch etwas zusammen und machen uns auf den Heimweg zu Walter. Ich muss meinen überdimensionalen Rucksack noch mal für ca. 40 Minuten schultern. Walter läuft ohne Gepäck.

„Ich würde dir ja gern etwas abnehmen, aber das würde sicherlich deinen Pilgerstolz verletzen; und außerdem hast du dein Kreuz, das du da trägst, selbst erwählt und möchtest sicherlich den Rest des Weges dazu stehen."

Recht hat er. Walter, in der Nähe des ehemaligen *„Karl-Marx-Stadt"* geboren, ist noch nicht komplett von sozialistischen Ideen geheilt. Am Abend lästert er über die „untragbaren Zustände" in der Wagenburg ab, die sich teutonische Deutschlehrer zum Teil jahrzehntelang als rechtlose Honorarkräfte hält, und wie froh er ist, diesem Ausbeutersystem

rechtzeitig entronnen zu sein. Ich frage ihn, ob er schon weiß, dass inzwischen auch in der Wagenburgzentrale nicht nur ausländische, sondern auch aus dem Ausland „reimportierte“ teutonische Mitarbeiter tätig sind, die aber ihre Honorarabrechnung im Ausland machen, um für den Mutterkonzern am Stammsitz Steuern und Sozialabgaben zu sparen und – noch viel wichtiger – um irgendwelche arbeitsrechtlichen Ansprüche nach teutonischem Maßstab zu vermeiden.

Walter fühlt sich in seiner Kapitalismuskritik voll bestätigt. Zurzeit läuft es auch in der spanischen Automobilindustrie nicht befriedigend. Zwar hat er einen Vertrag, ist samt Familie über den Betrieb auch kranken- und sozialversichert, doch seine Firma baut konjunkturbedingt Arbeitsplätze ab. Und da er relativ neu ist, macht er sich Sorgen um seine langfristige Zukunft in Logroño. Walter hat durchaus eine soziale Ader: In seinem ersten Jahr in Majazzthekistan hat er mit anderen teutonischen Kollegen Geldspenden für einen Kindergarten gesammelt. Es ist dabei ein ansehnliches Sümmchen zusammengekommen, so erklecklich, dass der Kindergarten zu einer Übergabezeremonie mit gehissten Fahnen einlud. Walter brachte mangels internationaler Flaggen im Inventar der Tagesstätte seine eigene Teutonienfahne mit. Sie trug in der Mitte die Insignien eines verblichenen Arbeiter- und Bauernstaates, was aber keinen der Anwesenden des Gastgeberlandes wirklich störte oder ihnen auch nur auffiel. Auffällig ist allerdings, dass in der majazzthekischen Wagenburgfiliale im Verhältnis zu den auf Honorarbasis tätigen „Westonen“ überdurchschnittlich viele „Ostonen“ langfristig die örtlichen Arbeitsbedingungen akzeptieren. Osteuropäische Deutschlehrerinnen – besonders vom Balkan und aus den baltischen Ländern – sind dort auch sehr gern gesehen und meistens mit den in Majazzthekistan real existierenden Konditionen viel glücklicher als ihre teutonischen Kollegen, trotz unsicherer politischer Lage und trotz geringerer Honorare im Vergleich zu ihren teutonischen Muttersprachler-Kollegen.

Walters Familie pendelt zwischen Spanien, Teutonien und Majazzthekistan. Wenn sie es sich leisten kann. Tochter Inés verbringt gern die Ferien bei ihren Großeltern in Teutonien oder Majazzthekistan. Nicht jedes Jahr. Ehefrau Guadalupe würde nächstes Jahr am liebsten zum 65. Geburtstag ihres Vaters ins Land der Majazztheken reisen.

Möglicherweise allein. „*Ein neues Auto und Urlaub in der Heimat, das geht nicht. Du musst dich entscheiden, was dir wichtiger ist,“* warnt Walter schon mal vor. Ich fühle mich in diesem Moment wirklich privilegiert. Ich leiste mir jedes Jahr eine Teutonienreise mit Abstecher nach Spanien oder sonst wo hin. Nicht weil ich mehr Geld als Walter verdienen würde. Aber als alternder Junggeselle kann ich es für mich allein verbraten. Natürlich steige ich als majazzthekische Honorarkraft normalerweise in „Keine-Sterne-Hotels“ oder wie dieses Jahr in Pilgerherbergen oder bei Freunden ab. Aber ich kann mir das jährliche Reisen zumindest irgendwie erlauben. Auch wenn meine „Altersarmut“ – hoffentlich keine „extreme“, wie man in Majazzthekistan so sagt – vorprogrammiert ist.

Nach ein paar Bier an diesem Wiedersehensabend sage ich halb scherzhaft zu Walter:

„Du hast wenigstens eine Tochter, die euch im Alter vielleicht einmal pflegen wird. Ich habe nur zwei Optionen, falls der teutonische Sozialstaat bis dahin nicht vollends kollabieren sollte: Entweder kehre ich nach Teutonien zurück und hoffe auf die Mildtätigkeit meiner verbeamteten Schwestern. Oder aber ich klettere – solange ich es noch kann – auf den majazzthekischen Vulkan Fumaroltépetl *und springe in den Krater und vertraue mich somit selbst Mutter Erde wieder an.“*

Am nächsten Morgen will ich meinen Pilgerweg fortsetzen, aber Walter und seine Frau überreden mich, noch einen Tag zu bleiben. Ein Ruhetag wird es trotzdem nicht. Wir laufen am Ebro-Ufer rauf und runter, um die Stadt zu erkunden. Sicherlich 15 Kilometer. Aber immerhin ohne schweren Rucksack. Eigentlich wollte ich meinen geschundenen Füßen die Chance zur Erholung geben. Eigentlich. Am Nachmittag steige ich dann das erste und letzte Mal zwischen Saint-Jean-Pied-de-Port und Santiago de Compostela in ein motorisiertes Fahrzeug. Walter lädt mich zu einem Ausflug ins arid-karge *Cameros-Gebirge* südlich von Logroño ein. Dann fahren wir nach *Laguardia* in der *Rioja Alavesa*, die schon zum Baskenland gehört. Das romantische Städtchen liegt auf einer Anhöhe und bietet fantastische Ausblicke auf die endlos scheinenden Weinberge bzw. „Weinfelder“ in der Ebene von *Álava* und auf die baskischen Gebirge im Hinterland. Und man kann den Wein natürlich nicht nur sehen...

Diese Nacht träume von der Hochzeit von Logroño, auf der Petrus vor seinem Schüler Paulo über die Liebe doziert. Oder gebe ich mich im Unterbewusstsein doch eher Sofia, der Königin der Nacht, hin? Das eine schließt das andere nicht aus, unsere Träume sind vielschichtig.

Prinzessin, weißt du, dass dein Name griechischer Herkunft ist und so viel wie „Weisheit“ bedeutet? Du hast mir erklärt, dass die Liebe nicht existiere, nur ein Wort für ein verkommenes, erkauftes Recht auf Berührung sei. Glaubst du ernsthaft, dass das eine Lebensweisheit ist? Vielleicht ist es nur deine persönliche Kapitulation vor den Anforderungen der Liebe aufgrund schlechter Erfahrungen, die du überwinden solltest? Vielleicht wollen wir manchmal nicht mehr an die Liebe glauben, weil unsere Erwartungen und Ansprüche einfach falsch sind. Wir können einerseits nicht mehr daran glauben, andererseits aber auch nicht den Wunsch nach irgendeiner Form der Zuneigung unterdrücken. Wir wollen schließlich doch, dass uns jemand in seine Arme schließt. Auch du fühlst sicherlich diesen Wunsch, sei es aufgrund der Existenz deiner Kinder oder anderer Menschen, die du magst und die dich schätzen, nicht unbedingt im sexuellen Sinne. Ich habe auch diesen Wunsch. Ich glaube die Mehrheit der Menschen spürt ihn. Diejenigen, die dieses Verlangen nicht mehr haben, sind in ihrem Inneren bereits tot. Ich weiß nicht, ob du schon das Buch gelesen hast, das ich dir gegeben habe.

Es ist etwas esoterisch *und ich verstehe auch nicht alles, was dieser Brasilianer da schreibt. Sein Buch ist über den Jakobsweg, und er schreibt auch über das Thema „Liebe". Petrus erklärt seinem Schüler Paulo drei verschiedene Formen der Liebe:*

1. ***Eros*** – die erotische Liebe. Das Verlangen nach Sex, oft von Eifersucht und vom Wunsch begleitet, eine andere Person zu besitzen und sie zu beherrschen. Du kennst diese Form der Liebe sicherlich.

2. ***Filos*** – die Liebe, die durch gemeinsam erreichte Ziele zu einer starken Freundschaft geworden ist, die auf gegenseitigem Respekt basiert und dadurch den Wunsch nach sich zieht, weiterhin zusammenzubleiben. Die durch Filos Vereinten haben eine gemeinsame Vision für ihre Zukunft (Philosophie – die Liebe und das Trachten nach Erkenntnis und Weisheit!)

3. ***Agape*** – meine Religionslehrer erklärten diese als selbstlosen Liebesdienst am Nächsten. In *Paulo Coelhos* Buch *„Auf dem Jakobsweg"* wird die Agape als „alles verschlingende Liebe" idealisiert, sicherlich die höchste Form der Liebe.

Ich glaube, Eros kennt jeder. Filos können die meisten erfahren, wenn sie nur den Willen haben, dafür zu leben und zu arbeiten. Agape in ihrer idealisierten Form erreicht wahrscheinlich nur eine Minderheit der Menschen. Prominente Beispiele: Der am Kreuz für die Menschen sterbende Christus, der für die höchste Erleuchtung meditierende Buddha, der Eremit in der Wüste. Aber auch „kleine Leute", die ihr Leben geben, um andere zu retten oder nur, um nicht die menschliche Würde zu verlieren, z.B. in einem Krieg oder in einer grausamen Diktatur, erfahren sicherlich Agape.

Prinzessin, ich weiß, *die Jahre haben dich verändert. Die alltäglichen Erfahrungen, die Arbeit, dein Alter und die Reife. Auch wenn du dich nicht mehr verlieben solltest im Sinne des Eros – der letztendlich die schwächste Form der Liebe darstellt (wenn auch vielleicht die aufregendste): Dir bleibt die Aufgabe, zwei höhere Formen der Liebe kennenzulernen. Und du kannst es. Sei es, du erfährst diese Liebe in einer Zweierbeziehung mit einem Lebenspartner oder im allgemeinen Zusammenleben mit deinen Mitmenschen; du hast die Chance, die Nacht enden zu lassen, weise Königin...*

„Aufstehen, Jakob, das Frühstück ist fertig! *Ein Pilger muss doch früh raus! Es ist schon längst hell!"* Walter weckt mich, seine Frau hat das Frühstück bereitet und Inés sitzt auch schon da. Nachdem ich mich von Inés und Guadalupe, die ihre Tochter zur Schule bringt, verabschiedet habe, packe ich meine siebzig Sachen. Ja, ich weiß, ich habe viel zu viel mitgenommen. Die Hälfte an Gepäck wäre wahrscheinlich immer noch mehr als genug. Wozu brauche ich eigentlich die ganze Reiseliteratur? Abends bin ich doch meistens zu müde zum lesen. Oder aber die Herbergsverwaltung macht pünktlich um 22 Uhr das Licht aus,

sodass man abends gar nicht mehr lesen kann. Wozu brauche ich sechs T-Shirts, Sockenpaare und Unterhosen? Ich könnte doch auch mit zweien auskommen und täglich eine Garnitur waschen. Wozu Ersatzschuhe? O.K. Wegen der Blasen. Aber mit weniger Gewicht gäbe es vielleicht auch weniger Blasen. Wozu die Winterjacke? Warum habe ich mir nicht vor dem Camino im Outdoor-Shop einen extrem leichten Schlafsack und ultraleichte Marken-Wanderklamotten gekauft? Auch dadurch hätte ich einige Kilos einsparen können. Und wozu brauche ich Rasierapparat und Rasierwasser? Als ich vor Jahren in Nepal zum Everest Base Camp gewandert bin, habe ich den Bart einfach wachsen lassen. Obwohl wir damals im Endeffekt noch mehr Gewicht bis auf über 5000 Meter Höhe trugen: Zelt, Kocher, Verpflegung, Daunenjacke, Hochgebirgsschlafsack usw. Vielleicht empfinde ich deshalb meinen frivol-überladenen Pilgerrucksack auch gar nicht als so anstößig, wie er manchem Mitpilger vorkommt.

Das überrascht mich wirklich auf dem Camino: Wie viele Sorgen sich andere Leute um meinen Rucksack machen. Ja, ihr habt ja alle Recht. Es hat seine Vorteile, mit so wenig Gepäck wie möglich unterwegs zu sein. Aber was geht es euch an, wie viele Kilos ich mit mit mir rum schleppe? Wieso tangiert es euch, wie schwer das Kreuz ist, das ich mir auferlegt habe, solange ich fähig bin, es selbst zu tragen und euch nicht um Hilfe bitten muss?

Ja, die Kommentare einiger Mitpilger überraschen mich. Manche sind gut gemeint und durchaus vernünftig: *„Willst du nicht doch vielleicht ein paar Sachen nach Hause schicken? Mit der Hälfte Gepäck kämest du aber schneller voran!“*
Aber es gibt auch fast boshafte Äußerungen: *„So pilgert man nicht! So kommst du nie nach Santiago! So wirst du nie den Cebreiro* (Gebirgspass nach Galicien) *hochkommen! Das ist doch nicht dein Ernst mit diesem Rucksack?! Du bist echt verrückt. Hast du nicht gelesen, dass man maximal 10 Kilo mitnehmen soll?“*

Als ich diesen Morgen bei Walter packe, überlege ich noch einmal, ob die Mitpilger nicht Recht haben und ich die Chance wahrnehmen sollte, radikal auszumisten und einen Teil des Gepäcks bei Walter zu lassen oder von Logroño aus mit der Post wegzuschicken. Doch plötzlich gehen mir wieder die eher boshaften Kommentare durch den Kopf, und meine Sturheit besiegt die Vernunft. Jetzt erst recht! Ich trage das Kreuz, das ich mir auferlegt habe, bis zum Ziel. Ich werde nicht darunter zusammenbrechen und zeigen, dass ich es bis zum Ende tragen kann! Walter begleitet mich den halben Weg nach Navarette, also ca. fünf Kilometer stadtauswärts, und ich habe gleich Gelegenheit, meinen konsequenten individuellen Tragewillen unter Beweis zu stellen:

„Würd‘ dir ja gerne etwas abnehmen, könnt ich ja auch, hab‘ ja jetzt nichts anderes zu schleppen. Aber du bist ja Pilger und außerdem gut durchtrainiert. Willst ja sicher dein Päckchen selber tragen...!“

Ich verkneife mir einen Kommentar. Bald darauf verabschieden wir uns. Walter läuft zurück nach Logroño und ich weiter durch die hügelige Landschaft. Eigentlich fühle ich mich stark. Stark genug, meine 70 Sachen zu schultern. Nach ein paar Kilometern habe ich Lust, auszutreten. Ich stehe schon fast, schaue mich nach hinten um und gehe dabei noch ein oder zwei Schritte vorwärts Richtung Gebüsch. Ich stolpere über einen Stein und stürze mit dem linken Knie auf einen anderen. Der schwere Rucksack erhöht die Wucht meines „Kniefalls". Ich falle genau auf die gerade verheilte Wunde einer Sportverletzung von vor sechs Wochen. *Sch....* möchte ich fluchen, *„¡Qué fuerte!"* höre ich es in meinem Inneren höhnisch lachen. Die alte Wunde ist wieder aufgeplatzt. Physisch wie psychisch. Immer wenn ich falle, überfallen werde oder sich irgendein Unfall ereignet, bin ich zu 80 oder 90 Prozent selbst schuldig. Wenn eine Situation wirklich gefährlich ist, passiert meistens nichts, weil ich sie dann voll konzentriert anpacke. Meine größten Niederlagen resultieren oft aus grob fahrlässiger Unachtsamkeit, dann, wenn ich mich zu sicher fühle. Wenigstens befindet sich in meinem Rucksack eine vollständige Reiseapotheke. Ich finde bald das Jod, desinfiziere das blutende Knie, stehe wieder auf und laufe weiter.

6 – SÜNDE, BUSSE UND VERGEBUNG

Bei den alten Lateinern hieß es: „*Errare humanum est."* Irren ist menschlich. Scheitern und fallen auch. Aber man muss lernen, möglichst schnell wieder aufzustehen. Gegen 18 Uhr komme ich in *Nájera* an. Ich habe Glück. Ich bekomme das letzte freie Bett in der Pilgerherberge und träume...

...vom Irren, Scheitern und Fallen. Und von Fettnäpfchen. Wir sind auf einer Deutschlehrerfortbildung in einem der teuersten Hotels von *„Carroztlán".* Es sollte die letzte dieser Art in einem Luxushotel mit einem externen Referenten und Mittagsbuffet sein. Vor ca. fünf Jahren. Der vom teutonischen Sprach- und Kulturinstitut geschickte Fortbilder doziert über Zeitmanagement und die zunehmenden zeitlichen Zwänge, in denen Lehrer und Dozenten im immer mehr auf Wirtschaftlichkeit und Kostenersparnis getrimmten Lehrbetrieb normalerweise stecken. Nach einigen Anekdoten seitens des Referenten weise ich etwas ironisch darauf hin, dass auch die Wagenburg-Schule von dieser Entwicklung nicht verschont bleibt und dass unser Koordinator Sigmar aufgrund seines kostenneutral erweiterten Aufgabenfeldes und der zunehmenden Anzahl von Zertifikatsprüfungen kaum noch Zeit für die allgemeine Kommunikation mit seinen Lehrkräften habe. Ein Raunen und Kichern geht durch den Raum. Sigmar schaut eher verstört zu mir rüber. In der Essenspause lobt mich der Referent für meine aufschlussreichen, amüsanten Beiträge und stellt heiter fest, dass er nur in wenigen Institutionen eine so lockere und aufgeschlossene Atmosphäre und so viel Toleranz zwischen den Teilnehmern aller Hierarchien kennengelernt habe.

Ein paar Tage später sehe ich meine Kollegin Petra im Lagerraum Kisten für einen Intensivkurs packen. Sie stöhnt über die zunehmende Mehrbelastung durch unbezahlte Zusatzprojekte und ich beginne über Sigmar abzulästern. Dass er nicht zuhören könne. Dass er neuen Ideen gegenüber sehr verschlossen sei. Dass die Kursauswertungen und Lehrerbewertungen immer dann zurückgegeben werden, wenn sie schon längst überholt sind. Dass er von Anderen immer mehr verlange, selbst aber gerne am Dienstcomputer sonst wo surfe usw. Petras Miene sieht plötzlich wie versteinert aus. Ich schaue mich um. Sigmar steht hinter mir. Ich weiß nicht, wie lange schon. Die Woche darauf findet die jährliche Leistungsbewertung der Lehrkräfte durch die Koordination statt. Ich ahne nichts Gutes. Christa Oberwasser, Sigmars Ex-Assistentin in der Koordination Deutsch, ist kurz zuvor neue Direktorin der WB-Werksschule geworden. Sie hospitiert in meinem Unterricht zwecks Leistungsbewertung. Wir führen anschließend ein auswertendes Gespräch in ihrem Büro. Sie ist rundum zufrieden. In diesem Moment klopft Sigmar an die Bürotür. Er hat einen Stapel Papier in der Hand:

> „*Hier hast du deine letzten Schülerbewertungen. So wenige Punkte wie noch nie. Das dürfte dir als einem unserer wenigen Lehrer mit doppeltem Staatsexamen eigentlich nicht passieren.“*

Sigmar ist für die direkte Lehrerevaluation zuständig. Christa bewertet wiederum die Sekretärinnen und einzelnen Sprachabteilungs-Koordinatoren. Die Lehrer dürfen allerdings auch ihren jeweiligen Koordinator evaluieren, so wie die Schüler wiederum ihre Lehrer beurteilen dürfen. Von den jeweiligen Bewertungen ist u.a. auch die Bezahlung, d.h. die jährliche Lohn- bzw. in unserem Fall Honoraranpassung abhängig. Für mich gibt es dieses Jahr eine Nullrunde. Sigmars Bewertungen seitens der Lehrkräfte sollen auch nicht gut ausgefallen sein. Hört man auf den Gängen der Wagenburg-Schule...

Seit dem großen Stühlerücken im Schulleitungsbereich hat sich vieles verändert: Juan Pablo Aznar residiert jetzt nicht nur physisch abgehoben in der den Klassenzimmern übergeordneten Etage. Er ist jetzt oberster Chef aller WB- Schuldependancen. Christa Oberwasser hat nun Juan Pablos ehemaliges Büro als Direktorin der Werksschule übernommen. Nur Sigmar Ringler sitzt immer noch auf demselben Stuhl wie schon seit zehn Jahren. An ihm ist die Beförderungswelle in der Schulleitungsetage vorübergegangen, und er leidet darunter. Christa demonstriert jetzt ihre „Domina-Qualitäten“. Sie zeigt wirklich mehr Führungsqualitäten als Sigmar, ist innerlich aber doch unsicher.

„Werden mich meine Ex- Kollegen und Sigmar akzeptieren,
wenn ich sie freundschaftlich an der langen Leine arbeiten lasse,
oder muss ich die Zügel straffen und ihnen die Sporen geben?“

Christa schwankt, entscheidet sich bewusst oder unbewusst aber immer öfter für die zweite Möglichkeit. Die Zeit der gemeinsamen Partys und Freizeitaktivitäten ist vorbei. Die Wagenburg sieht immer weniger die fortgebildeten Mitarbeiter als den eigentlichen Gewinn ihrer Schulungen an, sondern will mit dem Verkauf der Bildungsmaßnahmen an Dritte Geld verdienen. Das funktioniert nur, wenn man die Mitarbeiter, insbesondere das Lehrpersonal, kräftig unter Druck setzt, um die „Kosten-Produktrelation" zu optimieren. Das funktioniert nicht immer auf freundschaftliche Weise.

Während ich zwischen sechs und sieben Uhr, noch im Halbschlaf, von freundschaftlicher Kostenoptimierung träume, hat sich der Schlafsaal von Nájera schon weitgehend geleert. Ich stehe auf und beeile mich, so dass ich noch vor Einrücken der ersten Putzfrauen auf dem Pilgerweg bin. Heute steht eine relativ kurze Etappe an: Von *Nájera* bis *Santo Domingo de la Calzada* sind es nur 21 Kilometer. Ich gehe zügig und möchte nicht zu spät ankommen, um diese interessante Kleinstadt mit ihrer gotischen Kathedrale in Ruhe genießen zu können. Zunächst sichere ich mir ein Bett im Zisterzienserkloster. Ein bekannter deutscher Camino-Autor hat dort zwar einen Lagerkoller bekommen und anschließend beschlossen, gar nicht mehr in Pilgerherbergen zu übernachten, aber das ist für mich eher ein Anreiz, meine eigenen Erfahrungen in diesem Kloster zu machen. Die sanitären Anlagen empfinde ich als gar nicht schmutzig und für ein Refugio relativ geräumig. Vielleicht sind sie ja aufgrund der Kritik des Prominenten erneuert worden?!

Aus purer Neugier werfe ich einen Blick auf die empfohlene Pension mit den blütenweißen Betten direkt gegenüber des „Nonnengefängnisses". Dorthin hat sich Hape Kerkeling um sechs Uhr morgens vor den „Ätherkörpern" der anderen Menschen geflüchtet, als endlich die Klosterpforte geöffnet wurde. Die Pension sieht wirklich gemütlich aus und kostet etwas über 70 Euro pro Nacht. Zwischen meinen siebzig Sachen befindet sich selbstverständlich auch Hapes Kultbuch. Ich lese noch mal nach: *„Pilgerherbergen sind für Leute gedacht, die kein Geld haben. Überhaupt kein Geld. [...] Meine Oma hat es schon immer gewusst: Was nichts kostet, das ist auch nichts."* Na ja, die Pilgerherbergen sind inzwischen auch nicht mehr gratis. Sie kosten zwar noch nicht 70 Euro, aber 7 Euro ist schon billig. Um umgerechnet 70 Euro zu erwirtschaften, muss ich in Majazzthekistan ein bis zwei Tage schuften. Damit läge ich in Teutonien vermutlich so gerade am Rande der Armutsgrenze. 70 Euro in zwei Tagen: Aus Sicht eines Fernsehstars ist das sicherlich „überhaupt kein Geld", für einen teutonischen Honorar-Auswanderer in Majazzthekistan ´ne ganze Menge. Fazit: Pilgerherberge, na klar!

Sünde ist die Abwesenheit der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Ich habe Glück. In Santo Domingo empfindet man die Anwesenheit des heiligen Ortsgründers zur Zeit besonders intensiv. Der Einsiedler, Erbauer von Herbergen, Brücken und Pilgerwegen starb vor 900

Jahren. Zum Gedenken seines 900. Todesjahres findet gerade die Ausstellung *Pecado, Penitencia, Perdón (Sünde, Buße, Vergebung)* statt. Sie erstreckt sich von der Kathedrale über den Kreuzgang bis ins Innere des *„Claustros"* und wird auch vom Vatikanischen Museum mit Leihgaben unterstützt. Die Organisatoren werben: „*Es ist eine neuartige Ausstellung, weit weg von allem Konventionellen. Der Rundgang ist ein großes Spiel, bei dem man die Hölle durchquert, sich virtuell taufen lässt, bereut, Buße tut, Vergebung empfängt und schließlich zum Himmel aufsteigt. Ganz nebenbei kann der Besucher bei diesem großen multimedialen Event natürlich auch Kunstwerke betrachten."* Zu einem Exponat lese ich die Erläuterung: „*Die Hölle ist kein Ort, sondern ein Zustand. Ein Zustand, in dem sich diejenigen empfinden, die die ewige Abwesenheit Gottes fühlen."*

Nachdem ich in der Ausstellung lange über die Flecken auf meiner Seele und die reinigende Kraft des Fegefeuers nachdenken konnte, laufe ich durch die Spätnachmittagssonne und finde bald einen Ort für die alltäglichen Flecken auf den Wanderklamotten: Einen Selbstbedienungs-Waschsalon. Ich lasse die Chance nicht verstreichen. Bei meinen siebzig Wandersachen fülle ich lieber einmal pro Woche eine Waschmaschine anstatt täglich immer dieselben T-Shirts mit der Hand auszuwringen. Kurz darauf treffe ich auf dem Kathedralenvorplatz Josef wieder. Er kommt gerade in Santo Domingo an. Da ich einen Tag in Logroño pausiert habe, hat er mich wieder eingeholt. Wir verabreden uns zum Abendessen. Gegen 20 Uhr sitzen wir gemeinsam in einem Restaurant bei einem typischen Pilgermenü für ca. 13 Euro: Ein Schnitzel, Pommes, Brot, Salat oder ein wenig Gemüse – und viel Wasser und Wein. Wie fast immer. Wir philosophieren über das Leben. Nicht so sehr über Schuld und Sühne, sondern über ganz Alltägliches: Sein neues Leben als Rentner, seine Zukunftspläne für den Lebensabend, meine berufliche und sonstige Situation als Einwanderer in einem Schwellenland, die dortige soziale und persönliche (Un)Sicherheit etc.

Der Jakobsweg gibt einem sicherlich Zeit, um über die eigene Lebenssituation nachzudenken. Er kann vielleicht dabei helfen, sich persönlich neu zu orientieren oder auf den „richtigen Weg" (zurück) zu finden. Gegen *eine* Krankheit hilft er wohl kaum. Gegen Alkoholismus. Bei einer Rast nach 10 oder 15 Kilometern Fußweg durch die glühende Sonne Spaniens tut ein kühles Bier natürlich gut. Bei den Hauptmahlzeiten bevorzugen die Pilger Wein, das Getränk der Heiligen Kommunion. In der Kirche trinkt es nur der Geistliche. Bei der „Kommunion der Pilger" in der Herberge oder in den nahen Restaurants dürfen alle trinken. Christus war kein Antialkoholiker. Er hat nicht nur Brot vermehrt, sondern auch aus Wasser Wein gemacht. Guten Wein. Der Heilige Jakob wird meist mit Kürbisflasche dargestellt, aus der man in der Vergangenheit nicht nur Wasser getrunken hat. An diesem Abend gibt es den Rebensaft wieder als Gratiszugabe zum Pilgermenü. Flaschenweise.

Er ist billig; der Weg führt oft über Weinberge. Nicht nur in der Rioja. Es wird viel getrunken auf dem Camino. Sicherlich nicht so viel wie auf Mallorcas Ballermann, aber auch ich ertappe mich ständig, dass ich mehr Bier und Wein als normalerweise trinke. Wer ernsthafte Alkoholprobleme hat, sollte lieber von Medina nach Mekka pilgern. Dort wird er sie vielleicht los. Auf dem Jakobsweg bestimmt nicht. Um zehn Uhr liegen Josef und ich in unseren jeweiligen Betten in der Pilgerherberge. Tatsächlich schlafen die meisten Pilgerinnen und Pilger schon. Männlein und Weiblein durcheinander mitten im Frauenkloster. Aber es kommen keine Nonnen, um die Moral oder pünktliche Anwesenheit ihrer Schäfchen zu kontrollieren. Keine frustrierten, alten, spanischen Jungfern und auch keine indischen, von ihren Eltern an den Vatikan verkaufte Jungfrauen, die angeblich das weibliche Klosterpersonal auf der Iberischen Halbinsel mangels freiwilliger heimischer Kandidatinnen verstärken und verjüngen sollen.

Hab‘ ich Letzteres vor längerer Zeit gelesen oder träume ich zu viel vom „Sister Act“? Vor Jahren auf einer Indienreise habe ich junge, fröhliche Mädchen in Nonnenkluft gesehen, was mir in Europa nie so passiert ist. Vermischen sich in meinen Träumen Presseartikel, Kinofilme, Reiseerinnerungen und spätpubertäre Fantasien? Wahrscheinlich. Ich forsche im Internet nach Nonnen aus Indien, die nach Spanien verkauft wurden. Ich kann sie auf die Schnelle nicht finden. Stattdessen führt mich die Suchmaschine zu spanischen Nonnen, die zwischen 1960 und 1990 zusammen mit Klinikärzten Kinder verkauft haben sollen. Vorzugsweise Babys von allein erziehenden Müttern aus sozial benachteiligtem Umfeld. Den Müttern wurde erzählt, dass ihre Kinder im Krankenhaus gestorben seien. Die korrupten Ärzte und Nonnen verkauften dann die quicklebendigen Babys an betuchte spanische Familien.

Jetzt suche ich gezielt nach Nonnen aus Indien. Ja, es gibt sie. Die, die ich in einem teutonischen Bürgerportal finde, sind offenbar ganz freiwillig ins Bergische Land gekommen, um dort ein Kloster im Marienkrankenhaus zu gründen. Ich lese auf der Webseite:

„Es war der Apostel Thomas, der bis an die indische Malabarküste gepilgert ist und dort den christlichen Glauben eingeführt hat. Der Orden der „Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu” *wurde vor 100 Jahren vom Priester Mathäus Kathalikkattil gegründet. Derzeit umfasst der Orden fast 3300 Schwestern. Die letzten deutschen Nonnen sind im Marienhospital vor 35 Jahren gesichtet worden – weil die Franziskanerinnen einfach keinen Nachwuchs mehr hatten. Allerorten verschwinden die letzten Nonnen aus den (einst) katholischen Krankenhäusern, womit ein wichtiges Stück Pflege-Geschichte und -Kultur verloren geht. In vielen Kliniken kann man sich kaum noch daran erinnern, wie es einmal war, als Ordensschwestern den gesamten Pflegebereich unter ihren Fittichen hatten. Inzwischen bewegen sich die Reisenden in Sachen Glauben längst in entgegengesetzte Richtung.*

Die ersten "Sacred Heart Sisters" *aus Indien kamen 1988 nach Trier, inzwischen arbeiten sie in vielen Krankenhäusern der Region..."*

Unterdessen verschwinden auf dem Jakobsweg die letzten Nonnen und Mönche aus den (einst) katholischen Pilgerherbergen. Auch aus Klöstern bzw. säkularisierten Exkonventen. Womit ein wichtiges Stück Pilger-Kultur verloren geht und zur Pilger-Geschichte wird. Schon jetzt erinnern uns hauptsächlich die Bauwerke am Rande des Caminos und die Literatur daran, wie es einmal war, als Ordensbrüder und -schwestern den gesamten Pilgerbereich unter ihren Fittichen hatten... Ob man diese Entwicklungen mit melancholischer Nostalgie beobachten oder als Fortschritt betrachten möchte, bleibt jedem selbst überlassen.

Jedenfalls schlafe ich im Zisterzienserkloster ausgezeichnet, auch ohne klosterfräulichen Gute-Nacht-Kuss. Vielleicht werden die Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu irgendwann auch am Jakobsweg ein neues Kloster gründen und somit meinen Traum von hübschen, jungen, weltoffenen und hoffentlich auch freiwilligen indischen Nonnen in spanischen Klöstern bestätigen. Um Viertel vor acht breche ich zusammen mit Josef auf. Wir verlassen Santo Domingo de la Calzada und überqueren die alte Pilgerbrücke über den Fluss *Oja,* die der Heilige Domingo der Überlieferung nach im 11. Jahrhundert errichten ließ. Wir laufen weiter in Richtung *Grañón* und verlassen kurz darauf die „Rioja" und betreten Kastilien. Bald kommen wir durch *Redecilla del Camino* mit seiner kleinen, sehenswerten Pfarrkirche. Die zweite Tageshälfte führt uns über das Dorf *Viloria,* den Geburtsort Domingo Garcías, und über die Ortschaft *Villamayor* nach *Belorado,* in dessen Kirche *Santa Maria* es allabendlich eine Pilgersegnung gibt. Josef möchte gern daran teilnehmen. Ich begleite ihn noch bis zu seiner Herberge und wir verabschieden uns voneinander.

Ich fühle mich stark und möchte noch weiterlaufen. Durch das wunderbare Spätnachmittagslicht. Ich finde es komisch: Das Wetter ist herrlich, die Kraft der Sonne lässt nach – d.h. die hohen Temperaturen auch – aber man trifft fast niemanden mehr auf den in der ersten Tageshälfte so übervölkerten Wegen. Ich laufe durch kleine Ortschaften und sehe Pilgerbars am Wegesrand. Die Stühle alle hochgestellt, mangels Laufkundschaft schon geschlossen. Also muss ich mit meiner Wasserflasche vorliebnehmen. Um ca. halb zehn dieses Abends treffe ich in *Villafranca/Monte de Oca* ein. Hier trifft man auf eine große Überlandstraße mit LKW- Parkplätzen, Hotels und Kneipen für die Fahrer. Ich trete in eine Bar ein, bestelle ein typisches Brummifahrer-Menü und ziehe mir die Wanderstiefel aus. Ich habe schon über 20 Kilometer hinter mir und kleinere Blasen an den Füßen. Es ist bald Vollmond, das Wetter gut. Abgesehen von den Fußproblemchen fühle ich mich weiterhin fit und möchte endlich das Nachtpilgerleben kennen lernen. Nach einer Stunde Rast gehe ich weiter. Ich verlasse die Kneipe an der Nationalstraße 120 und finde bald die Muschelwegweiser, die mich zunächst durchs Dorf führen und dann direkt auf einen Höhenweg rauf

in die Oca-Berge. Nach wenigen Kilometern erreiche ich die Passhöhe *Puerto de la Pedraja* auf rund 1150 Höhenmetern, den höchsten Punkt der Provinz Burgos. Hier steht ein Denkmal für die Gefallenen des Spanischen Bürgerkrieges. Für die franquistischen Gefallenen. Im gespenstischen Schein des Dreiviertelmondes lese ich: „*Nicht ihr Tod war unnütz. Unnütz war ihre Erschießung.“* Der Waldboden ist wie von Panzerketten durchfurcht, zumindest scheint es so. Bei Mondschein ist es schwierig zu erkennen, ob die Verursacher der Spuren Militär- oder größere Forstfahrzeuge waren. Jedenfalls gibt es Schneisen im Wald mit umgestürzten oder gefällten Bäumen, die eine unheimliche Atmosphäre schaffen. Ich laufe alleine durch den Wald.

Wo sind die ganzen Heere von Nachtpilgern, von denen in manchen Büchern geschrieben wird? Der Weg geht jetzt wieder leicht abwärts. Um halb drei erreiche ich *San Juan de Ortega.* Ich sehe im Straßenlampenlicht eine Santiagofigur vor der Klosterherberge, so wie ich sie aus den Reise- und Pilgerführern kenne. Ich lege mich auf eine Bank gegenüber des Klosters. Ich schlafe ein bisschen. Eine Stunde später laufe ich weiter. Um 4:30 Uhr erreiche ich *Atapuerca.* Ich sehe Schilder, die zu einem Ausflug zu den Höhlen einladen, zu einigen der wichtigsten prähistorischen Fundstätten Europas. Als examinierter Geschichtslehrer empfinde ich es als Sünde, einfach so an dieser Stätte vorbeizugehen. Aber die Uhrzeit ist nicht günstig, und außerdem kann man auf diesem, von unzähligen historischen Stätten gesäumten Weg, sowieso nicht alles besichtigen, wenn man denn irgendwie vorankommen will. Also ruhe ich – diesmal nur eine halbe Stunde – auf einer Bank aus und gehe zügig weiter. Der direkte Weg nach Burgos misst immer noch mehr als 20 Kilometer, und ich habe mir vorgenommen, erst dort wieder ein Zimmer zu beziehen. Am Ortsausgang von Atapuerca sehe ich Licht in einer Pilgerherberge und erkenne, dass jemand seinen Rucksack packt und bald loslaufen möchte. Von hier aus geht es wieder aufwärts und ich bemerke bald, dass ich „verfolgt“ werde. Es gibt sie also doch, die anderen Nachtpilger. Zumindest einen hinter mir. Fünf Uhr morgens. Eigentlich ist er kein Nachtpilger, sondern ein Früh-Morgen-Pilger. Schließlich setzt kurz darauf schon die Dämmerung ein.

7 – VON BURGOS IN DIE PROVINZ

Im Morgengrauen gilt es noch mal eine Hügelkette zu überwinden, von deren höchsten Erhebungen man einen tollen Ausblick auf die frühmorgendliche Provinzhauptstadt genießen kann. Gegen sieben Uhr bin ich in *Villafría de Burgos* und frühstücke in einer Dorfbar und lüfte dabei meine schmerzenden Füße. Dann beginnt ein sich lange hinziehender Abstieg Richtung Stadtzentrum von Burgos. Die ersten vier Kilometer führen noch über Felder und Feldwege, dann folgen weitere vier Kilometer durch ein lang gestrecktes Industriegebiet, schließlich weitere vier Kilometer durch die Vorstädte bis ins Zentrum. Am Ende dieser Megaetappe habe ich doch ein paar Gänge zurückschalten müssen.

Müde komme ich gegen elf Uhr im historischen Stadtzentrum an. Ich habe keine Lust zu warten, bis irgendeine Pilgerherberge am Nachmittag öffnet. Ich steure ein direkt am *Rio Vena* gelegenes, günstiges, „normales" Hostal an, wo ich sofort einchecken, duschen und mich hinlegen kann. Nachmittags zwischen drei und vier Uhr kann ich mich endlich zur Stadtbesichtigung aufraffen. Vor der Kathedrale treffe ich Marie, die Ex-Mitpilgerin von Ingrid (die vor zwei Wochen vor den Klostermauern von Roncesvalles fast zusammengebrochen war). Sie hat nichts mehr von ihrer fußkranken Freundin gehört und sich einer Pilgergruppe angeschlossen, die ihren zügigen Laufrhythmus teilt. Nach der Besichtigung der Kathedrale und dem Stempeln meines Pilgerpasses besuche ich eine Dalí-Ausstellung in der *Casa del Cordón*, die von einem Geldinstitut gesponsort wird. Später bleibe ich vor der *Casa de los Condestables de Castilla* stehen und lese eingemeißelt zwischen Wappen und Schiffsrelief:

„*In diesem Haus empfingen die Katholischen Könige Christoph Kolumbus, der von seiner zweiten Fahrt in die Neue Welt zurückgekehrt war und bestätigten alle seine Privilegien, am 23. April 1497.*"

Ein paar Straßenzüge weiter entdecke ich eine andere Inschrift: „*In diesem Palast, am 1. Oktober 1936, wurde seine Exzellenz, D. Francisco Franco Bahamonde, zum Staatschef und Obersten General der nationalen Heere ernannt. In Gegenwart der Bewohner von Burgos und der Delegationen der schon befreiten Landesteile Spaniens wurden ihm alle die Nation betreffende Autorität und Vollmachten erteilt, durch seine Exzellenz General D. Miguel Cabanellas, Präsident der Junta der Nationalen Verteidigung und Vertreter der patriotischen Erhebung des 18. Juli jenes Jahres...*"

Die Stadt blickt anscheinend auch in den ersten Jahrzehnten des einundzwanzigsten Jahrhunderts noch stolz auf ihre „nationale" Vergangenheit zurück und pflegt auf eigentümliche Art ihre Mythen. Ich träume davon, dass in nicht allzu ferner Zukunft diese faschistische und unkritische Inschrift des Palastes der *Capitanía General* durch eine selbstkritische oder zumindest objektivere Informationstafel über das vom spanischen Militär genutzte Gebäudes ausgetauscht wird. Und hoffentlich wird nicht zu einem anderen Zeitpunkt, wenn sich das auferstandene Gespenst eines schon fast tot geglaubten europäischen Nationalismus in Verbindung mit einem Neo-Partikularismus in unheilvoller Art vielerorts wieder durchgesetzt haben sollte, die vorherige Inschrift noch einmal enthüllt.

Aus der Nachbarschaft von Burgos stammte der bekannteste spanische Held des 11. Jahrhunderts, *Rodrigo Díaz de Vivar*, genannt *El Cid*, der mit seiner Frau *Jimena* in der Kathedrale begraben liegt. Ihm ist im Stadtzentrum ein Reiterstandbild gewidmet; im Kettenhemd und mit wehendem Mantel reitet er dem Feind mit gezücktem Schwert entgegen. Die Inschrift preist seine Klarsicht, seine kluge Standhaftigkeit, seinen Charakter und seinen heroischen Kampfesmut, kurzum sein Heldentum. Er wird sogar als eines der

großen Wunder des Schöpfers verherrlicht. Man kann sich so kaum vorstellen, dass der historische Cid ein Söldnerführer war, der aus purem Opportunismus mehrfach die Fronten wechselte und abwechselnd für christliche und muslimische Fürsten diente, bevor er als „Warlord“ Valencia einnahm und mit polizeistaatlichen Methoden bis zu seinem Tode regierte. Wenige Jahre nach seinem Ableben nahmen die berberischen *Almoraviden* Valencia ein. Der kastilische König *Alfons VI.* und sein Heer konnten zwar noch die Witwe und den Leichnam des Cid aus der brennenden Stadt evakuieren. Das Ziel, den Vormarsch der muslimischen Eroberer im Osten der Iberischen Halbinsel aufzuhalten, war in diesem Moment allerdings gescheitert.

Anstatt die Freizügigkeit des Hostals zu nutzen und das Nachtleben von Burgos zu schnuppern, kehre ich schon vor 22 Uhr in meine Unterkunft zurück. Um Viertel nach zehn liege ich todmüde im Bett und schlafe am nächsten Morgen bis fast neun Uhr. Als ich aus dem Fenster schaue, sieht es bewölkt und kalt aus. Ein Wetterumschwung scheint sich anzubahnen. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann es an diesem Tag regnen wird. Lustlos frühstücke ich in einer Bar und schaue mir auf einer Karte das Streckenprofil des heutigen Tages und der kommenden Wochen an. Eigentlich erwarten mich in den nächsten Tagen eher einfache Etappen ohne besondere Steigungen. Aber der vergangene Gewaltmarsch nach Burgos hat Kraft gekostet. Nachdem ich meinen Kaffee ausgetrunken habe, mache ich mich auf den Weg, der zunächst noch durch die Altstadt führt, dann durch die Vorstädte von Burgos. Ich habe mir auf der „Night and Day-Etappe“ neue Blasen gelaufen. Ich spüre sie sofort. Aber nach ein paar Kilometern denke ich nicht mehr daran und was einen nicht tot macht... Ich versuche an die mittelalterlichen Pilger zu denken, die sicherlich mit einfacherem Schuhwerk als ich unterwegs waren und auch in Santiago ankamen. Viele jedenfalls.

Ein paar Kilometer vor *Hornillos del Camino* erwischt mich dann der Regen. Nur ein kräftiger Schauer. Ich befinde mich gerade auf freiem Felde und weit und breit sehe ich kein Gebäude, wo ich mich vielleicht unterstellen könnte. Ich laufe zu ein paar Büschen, die mir halbwegs Schutz bieten. Meine Habseligkeiten habe ich als „ordentlicher Teutone“ recht wirksam in Plastiktüten verpackt, sodass nur das Äußere des Rucksacks und der aufgeschnallte Schlafsack etwas nass werden. Und natürlich die Kleidung, die ich trage. Da ich erst gegen Mittag in Burgos losgelaufen bin, komme ich spät in Hornillos an. Es ist schon 19 Uhr und die Pilgerherbergen sind voll. Gott und Jakobus sei Dank gibt es aber noch Platz in der örtlichen Turnhalle, die zum Pilgernotlager umfunktioniert wurde. Ich kann sehr gut auf Sportmatten schlafen. Auch die Turnhalle ist bestens frequentiert, aber es gibt noch genug Platz auf dem Boden. Mehr jedenfalls, als in einem engen und überfüllten Massenschlafsaal mit Etagenbetten. Und an den Wänden gibt es genug Haken und andere Vorrichtungen, um nass gewordene Kleidung aufzuhängen. Nachdem ich also meine Klamotten gelüftet und geduscht habe, gehe ich in die örtliche Bar, wo ich tatsächlich auch zu später Pilgerstunde (so gegen neun Uhr) noch bedient werde.

Ein etwas beleibter junger Mann kommt auf mich zu und erzählt mir eine herzzerreißende Diebstahlgeschichte. Er sei vor ein paar Tagen von skrupellosen Mitpilgern bestohlen worden, während er nach dem gemeinschaftlichen Abendessen in der Herberge den Küchendienst verrichtete. Er habe jetzt keinen Pilgerausweis, keine anderen Papiere und natürlich auch kein Geld mehr. In Sevilla sei er losgelaufen, jeden Tag mindestens 35 Kilometer. Als ich ihn zu Einzelheiten der *Via de la Plata* befragen will, schaut er mich irritiert an. Schon der Name „Silberweg" scheint ihm nicht wirklich vertraut zu sein. Wenn man von Sevilla aus direkt nach Santiago laufen möchte, würde der Camino auch nicht unbedingt über Hornillos führen. Mir ist es grundsätzlich egal, wie dünn oder dick jemand ist, aber seine Körperfülle sprengt meine Vorstellungskraft für einen Pilger, der täglich über dreißig Kilometer zu Fuß zurücklegt. Mir gehen die Episoden durch den Kopf, die ich in einigen Büchern über sogenannte „Profipilger" gelesen habe, d.h. über Leute, die den Camino rauf und runter pilgern, um sich dabei ihren Lebensunterhalt zu erbitten, zu erbetteln oder notfalls zu erstreiten oder gar zu erklauen. Die Mildtätigkeit einiger Mitpilger reicht dann meistens dafür aus, die paar Euro für einen Kollektivschlafsaal und das Pilgermenü zusammenzubekommen. Wenn man es geschickt anstellt, kann man sich so vielleicht auch noch einen kräftigen Überschuss erpilgern.

Bei diesem Sevillano habe ich allerdings den Eindruck, dass er nicht weit hin- und herläuft, bis er die Hand als angebliches Diebstahlopfer aufhält. Also beschließe ich ohne schlechtes Gewissen, mein Portemonnaie diesmal nicht zu öffnen und behaupte, dass mein Bargeld in diesem Moment gerade nur noch ausreiche, um mein eigenes Pilgermenü zu begleichen. Er wendet sich schnell von mir ab und einem anderen Pilger zu, um dem seine Diebstahl-Mär zu verkaufen. Schon bald hat er Erfolg. In dieser Bar wird nicht nur gegessen, es fließen auch Bier, Wein und die regionalen Cocktail- und Likörspezialitäten, die den einen oder anderen Peregrino sicherlich empfänglicher für die Diebstahlgeschichte machen und die Spendenbereitschaft erhöhen. Jedenfalls sehe ich kurz darauf unseren Sevillano zufrieden und mit vollen Biergläsern ausgestattet angeregt zwischen den Pilgern und ihren Tischen hin- und herpendeln.

Die große Mehrheit der Pilger hat das Betteln sicherlich nicht nötig. Sie kommen aus aller Welt, die überwältigende Mehrheit aber aus Europa, d.h. vor allem aus Süd- und Mitteleuropa. Viele Franzosen, Italiener, Spanier und Deutsche natürlich. Ich treffe wenige US-Amerikaner, überraschend viele Franko-Kanadier. Afrikaner gibt auf dem Camino anscheinend überhaupt nicht, jedenfalls nicht dort, wo ich gerade lang laufe. Asiaten treffe ich wenige, normalerweise sind es Japaner oder Süd-Koreaner. Vor zwei Tagen ist mir ein deutsch-chilenisches Pilgerpaar über den Weg gelaufen; der einzige Majazztheke, den ich bisher auf dem Camino kennengelernt habe, hat spanische bzw. baskisch-navarresische Wurzeln, ist in Majazzthekistan erfolgreicher Unternehmer und will nach „bestandener Prüfung" noch Familienurlaub in Pamplona machen. Ein paar Brasilianer lerne ich auch

kennen. Aber ich bin überrascht, dass so wenige Lateinamerikaner auf dem Weg sind. Die europäischen Pilger sind meistens kulturell interessiert und kommen überwiegend aus dem bürgerlichen Mittelstand, sind oft Angestellte aus der Mittelschicht oder waren es noch bis vor kurzem. Sehr viele junge Rentner tummeln sich auf dem Weg.

Die meisten Pilger aus Übersee – jedenfalls wenn es sich nicht um Leute aus reichen Ländern wie den Vereinigten Staaten, Kanada oder Australien handelt – würde ich eher deren finanzieller Oberschicht zurechnen. Klar – welcher „normale" Majazztheke kann sich schon ein Flugticket nach Europa leisten, um dort auf Pilgerfahrt zu gehen? Der typische majazzthekische Peregrino kommt aus der breiten Volksmasse und ist im alten Sinne religiös motiviert. Er bleibt in seinem Land und pilgert, von seiner Heimatgemeinde organisiert, in mehr oder weniger großen Gruppen zur Basilika der Heiligen Jungfrau von Majazz-Stadt oder zu einem der zahlreichen regionalen Wallfahrtsziele. Santiago de Compostela ist vollkommen außerhalb seines kulturellen Bewusstseins und natürlich auch jenseits seiner finanziellen Reichweite. Die galicische Hauptstadt ist allenfalls Reiseziel für betuchte Lateinamerikaner, die meistens aber nicht weit laufen wollen. Die Mehrheit der finanzkräftigen Latino-Touristen zieht sicherlich eine motorisierte Tour durch die europäischen Metropolen vor und übernachtet lieber in einem Vier- oder Fünf-Sterne-Hotel in Paris als in einer Sporthalle in Hornillos del Camino.

Nach meinem Abendessen, Bierchen und Likörchen in der Dorfschenke und dabei anregenden Gesprächen mit angeblichen und tatsächlichen Pilgern kehre ich auf mein Notlager in der Turnhalle zurück. Ich schlafe bald ein und träume von verschiedenen Pilger- und Touristenkategorien, der Katholischen Kirche und Sekten, Klassenbewusstsein und sozialen Unterschieden in Majazzthekistan, zum Beispiel in der Wagenburg. Ich laufe die *Straße 1* entlang, die zwischen dem Verwaltungsgebäude und den Produktionshallen verläuft. Rechts sieht man Männer in weißen Hemden und eleganten Anzügen bzw. Frauen in schicken Kostümen vorbeiziehen. Links Arbeiter im Blaumann oder in anders gearteten Arbeitsuniformen, abhängig vom jeweiligen Produktionsbereich. Nicht nur die Hemden sind weißer auf der rechten Seite. Auch die Hautfarbe ist heller. Jedenfalls im Durchschnitt.

***„Früher gab es in der Finanzabteilung** ausschließlich „Güeros"* (so werden die Hellhäutigen in Majazzthekistan genannt), *heute ist es nicht mehr so extrem, aber na klar, hier im Verwaltungsgebäude sind die Hellhäutigen noch immer deutlich in der Überzahl..."* erklärt mir ein Mitarbeiter aus der Administration.

„Ich habe im Moment ein großes Problem", erzählt mit der dunkelhäutige Chef einer Montagehalle. *„Es heißt Felipe und ist der Sohn eines großen Chefs aus der Verwaltung. Er studiert hier an einer teuren Privatuni Maschinenbau, hat aber nie wirklich in einem Betrieb gearbeitet. Jetzt soll er gleich meine Leute koordinieren. Die wollen ihn nicht*

akzeptieren, zumal er ein „Güero" ist. Sie machen in Felipes Schicht absichtlich Fehler, die uns viel Geld kosten, um zu zeigen, dass es dieser Junge einfach nicht kann."

Ich gehe weiter durch die Werkhallen. Das Reinigungspersonal trägt die Uniform eines „Lieferanten". „Outgesourcte" Mitarbeiter zum Billigtarif. Man sieht es an ihren Gesichtern. Dunkle Jazzthekengesichter. Europäischer Einfluss – wenn überhaupt – minimal. Und man sieht es auch an ihren Mündern bzw. was man darin sehen oder auch nicht mehr sehen kann: Zahnlücken werden oft nicht mehr geschlossen. Geld für einen Zahnarzt haben diese Mitarbeiter(innen) nicht. Wenn sie eine Krankenversicherung haben sollten, ist der Zahnarzt sicherlich nicht mit abgedeckt. Und Zahnersatz schon gar nicht. Vielleicht reicht es gerade noch zum kostenlosen Entfernen des kariesverseuchten Schmerzverursachers...

Ich sitze wieder in einem Besprechungsraum im Verwaltungsgebäude, um zwei majazzthekischen „Tutoriumschülerinnen" ihren Deutschunterricht zu erteilen. Karina hat gerade im Engelshospital, einer der teuersten Privatkliniken der Stadt, entbunden. Sie ist stolz auf die spanische Herkunft ihrer Familie und möchte in absehbarer Zeit auch die spanische Staatsbürgerschaft erwerben. Schließlich könne sie dann eventuell noch eine Rente aus dem Entschädigungstopf für exilierte Opfer der Franko-Diktatur beantragen. Verheiratet ist sie mit einem Industriellen christlich-libanesischer Herkunft.

Die – nicht nur ehelichen – Allianzen zwischen „Spaniern" und „Libanesen" mit majazzthekischem Pass sind in Majazzthekistan keine Seltenheit. Nachdem mir Karina stolz die Fotos ihres Babys gezeigt hat, erzählt sie mir von einem befreundeten Ehepaar, bei dem es mit dem Kinderkriegen nicht mehr geklappt hat. Deshalb haben sich ihre Freunde dazu entschlossen, ein Kind zu adoptieren. Sie sind deswegen mehrfach nach Russland geflogen und haben eine Menge Strapazen und eine fürchterliche Bürokratie in Kauf genommen, von den Kosten ganz zu schweigen. Alles nur, um einem bedürftigen russischen Kind helfen zu können. Ich frage Karina, ob es nicht einfacher gewesen wäre, ein vernachlässigtes majazzthekisches Kind zu adoptieren. Denn an Kindern und Babys in Not mangelt es im eigenen Land mit Sicherheit nicht. *„Das ist natürlich richtig. Aber wenn man schon all die Mühen auf sich nimmt, dann möchte man wenigstens auch ein hübsches Kind haben."* „Mit blauen Augen und heller Hautfarbe" entgegne ich mit ironischem Unterton. Karina nimmt meinen Sarkasmus überhaupt nicht wahr. *„Ja. Mit heller Hautfarbe und blauen Augen. Dunkelhäutige Kinder hat hier ja schließlich jeder."*

Ich wache am nächsten Morgen gegen halb sieben wieder auf. Wie so oft sind – wenn auch ich endlich wach werde – viele Pilger schon unterwegs, und die Nachzügler bringen mit ihrem Aufbruchslärm nun auch mich endlich zum aufstehen. Ich stecke meinen Kopf aus der Turnhalle raus. Es ist heute kühl auf der Meseta. Zwar nicht wie im russischen Winter, aber ich schätze die Morgentemperatur auf höchstens sechs oder sieben Grad. So hatte ich mir bislang eher einen sibirischen als einen spanischen Sommermorgen vorgestellt.

Ich bin noch nicht ganz da und denke an meinen Traum zurück. Ich zwicke mich. Nein, draußen laufen keine bedürftigen hellhäutigen Kinder rum, die auf Adoptiveltern aus der Neuen Welt warten. Um fünf vor halb acht bin auch ich endlich wieder auf dem Weg. Man sieht auf dem Camino überhaupt nicht viele Kinder rumlaufen. Jedenfalls nicht auf dem Lande.

Auch Spanien hat sein demografisches Problem und eine der niedrigsten Geburtsraten weltweit. In den Großstädten wird oder wurde das bislang noch von der höheren Fruchtbarkeitsrate der Migrantinnen ausgeglichen. Aber diese laufen dem Land in seiner Dauerkrise nun auch zunehmend davon. Jedes noch so kleine Dorf auf dem Camino verfügt über großzügige Sportanlagen: Turnhallen, Fußballplätze, Frontonplätze, Kinderspielplätze usw. Aber man sieht nur wenige Kinder oder Jugendliche Gebrauch davon machen. Es gibt hier einfach kaum welche. Und die verbliebenen älteren Herrschaften brauchen die Sportstätten nicht mehr. Nach elf Kilometern Fußweg frühstücke ich in *Hontanas*. 1991 lebten hier noch 96 Seelen. Im Jahr 2004 sind es gerade mal 70 registrierte Einwohner. Mittagspause mache ich in *Castrojeriz.* Dieses malerisch auf einer Anhöhe gelegene Städtchen hatte 1910 noch über 2400 Einwohner. Nach dem Zensus von 2011 verbleiben weniger als 900 Seelen. Und das trotz des boomenden Jakobsweg- Tourismus. Ich frage mich, wie es in der Region ohne den Camino aussehen würde. Wahrscheinlich sehr oft wie im zu Castrojeriz gehörenden Dörfchen *Tabanera:* Die spanische Statistik meldet schon seit dem Jahr 2000 unverändert 0 Einwohner – *„despoblado"* (entvölkert).

Im rustikal-gemütlichen Restaurant *El Cordón* leiste ich mir heute einen *Lechazo Asado*, einen kastilischen Lammbraten. Immerhin umfasst meine heutige Etappe über 32 Kilometer, und ich bin des üblichen Pilgermenüs (Hähnchen oder Schweineschnitzel mit Pommes) etwas überdrüssig geworden. Wenn es auch den ganzen Tag recht kühl bleibt, so habe ich doch Glück, dass ich den Regen immer nur aus der Ferne sehe. Und ich werde beim Überqueren von Tafelbergen und anderen stattlichen Anhöhen mit herrlichen Ausblicken belohnt. Ich laufe noch weiter bis *Itero.* Das Doppeldorf liegt zu einem Teil (Itero del Castillo) noch in der Provinz Burgos, zum anderen in der Provinz Palencia. Ich überquere den Fluss *Pisuerga* und befinde mich in Itero de la Vega, das schon zu Palencia gehört. Das Überqueren des „Grenzflusses" noch an diesem Abend gibt mir psychologischen Auftrieb. Ich habe Glück, dass ich zu so später Stunde (19 Uhr) noch einen Schlafplatz in der Herberge finde. Und es gibt tatsächlich eine gemütliche Kneipe vor Ort! Die Bar *El Tachu* ist auch überregional bekannt, weil sie im August das Festival *Tachurock* veranstaltet, bei dem Geld für Projekte in Angola und im majazzthekischen Tschiapastan gesammelt wird. Man engagiert sich auch gegen geplante und bestehende Atomlager in der Provinz, die aufgrund ihrer geringen Bevölkerungsdichte und abnehmender Einwohnerzahl den Regierenden wohl wie geschaffen für die Lagerung von Atommüll erscheint.

8 – CHE GUEVARA PEREGRINO ?

Das Porträt Che Guevaras im Innern der Kneipe rundet den Eindruck einer linken Enklave in der Provinz ab. Ich bezeichne mich nicht unbedingt als „Linken“ (jedenfalls nicht als extremen), aber die Kneipe mit ihrem aktuellen politischen Bekenntnis in dieser sonst eher in beschaulicher Vergangenheit versunkenen Caminowelt wirkt an diesem Abend sehr einladend auf mich. Sie bildet einen erfrischenden Gegenpol zum Heiligen Jakob des Mittelalters bzw. zum weniger heiligen Maurentöter. Ich genieße den langen Sommerabend bis zum Sonnenuntergang und genehmige mir einige Bierchen zum Ausgleich meines Elektrolythaushalts. Auch die Pilgerherberge ist sehr liberal, wer weiß, vielleicht sogar links gesinnt? Sie schließt erst um 23 Uhr! Um Viertel vor elf falle ich todmüde in mein Bett. Das potenzielle Schnarchen der anderen Schlafsaalinsassen kann mich nicht mehr aus der Ruhe bringen. Ich träume. Von Che Guevara, seiner Heimat Argentinien, seiner zeitweiligen Wahlheimat Kuba, von Majazzthekistan, Chile und von ganz Lateinamerika...

Che Guevara ist sicherlich außerhalb Kubas populärer als auf der Insel, die immer noch irgendwie die Konsequenzen seines Handelns genießen darf, erleiden muss – je nach politischem Standpunkt – jedenfalls noch deutlich spürt. Sein Konterfei ziert dort die 3-Pesos-Banknote – CUP –, also die Währung für die Einheimischen; interessanterweise nur die *drei* Pesos derjenigen Währung, die im internationalen Vergleich fast wertlos ist. Auf den Scheinen des CUC, des *Cubano Convertible* – also des verkleideten Dollar mit Turi-Topaufschlag – darf er nicht erscheinen. Deshalb geben manche ausländische Touristen auf den Straßen der Insel ein vielfaches des tatsächlichen Wertes dieser Banknote aus, um so einen Geldschein als Souvenir mit nach Hause nehmen zu können.

***Ernesto de Guevara* – auch ein Pilgersmann ?!** Er war es sicherlich nicht in Sachen Christi, wurde aber durchaus von Teilen der Bevölkerung auf allen Kontinenten zeitweilig als eine Art Messias wahrgenommen. Und er wurde auch von der kubanischen Regierung bewusst als Märtyrer inszeniert. Ich erinnere mich an eine Ausstellung des Inselstaates in einem brasilianischen Museum und an eine kurze filmische Präsentation. Dort wurden die Fotos des von der bolivianischen Armee auf Weisung des neu-rot-erischen Geheimdienstes erschossenen kommunistischen Missionars geschickt in Szene gesetzt. Die Kamera schwenkte über den von Kugeln durchsiebten Leichnam. Von oben nach unten. Dann von links nach rechts, quasi die Ausrichtungen eines Kreuzes abmessend. Und sie blieb immer wieder über den Einschusslöchern unterhalb der Brust stehen, so dass man unwillkürlich einen Lanzenstich ins Herz mitzufühlen glaubte. Das Gesicht des Verschiedenen mit Bart und langen Haaren suggerierte natürlich auch die Leiden Christi; das Alter des hingerichteten sozialistischen Messias ist ja auch vergleichbar mit dem des Gekreuzigten.

In manchen Schriften kann man nachlesen, dass die Nonnen des bolivianischen Ortes, wo sein Leichnam öffentlich zur Schau gestellt wurde, auf seine Ähnlichkeit mit Jesus Christus hinwiesen und ihm Haarsträhnen abtrennten, die sie als Talisman behielten...

Che Guevara Peregrino – Na ja, immerhin wurde er in Argentinien geboren, ist dann als Student schon mit dem Motorrad durch weite Teile Südamerikas gereist und hat dabei das soziale Elend der Bevölkerungsmassen kennen gelernt. In Majazzthekistan ist er auf *Fidel Castro* gestoßen, dann war er auf Kuba und im Kongo. In Bolivien hat er schließlich sein Leben für seine Überzeugungen eingebüßt, so richtig oder falsch sie auch gewesen sein mögen. Der leutselige *Che Peregrino*, der Arzt, der Menschen heilt, der in der Tabakfabrik mit den Zigarrendreherinnen redet, der sich für die Probleme der kleinen Leute interessiert. Und auf der anderen Seite *Che „Matacapitalistas",* der *„Kapitalistentöter"*, der mit dem Maschinengewehr im Anschlag die Menschen missionieren möchte und die globale Revolution anstrebt. Dreißig Jahre nach seinem gewaltsamen Tode wurden seine sterblichen Überreste schließlich an die Stätte seiner größten Triumphe und Erfolge überführt, ins kubanische *Santa Clara.* Zwar wurde ihm keine Kathedrale erbaut, doch entstanden für ihn zahlreiche Denkmäler und ein Mausoleum. Über diesen wacht nicht der Stern von Bethlehem oder der des „Sternenfeldes" (lateinisch: *campus stellae* - Compostela). Stattdessen sind dort rote Sterne und der des kubanischen Banners reichlich präsent. Nicht verschweigen sollte man auch die zahlreichen Pilger, die Santa Clara besuchen. Sie kommen aus sämtlichen Erdteilen. Ich habe dort besonders viele Russen und Argentinier gesehen; von der noch heutigen Popularität des „Che" in seinem Herkunftsland war ich beeindruckt. Kubaner habe ich in diesem Mausoleum – abgesehen von den Reiseführern und sonstigem Personal – kaum angetroffen. Der Prophet gilt manchmal doch am wenigsten an dem Ort, wo er am meisten Spuren hinterlassen hat. Dort wird er nämlich erbarmungslos an den real existierenden Lebensumständen gemessen und nicht an der unvollendeten Verheißung.

9 – SANTIAGO DE CUBA

In der Nacht träume ich von Santiago. Nicht von dem des Sternenfeldes, sondern von dem der Zuckerinsel. Die Stadt wurde von *Diego Velázquez de Cuéllar* am 25. Juli 1515, also am Festtag Jakobus' des Älteren, gegründet. Von 1523 bis 1556 war sie die Hauptstadt Kubas und der wichtigste Hafen der spanischen Armada in der Karibik. Santiago entwickelte sich natürlich auch zum bedeutendsten Anlaufpunkt für die Sklavenschiffe aus Westafrika. Vom Jakobskult ist in dieser Stadt jedoch nicht viel zu spüren. Allerdings ist die Pilgerei den *Santiagüeños* doch nicht ganz fremd: Zwanzig Kilometer westlich der Stadt befindet sich der Wallfahrtsort *El Cobre*, wo die der Legende nach im Jahr 1612 gefundene Heiligenfigur der *Barmherzigen Jungfrau vom Kupfer* verehrt wird.

1686 entstand dort eine Wallfahrtskirche für die Madonna, die später auch die Päpste *Johannes Paul II.* und *Benedikt XVI.* aufsuchen sollten. Die Kirche beherbergt eine Sammlung von Votivgaben, die natürlich überwiegend religiösen Hintergrund haben. Nichtsdestoweniger finden sich hier auch Gegenstände weltlichen Hintergrunds, wie z.B. die Nobelpreis-Medaille von Ernest Hemingway.

Die *Virgen de la Caridad del Cobre* wird sowohl von Katholiken als auch von Anhängern der afrokubanischen Kulte verehrt. In der „Santería“ trägt sie den Namen *Ochún* und gilt als Göttin der Flüsse und der Liebe. Der Gedenktag der barmherzigen Kupferjungfrau wird am 8. September begangen. An diesem Tag feiern auch die Anhänger der afrokubanischen Religionen ihre *„Orisha“* Ochún. Die Kupfermadonna ist selbst für die nichtgläubigen Kubaner zu einem wichtigen nationalen Symbol geworden. Schon 1898 dankte man ihr für die Befreiung von der spanischen Kolonialherrschaft, und seither wird sie als Schutzpatronin der Insel betrachtet. Immer wieder brachten Bauern aus der Umgebung der Beschützerin der ehemals zu den größten Kupferbergwerken der Welt zählenden Minen Geschenke und Votivtafeln. Auf Zetteln baten sie die Jungfrau darum, die Rebellen siegen zu lassen; schon 1868 zu Beginn des ersten (verlorenen) Unabhängigkeitskrieges gegen Spanien, dann wieder 1895, als der zweite begann. Diesen sollte Kuba mit Hilfe des großen Nachbarn aus dem Norden gewinnen. Allerdings verwandelte sich die Insel daraufhin in ein doch nicht ganz so souveränes Protektorat. Schließlich baten viele Kubaner auch 1957 wieder die Kupfermadonna um Hilfe für die Rebellen; und die Mutter eines gewissen Fidel Castro stiftete sogar eine Plakette, damit die Jungfrau ihren Sohn bei seinem Kampfe beschütze.

El Cobre liegt am Fuße der *Sierra Maestra.* Ungefähr 100 Kilometer weiter westlich befinden sich die höchsten Erhebungen der Insel und einige der wichtigsten Pilgerstätten weltlichen Charakters, die diese zu bieten hat. Jedenfalls für Naturfreunde und historisch interessierte Zeitgenossen. Ohne „Comandante- Reiseführer“ darf man die allerdings nicht besichtigen. Also buche ich in Santiago im staatlichen Reisbüro *Ecotur* eine zweitägige Wanderung in die Sierra Maestra. Am nächsten Tag fahre ich in einem Pick-up mit zwei weiteren Touristen aus Kanada zum Ausgangspunkt *Alto del Naranjo.* Von hier aus geht es bald auf den Rundweg zur ehemaligen Kommandantur der Rebellen um Fidel Castro. Man kann sich gut vorstellen, dass dieses unwegsame Gebirge damals den *Guerrilleros* den bestmöglichen Schutz gewährte. Nach einer kurzen Wanderung sehen wir schon ein paar mit Palmenblättern gedeckte Hütten. Die Kommandantur, das Lazarett – wo u.a. auch der Arzt Ernesto de Guevara mithalf – Lebensmittel- und Waffenlager usw. Die Hütten sind nicht Originale, sondern Nachbauten, wie uns der Führer erklärt. Die Originale sind längst diversen Tropenstürmen zum Opfer gefallen. Allerdings seien die ausgestellten Fotos und der Kühlschrank des „*Comandante en Jefe“* authentische Reliquien. Zumindest was die Fotos angeht, kann ich das nicht glauben.

Wenn diese Aufnahmen wirklich Originale sein sollten, wäre das aus der Sicht eines jeden Historikers bestenfalls grob fahrlässig, denn sie hängen völlig ungeschützt an den Holzwänden der halb offenen Hütten, mitten in der tropischen Witterung. Ich kann mir nicht wirklich vorstellen, dass die auf ihre Revolution so stolze kubanische Regierung so wichtige Exponate ihrer Geschichte einfach in der Sierra verrotten lässt.

Ein oder zwei Stunden nachdem wir den historischen Rundweg zur Kommandantur verlassen haben, erreichen wir auch schon unser Nachtlager in den malerischen Bergen. Es besteht aus einer Ansammlung einfacher Hütten, und die Nacht in der Sierra wird recht frisch. Ich bin froh, dass ich meinen Schlafsack dabei habe. Am nächsten Morgen geht es weiter Richtung *Pico Turquino,* auf den höchsten Berg der Zuckerinsel. Auf dem Gipfel können wir dann die Bronzebüste eines anderen kubanischen Freiheitshelden bestaunen, der seine politischen Überzeugungen sowohl mit Hilfe des geschriebenen Wortes als auch mit der Waffe in der Hand zu verbreiten suchte. Der in Havanna geborene Journalist und Dichter *José Martí* arbeitete erfolgreich für Zeitungen in verschiedenen Ländern der westlichen Hemisphäre, u.a. in Venezuela, Frankreich und in Nord- und Mittelamerika. Als Verfechter der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsidee vertrat er vehement Werte wie *Freiheit, Gleichheit* und *Demokratie*. Im Alter von 42 Jahren führte er eine Kavallerieattacke gegen die noch übermächtige spanische Kolonialmacht an. Dieses „Selbstmordattentat" zu Beginn des zweiten Unabhängigkeitskrieges verwandelte ihn augenblicklich in einen Märtyrer und verlieh ihm die Aura eines mythischen Wegbereiters der kubanischen Freiheit. Seine sterblichen Überreste liegen heute in Santiago auf dem Friedhof *Santa Ifigenia* begraben.

Der Abstieg vom Pico Turquino zur kubanischen Südküste verläuft zügig und bietet großartige Ausblicke auf das karibische Meer. Wir übernachten noch einmal, diesmal schon recht weit unten in subtropischer Vegetation. Nun kämpfen wir weniger mit der Kälte als mit den Mücken. Am dritten Tag sind es nur noch zwei Stunden bis *Las Cuevas* an der Küstenstraße. Es ist noch früh und schon recht heiß, als wir dort ankommen. Normalerweise also eine gute Gelegenheit für ein Bad im Meer. Jetzt verstehe ich, warum die meisten kubanischen Strandbäder sich an der Nordküste befinden. Ich versuche verzweifelt, irgendwie ins Wasser zu kommen. Überall sind spitze Steine oder Riffe, die einem fast die Füße zerschneiden. So großartig das Meer auch von oben aus aussieht, für einen Badeurlaub gibt es auf Kuba wirklich geeignetere Orte.

Die Hütten der Einheimischen in der Umgebung wirken bescheiden. Es gibt mehr Ochsenkarren als Autos, eine einladende Strandbar oder gar ein Restaurant sind weit und breit nicht zu sehen. Einige Bewohner des Dorfes nähern sich uns und möchten Orangen und andere Erzeugnisse aus dem eigenen Garten verkaufen. Am Nachmittag holt uns ein Taxifahrer von Ecotur aus Las Cuevas ab. Wir – das sind außer mir meine zwei kanadischen

Gruppenmitglieder und zwei Studentinnen aus Holland bzw. Israel, die mit einem anderen Führer auf dem Pico waren. Die Bergführer bleiben samt ihrer Maultiere in der Sierra zurück und warten auf die nächsten Touristen mit harten Devisen. Der Taxifahrer lädt unser Gepäck ein und wir fahren zurück nach Santiago. Wir sehen am Straßenrand Plakate, auf denen ein ausgemergeltes dunkelhäutiges Kind einem Tankwart zuschaut, wie er Mais unter eine Motorhaube schaufelt. Dazu der Slogan: *„Welch ein Fortschritt der Ersten Welt!“*

Pierre, Frankokanadier und frisch gebackener Rentner aus Quebec, erzählt von seiner kubanischen Freundin in *Baracoa* und dass er dreimal jährlich einige Wochen auf der Insel verbringt. Diesmal reist er in Begleitung seines 22-jährigen Sohnes aus erster Ehe, der in Montreal lebt und sich von seinem Vater Kuba zeigen lassen möchte. Der Taxifahrer erzählt von seinen Partnerinnen: von seiner gegenwärtigen Lebensgefährtin in Santiago und von seiner Exfrau, die inzwischen mit einem Italiener verheiratet ist und in Mailand lebt.

„Wir verstehen uns alle bestens. *Klar, meine jetzige Frau und meine Ex sind gute Freundinnen. Wenn meine Ex mit ihrem Mann nach Santiago kommt, dann geht sie mit meiner Frau gemeinsam shoppen, da wo man mit CUCs einkaufen kann. Und ich führe ihn durch die Altstadt. Nächstes Jahr wird mein Sohn in Mailand 18. Als Volljähriger kann er dann endlich die Familienzusammenführung in Italien beantragen. Dann beschaffe ich mir das Visum für Europa und – Pumbaah – auf nach Italien. Nicht um Urlaub zu machen, sondern um dort zu leben.“* Ich frage ihn, ob er dann auch seine jetzige Frau mit nach Europa nehmen wird. Er scheint erst mal nachdenken zu müssen. *„Mit dem Visum, das ist ja alles nicht so einfach. Kommt Zeit, kommt Rat...“*

Zurück in Santiago, mache ich mich am frühen Abend auf zu einer bekannten Bar mit guter kubanischer Livemusik. Es ist nicht der erste Abend, an dem ich dort *Son* und *Cha-Cha-Cha* genießen will. Die kubanische Musik und ihre Rhythmen sind wirklich großartig und sie allein lohnen schon einen Besuch der Insel. Ich habe keine Angst, in Kuba solo auszugehen. Es ist bereits meine dritte Reise auf die Insel, und nie ist mir etwas passiert. In Havanna oder Santiago hatte ich auch in keinem Moment das Gefühl, vorsorglich mal die Straßenseite wechseln zu müssen, so wie ich das in anderen lateinamerikanischen Ländern instinktiv mache. Das totalitäre sozialistische Regime hat ja zumindest die Gewaltkriminalität besser im Griff als andere Staaten. Denke ich noch in diesem Moment. Der Weg zur Musikkneipe führt direkt am ehemaligen Polizeikommissariat vorbei. Dort, wo die Schergen der Batista- Diktatur Oppositionelle und Regimekritiker meistens zu Tode folterten. Heute ist in dem Gebäude das Museum des Untergrundkampfes untergebracht. Ich kenne den Weg gut und habe das Museum bei Tageslicht schon besucht. Vor dem Kommissariat ist ein kleiner Platz mit hohen, Schatten spendenden Bäumen und ein paar Bänken, die in der Mittagssonne nach dem Museumsbesuch zum Verweilen einladen. Jetzt am Abend ist

dieser Platz die einzige „dunkle Ecke“, die es auf dem ansonsten recht hell erleuchteten Weg zu durchqueren gilt. Ich sehe, dass unter den Bäumen einige Jugendliche versammelt sind. Plötzlich geht auch schon einer auf mich zu und zieht einen länglichen, blinkenden Gegenstand aus seiner Hosentasche.

Ich erinnere mich an eine ähnliche Situation im Zentrum von *Salvador de Bahía* vor mehr als zwanzig Jahren. Damals lief ich nachts mit Sandalen auf holprigem Kopfsteinpflaster herum und war nicht wendig genug, um rechtzeitig wegzulaufen. Der Angreifer packte mich, warf mich zu Boden, schlug mich mit der Faust gegen mein linkes Ohr, so dass das Blut nur so spritzte, woraufhin er von mir abließ. Vielleicht dachte er, er habe mich totgeschlagen. Und das vor ´zig Zeugen, die in den Häusereingängen die frische Abendbrise genossen. Ohne die fünf Dollar, die ich dabei hatte, herausrücken zu müssen oder auch nur zu können, kehrte ich blutverschmiert ins Hotel zurück. Das erschrockene Personal empfing mich mit einer Mischung aus Mitleid und Kopfschütteln über meine Unvernunft, mich nachts alleine in der Stadt herumzutreiben. Dann brachte mich ein Hotelangestellter ins Krankenhaus, wo der Arzt mir die aufgeplatzte Wunde zunähte. Allerdings musste ich eine halbe Stunde warten. *„Siehst du den hier?“* fragte er mich auf Portugiesisch und zeigte auf eine klaffende Wunde im Rücken eines jungen Afrobrasilianers.

„Der hatte da ein Messer stecken und letztendlich viel Glück. Wenn ich damit fertig bin, komme ich zu dir. Deine Verletzung sieht schlimmer aus als sie wirklich ist...“

Zumindest eine Lehre habe ich aus jenem Vorfall in Brasilien gezogen: Wenn ich mich alleine auf unbekanntem, unsicheren Terrain bewege, ziehe ich konsequent Sportschuhe an. Sandalen sind für mich, selbst bei tropischen Temperaturen, tabu. Und an diesem Abend in Santiago haben mich möglicherweise die Laufschuhe gerettet. Es war nicht das erste und vielleicht auch nicht das letzte Mal, dass ich so alkoholisierten oder möglicherweise unter anderem Drogeneinfluss stehenden Jugendlichen entkommen konnte. Allerdings stolpere ich auf der Flucht über einen Bordstein und schürfe mir das linke Knie und den rechten Ellenbogen auf. *„Qué fuerte!“* scheint mir wieder jemand höhnisch zurufen zu wollen. Wenigstens werde ich nicht mehr verfolgt. Wieder gibt es Zeugen in Hauseingängen und an offenen Fenstern. Aber die Bewohner scheinen nur die Rolle der Schaulustigen übernehmen zu wollen. Niemand nähert sich oder fragt, was passiert ist. Das Mitleid mit dem weißen, reichen Gringo aus der Ersten Welt scheint sich in Grenzen zu halten. Was vielleicht auch kein Wunder ist. Das kommunistische Regime predigt seinen Landsleuten Wasser, und den Touristen wird der beste Wein geboten. Der normale Kubaner kann sich keine Urlaubsreise und natürlich auch kein Auto leisten. Den ausländischen Gästen jedoch bietet das staatliche Reisbüro die besten Hotels und Luxusmietwagen an, um die Insel bequem erkunden zu können – alle teutonischen Edelmarken sind auf der Insel diesbezüglich reichlich vertreten.

Die meisten Kubaner lieben ihre Regierung nicht. Wie hat sich das Regime nur so lange halten können und warum bricht es immer noch nicht zusammen? Natürlich hat der große Bruder aus dem Norden seinen politischen Feinden in Havanna immer wieder Steilvorlagen geliefert, durch die das Regime seine Untertanen abermals an sich binden konnte. Durch die Blockadepolitik und die vielen gescheiterten Versuche des neu-rot-erischen Geheimdienstes, das Regime mit „unlauteren" Maßnahmen zu stürzen, konnte die kubanische Regierung immer wieder erfolgreich auf die nationale Karte setzen und die Solidarität der eigenen Bevölkerung einfordern. Zudem verheißt das geografische und sogenannte „demokratische Umfeld" der Insel keine viel versprechenden Alternativen. Im Süden liegen Kolumbien und Venezuela mit unterschiedlichen politischen Systemen und Strukturen. Beide Länder kämpfen mit großen Problemen – wenn teilweise auch verschiedener Art – und taugen nicht als Vorbild. Noch weniger als Modell für eine erfolgreiche Wende dient sicherlich die Insel *Hispaniola,* auf der im Osten die Dominikanische Republik und im Westen – Kuba direkt zugewandt – Lateinamerikas Armenhaus Haiti liegen. Und westlich der sozialistischen Insel liegt Majazzthekistan.

„Wie interessant, Jakob, du lebst in Majazzthekistan. *Sag mal, ist das Land eigentlich wirklich so schlimm, wie uns unsere Regierung immer erzählt?"*
„Was erzählt euch denn eure Regierung über Majazzthekistan?"
„Majazzthekistan ist das Land der Banditen. Im Norden herrscht der Drogenkrieg. Die Mafias machen, was sie wollen; der Regierung ist die Kontrolle völlig aus der Hand geglitten. Menschen werden entführt, gefoltert und ermordet. Die Politiker machen nichts dagegen, weil sie Angst haben oder korrupt sind. In den unterentwickelten südlichen Landesteilen werden die Indios diskriminiert. Die Löhne sind zum Heulen. Auf der Straße muss man Angst haben, entführt zu werden..."

Ich schlucke erstmal und kann nicht wirklich widersprechen. Ich bin am Neujahrstag von Majazz-Stadt nach Havanna geflogen. Ich war sehr zeitig am Flughafen und habe dort noch gefrühstückt und dabei im Fernsehen die Nachrichten gesehen. Die Kamera zeigte einen von Einschusslöchern durchsiebten Reisebus. Aber nicht aus dem vom Drogenkrieg gebeutelten Norden, sondern der Überfall ereignete sich am selben Tag auf der Strecke *Carroztlán – Majazz-Stadt,* auf der ich gerade zum Flughafen gereist war. In der nächsten Szene wurde der Kofferraum eines verdächtigen, verlassenen PKWs geöffnet. Zum Vorschein kam eine Leiche. Der Nachrichtensprecher erklärte: *„Bei diesem Toten handelt es sich um den ersten ermordeten Journalisten des neuen Jahres..."*

Ja, in Kuba gehen Oppositionelle in den Knast. In Majazzthekistan nicht. Es herrschen schließlich Demokratie und Meinungsfreiheit. Allerdings werden Journalisten nach heiklen Pressebeiträgen gelegentlich rein zufällig von ganz gewöhnlichen Kriminellen aus Habgier erschossen, wie dann bisweilen die offiziellen Ermittlungen ergeben... Wenn es denn solche überhaupt gibt.

„Das ist der einzige Vorteil unseres politischen Systems auf dieser Insel. Wer bei uns mit Drogen handelt, geht wirklich ins Gefängnis und kommt da nicht so schnell wieder raus. Und auf unseren Straßen können die Kinder noch spielen, ohne dass man Angst haben muss, dass sie von einem rücksichtslosen Autofahrer überfahren oder sogar entführt werden. Noch brauchen wir uns nicht hinter Mauern und Stacheldraht vor der organisierten Kriminalität verstecken..."

Die Kubaner lieben weder ihre Regierung noch ihren „Sozialismus", aber um eine (Konter-) Revolution anzuzetteln, dafür geht es ihnen noch nicht schlecht genug. Jedenfalls nicht im Vergleich zu ihren lateinamerikanischen Vettern. Ob es den Kubanern im Durchschnitt besser oder schlechter als den Majazztheken geht, darüber müsste ich lange nachsinnen. Für mich wäre Kuba keine Alternative, denn mit meinen nach teutonischen Maßstäben sehr bescheidenen Lehrerhonoraren gehöre ich im Land der Majabs und Jazztheken schon zu den 20 Prozent „Reicheren". Ob es den 80 Prozent „Ärmeren" Majazzthekistans in einem System kubanischer Prägung besser oder schlechter gehen würde, darauf habe ich keine eindeutige Antwort. Jedenfalls bedürfen sowohl Majazzthekistan als auch Kuba grundlegender Veränderungen, um ihre jeweiligen Probleme zu lösen. Aber wer kann im Zeitalter der Schweinegrippen und Finanzkrisen noch moralische Führungsautorität für sich beanspruchen? Wir leben in einer Epoche der global organisierten Verantwortungslosigkeit. Selbst der Stern der Hegemonialmacht Neu-Rot-Erika scheint langsam zu verblassen. Die Lateinamerikaner waren den „Gringos" immer in einer Art Hassliebe verbunden. Aber jetzt kränkelt der Riese wirtschaftlich und hat auch nicht mehr unbegrenzt Jobs zu bieten, nicht mal mehr illegale. Dadurch hat sein Ansehen weiter gelitten.

Ich komme zurück in mein Privatquartier im Zentrum von Santiago und erzähle der Wirtin von meinem Überfall. Ich frage sie, ob ich bei der Polizei Anzeige erstatten solle.

„Nein nein, das ist nur Zeitverschwendung. Zeig dein Knie mal her. Ach, es ist ja nicht viel passiert. Und geklaut haben sie dir auch nichts? Nein, geh da lieber nicht hin. Denn die wissen ganz genau, dass da solche Sachen passieren. Du bist nicht der Erste. Aber aus irgendwelchen Gründen greifen sie nicht durch..."

Die ganze Geschichte hat mich doch ein bisschen mitgenommen und ich gehe früh schlafen. Ich träume von Son, Reggaeton und von den Kubanerinnen. In einem Luxushotel verirre ich mich auf die Damentoilette. Eine junge Mulattin spricht mich an und möchte mich mit auf ihr Zimmer nehmen. Ich will nicht. Plötzlich zieht sie einen spitzen Gegenstand aus der Handtasche und und schiebt mich vor sich her. Diesmal kann ich nicht weglaufen, trotz meiner Joggingschuhe. Sie drängt mich die Treppen hoch, aber wir landen in keiner Luxussuite, sondern in einer stink normalen kubanischen Familienunterkunft. Wir laufen mitten durch das Wohnzimmer, wo die Familie gerade das gesetzlich rationierte Abendessen einnimmt, und sie schiebt mich in das angrenzende Hinterzimmer.

„Hier können wir uns lieben,“ gibt sie mir zu verstehen und zieht sich aus. Ob ich denn wohl achtzig Euro für sie hätte. In diesem Moment geht die Toilettentür auf und die Großmutter läuft im Nachthemd durch das Zimmer. Das Mädchen ist nicht hässlich. Unter anderen Umständen hätte ich sogar gesagt: Ausgesprochen hübsch oder zumindest begehrenswert. Aber die allgemeinen Umstände wirken auf mich doch recht lustmindernd, um nicht zu sagen: Schockierend!

„Was ist los? Willst du nicht oder kannst du nicht? *Hattest du noch nie Sex mit einer Kubanerin? Hattest du überhaupt schon einmal Sex? Magst du mich nicht? Oder bist du Nazi und gehst nur mit weißen Frauen ins Bett? Du machst mir Angst!“*

„Hör mal! Sex? Hier? Zwischen den Kindern am Esstisch und der Großmutter im Schlafanzug? Ist das bei euch normal?

„Warum denn nicht? Und was ist schon dabei? Wir brauchen dein Geld, damit wir was zum Essen haben. Ich meine, was Ordentliches. Nicht immer denselben Fraß aus dem Rationierungsheftchen.“

„Hier hast du noch 10 Euro mehr, aber lass mich jetzt bitte gehen.“

„Komm, Schatzi! Erst wird noch schnell geb...“

Und sie greift mir mit der einen Hand zwischen die Beine und in der anderen hat sie einen Dolch und will gerade zustoßen, als es heftig an die Tür klopft. Ich habe Sirenen gehört; vielleicht ist es ja die Polizei und hoffentlich macht sie dem Spuk ein Ende, bevor ich das Messer im Rücken habe!

„Jakob, aufstehen, schnell! *Das Taxi zum Flughafen ist schon da. Der Fahrer hat es eilig.“* Meine Wirtin steht im Pyjama vor der Zimmertür und klopft an, um mich zu wecken. Mein Rücken ist total von Moskitos zerstochen, die Schürfwunden vom Vorabend tun ein Übriges. Ich schaue auf die Uhr. Es ist erst drei Uhr morgens, und das Taxi war für vier Uhr bestellt. Aber besser zu früh als zu spät. Ich ziehe mich schnell an und schlürfe noch den letzten, hervorragenden kubanischen Kaffee, den mir meine Vermieterin gekocht hat.

Innerhalb von fünf Minuten sind wir am Flughafen von Santiago. Viel zu früh. Es ist erst halb vier, und das Flugzeug geht erst um acht Uhr nach Havanna. Anstatt meine zum Kurs von $1,20 erworbenen CUC zum Kurs von 1:1 in Dollar zurückzutauschen, frühstücke ich und kaufe Souvenirs und zwei Pfund kubanischen Kaffee, der zwar erheblich teurer aber auch besser als der majazzthekische schmeckt. Mir jedenfalls. Das Einchecken verläuft zügig. Aber welch eine Überraschung: Für den Rückflug steht kein Airbus wie auf der Hinreise bereit, sondern ein etwas betagteres Flugzeug russischer Produktion, wahrscheinlich noch aus sowjetischen Zeiten. Schon beim Abheben spürt man den Unterschied. Als das Fluggerät seine letzte Schleife über der Jakobsstadt zieht, möchte ich am liebsten zur Brechtüte greifen, was mir beim Fliegen selten passiert. Ich verkneife mir meine Kotzgelüste, es gibt auch keine Brechtüte. Endlich fliegt das Flugzeug geradeaus Richtung Westen.

Die gefühlten Turbulenzen lassen nach. Dafür steigt jetzt unaufhörlich eine weißgraue Wolke in der Kabine auf. Ich frage einen älteren Flugbegleiter, ob das normal sei. Er nickt etwas desillusioniert. Als die Wolke Kopfhöhe erreicht, erfasst mich Erstickungsangst. So habe ich mir immer den Tod in einer Gaskammer vorgestellt. Angeschnallt auf einem Sitz in einer geschlossenen Kabine. Entrinnen unmöglich, die Gaszufuhr wird vom Kammerboden aus geöffnet, und von unten steigt das Gift unaufhörlich auf, bis zum bitteren Ende.

Die Wolke erreicht tatsächlich noch die Kabinendecke. Es erstickt zwar niemand, jedoch kann ich mir nicht vorstellen, dass das Einatmen dieses Nebels gesundheitsfördernd ist. Vielleicht wäre das Problem ja durch regelmäßiges Staub saugen der fliegenden Teppichböden zu lösen. Aber vielleicht ist genau das einfach deshalb nicht möglich, weil die sozialistische Planwirtschaft Staubsauger nur für die ausschließlich von kapitalistischen Touristen genutzten Airbusflüge vorsieht. Jedenfalls empfinde ich den Flugstaub als eine Zumutung, die mir den Abschied von der Insel noch ein bisschen leichter fallen lässt – und mir zurück auf den Boden der Tatsachen, d.h. auf den Fußweg nach Compostela, verhilft.

TEIL 2 UND 3:

Wenn *TEIL 1* Ihnen gefallen hat und Sie weiterlesen möchten,
dann schicken Sie mir bitte eine E-Mail an die Adresse

jakob.beckeling@yahoo.com

Gegen eine kleine Aufwandsentschädigung sende ich Ihnen dann
gerne auch *TEIL 2* und/oder *TEIL 3* als PDF-Dateien zu.

¡ ULTREIA Y BUEN CAMINO, PEREGRINO !

Es grüßt Sie herzlich der Autor und Mitpilger J. B.
und wünscht Ihnen viel Erfolg auf ***Ihrem*** Weg.

TEIL 2:

10 – VERÄNDERUNGEN

Die Etappe von *Itero de la Vega* bis *Carrión de los Condes* ist eine flache Rennstrecke. Noch am Vormittag erreiche ich *Fromista*, wo man mit der Kirche *San Martín* ein Meisterwerk und Vorbild der frühen Romanik aus dem 11. Jahrhundert besichtigen kann. Zwischen Fromista und *Villalcázar de Sirga* treffe ich auf Alois und Vladimir, zwei recht flotte Pilgersleut'. Alois, Österreicher aus Kärnten, ist bereits Anfang April zu Hause losgewandert. Er wollte eigentlich schon früher aufbrechen, aber der Schnee lag im März zu hoch. Auch so musste er noch drei verschneite Alpenpässe überqueren. Vladimir pilgert schon fünf Monate lang im Zickzack quer durch Europa. Im Juni will er – natürlich abermals zu Fuß – den Rückweg von Santiago nach Moskau antreten. Spätestens im September möchte der russische Student wieder zu Hause sein, denn dann beginnt das nächste Semester, das er nach der langen Pilgerauszeit auf keinen Fall versäumen will. Alois hat gerade die Trennung von seiner Frau hinter sich, seinen Job als Elektriker verloren, und die kleine private Landwirtschaft produziert auch mehr Schulden als Biogemüse.

Da hat er alles liegen lassen und den Pilgerstock ergriffen. Jetzt möchte er auf dem Camino erst mal seine Lage analysieren und um die Hilfe des Heiligen Jakobus und um den Beistand der Heiligen Jungfrau bitten. Natürlich macht er sich über meinen überladenen Rucksack lustig und zeigt mir seinen kleinen Daypack, der maximal fünf Kilo wiegt und ihm tägliche Etappen zwischen 30 und 40 Kilometern und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von fünf bis sechs Stundenkilometern ermöglicht. Manchmal laufe er an einem Tag auch über 50 Kilometer, aber nur bei relativ flachem Gelände und wenn er sich topfit fühle. Fotos mache er gar keine; er habe weder Handy noch Kamera dabei, dafür aber zwei Rosenkränze. Vladimir hat auch keinen Fotoapparat mit und ähnlich wenig Gepäck wie Alois. Bei Alois haben wohl praktische Erwägungen und die religiöse Einstellung zu dem kleinen Rucksack geführt. Bei Vladimir hingegen scheint vorwiegend die ökonomische Situation die spartanische Ausstattung zu bestimmen. Er lässt sich dementsprechend gern bei der Nahrungsbeschaffung von Mitpilgern unterstützen.

Alois hat keine Längen verstellbaren Teleskopstöcke, wie sie zahlreiche Pilger benutzen. Ein passend geformter Ast, so wie die traditionellen Jakobspilger und Wandersleut' ihn jahrhundertelang benutzten, tue es ja auch und sei diesem historischen Weg eher angemessen. Vladimir hingegen hat sogar Nordic-Walking-Stöcke. Zwar nicht das neueste Modell, dafür waren sie aber billig. Oder besser gesagt, gratis. Er hat sie von einem Pilger geschenkt bekommen, der aufgrund seiner Fitnessprobleme den Weg nicht zu Ende gehen konnte. Ob Vladimir tatsächlich all die Länder durchwandert hat, von denen er in gebrochenem Englisch erzählt, wird mir nicht ganz klar. Er läuft wie Alois wirklich schnell, aber in drei Monaten von Moskau aus nach St.Petersburg, dann über Finnland, Ungarn, Italien und Frankreich bis nach Santiago, das scheint mir doch zu viel des Guten, selbst für optimal durchtrainierte Sportlerbeine. Sein Englisch ist leider zu schlecht, um sich klar und deutlich mit ihm unterhalten zu können. Jedenfalls scheint den beiden nach einer guten Stunde gemeinsamen Weges mein Wanderrhythmus langweilig zu werden, und sie ziehen davon. Kurz darauf kommt mir ein Holländer entgegen, ähnlich bewaffnet wie Alois. Einer der ganz wenigen Pilger, die – wie es im Mittelalter selbstverständlich war – den Weg auch wieder zu Fuß zurück in ihr Heimatland gehen.

Gegen 17 Uhr komme ich endlich in Carrión de los Condes an. Ich besichtige schnell das Kloster *San Zoilo* und betrete dann den *Convento de Santa Clara:* Diese Pilgerherberge wird tatsächlich noch von den Nonnen des Klosters betrieben. Die Schwestern stellen ca. 30 Plätze zur Verfügung und verlangen für die Übernachtung acht Euro. Einlass ist von 11 bis 18 Uhr. Ich habe Glück, dass ich dort noch Unterkunft finde. Und ich treffe Alois wieder, der schon zwei Stunden zuvor angekommen ist. Es beginnt etwas zu regnen. Er fragt mich, ob ich ihm zwanzig Euro leihen könne. Eigentlich wollte er sein einziges Wanderhemd noch waschen, aber jetzt bei dem Regen trocknet natürlich nichts. Er zieht los, um Mitpilger zu fragen, ob sie nicht noch Übergepäck loswerden wollen bzw. ihm ein Hemd abtreten möchten. Vladimir sehe ich nicht. Alois glaubt, dass ihm acht Euro Übernachtungsgebühr zu viel waren und dass er deshalb woanders um Unterkunft gebeten hat. Die beiden sind auf dem Camino wohl bekannt. Die Meinung über sie ist nicht eindeutig. Besonders die Ansicht der österreichischen Pilger bezüglich ihres Landsmannes Alois. Die „Öffentliche Pilgermeinung" schwankt zwischen Hochachtung für seinen flotten Wanderstil und die bei Schnee auf Schusters Rappen überquerten Alpenpässe und andererseits Missbilligung seines Egoismus, da er Frau und fünf Kinder im Stich gelassen habe.

Ein Teil seiner Landsleute ist durchaus der Meinung, dass er nur seiner beruflichen und privaten Situation entfliehen wolle, was aber bei seinen familiären Verpflichtungen nicht angemessen sei. Er solle lieber zu Hause seine Probleme lösen, nach Arbeit suchen und dort seine Rosenkränze beten... Ja, vielleicht will Alois nur seiner Situation zu Hause entkommen. Aber ich kann ihn deswegen nicht verurteilen. Schließlich hat es schon immer Pilger gegeben, die irgendeiner Situation entfliehen wollten oder mussten, angefangen bei den

Galgenstricken, die im Mittelalter vor die Alternative Strang oder Jakobsweg gestellt wurden. Vielleicht versuche ich auch der Realität zu entkommen. Dem Drogenkrieg. Der Schweinegrippe. Der Dritten Welt. Deren Ausbeutungsmechanismen. Der sozialen Ungerechtigkeit. Meiner Unfähigkeit, in einem solchen System Karriere zu machen. Und den gefühlten kleinen, alltäglichen Demütigungen außerhalb und innerhalb der Wagenburg. In dieser regnerischen Nacht träume ich von explodierenden Preisen und Unternehmensgewinnen auf der einen Seite und Rationalisierung im Fortbildungsbereich bzw. stagnierenden Lehrerhonoraren auf der anderen Seite.

Ich höre Sigmar mir zuraunen: *„Wenn es dir nicht passt – keiner wird dir Steine in den Weg legen, wenn du dein Glück woanders versuchen willst. Du kannst gerne eine eigene Schule aufbauen und wirst sicherlich großen Zulauf haben. Schließlich sollten wir froh sein, dass wir hier überhaupt noch unterrichten dürfen. Die Autos sind das Geschäft dieser Firma und die Wagenburg hat kein grundsätzliches Interesse, in ihren Hallen 40 Deutschlehrer durchzufüttern.“*

Seitdem Christa Oberwasser die Kontrolle der Burgschule übernommen hat, hat ein Umdenken stattgefunden: Die Autofirma betrachtet nicht mehr die verbesserten Fremdsprachenkenntnisse oder andere zusätzliche Fertigkeiten der Mitarbeiter als den eigentlichen Gewinn. Nein, der „Geschäftsbereich Fortbildung“ soll seine „Produkte“ an Dritte vermarkten und für das Konsortium finanzielle Gewinne erwirtschaften. Hieß es noch vor ein paar Jahren, wir können euch zwar keine feste Stelle und kein üppiges Honorar bieten, aber ein angenehmes Arbeitsklima, pädagogische Freiheit und kleinere Annehmlichkeiten wie flexible Urlaubsplanung, so hat sich die Position der Schulleitung nun radikal umgekehrt.

„Ihr seid – jeder für sich – private Dienstleister, die zu einem wettbewerbsfähigen Preis eure Kunden – also eure Schüler bzw. das Unternehmen Wagenburg – zufriedenstellen müsst. Ihr steht untereinander im Wettbewerb um die Aufträge der Wagenburg, die im aktuellen Vergleich mit anderen Bildungsinstitutionen immer noch fürstliche Honorare zahlt. Wenn ihr euch nicht mehr in der Lage fühlt, den aktuellen Bedürfnissen eurer Kunden gerecht zu werden, dann muss die Schulleitung sich eben nach neuen Lehrkräften umschauen. Und glaubt uns, auch in Teutonien hat sich die soziale Lage dergestalt verändert, dass es ein Leichtes für uns sein wird, dort kurzfristig neues Lehrpersonal anzuwerben...“

Am nächsten Morgen möchte ich gar nicht aufstehen. Von Sonne keine Spur. Die Welt sieht grau aus und es ist kalt. In *Carrión de los Condes* hat es die ganze Nacht durchgeregnet. Ich frühstücke erst um acht Uhr. Die meisten Pilger sind längst auf dem Camino. Unter ihrem Regenmantel, denn es nieselt immer noch. Gegen neun Uhr scheint es endlich aufzuhören, und ich mache mich auf den Weg. Kaum bin ich hundert Meter gelaufen, fängt es richtig an zu plästern. Ich renne zurück zur Plaza Mayor und flüchte in die *Cafeteria Los*

Condes. Ich genehmige mir ein zweites Frühstück und schreibe Notizen in mein Camino-Tagebuch. Um zehn Uhr lässt der Regen endlich nach und ich gehe los, obwohl der Himmel immer noch bedrohlich grau aussieht. Ich laufe die 17 Kilometer bis *Calzadilla de la Cueza* in einem durch. Felder, flaches Land, keine Dörfer oder auch nur Restaurants am Streckenrand – schnurgerade Wege. Da ich so spät aufgebrochen bin, bin ich fast froh, dass ich durch keine Bar zum Verweilen verleitet werde. Es regnet gelegentlich noch etwas, aber ich habe meinen Regenponcho übergestreift und möchte die verlorene Zeit wieder gutmachen. Einen Vorteil hat das Wetter: Bei der Kälte läuft man automatisch schneller; und da es keine Berge oder auch nur Anhöhen zu überwinden gilt, komme ich zügig voran.

Um halb zwei bin ich in Calzadilla und genehmige mir ein Pilgermenü. Eine Stunde später begebe ich mich wieder auf die „Pilgerautobahn“: Breite Wege führen durch die unendlich scheinende Weite der Meseta über das Dorf *Ledigos* bis hin nach *Terradillos de los Templarios*, das auf einer sanften Erhebung inmitten einer kargen Landschaft liegt. Im fünften Jahrhundert soll es hier eine kleine römische Ansiedlung gegeben haben. Im Mittelalter gehörte das Dorf dem Templerorden, der im 12. Jahrhundert in der Nähe des Weilers ein Pilgerhospiz unterhielt, das dem heiligen Johannes geweiht war. Der Jakobsweg selbst soll das Dorf nicht berührt haben, sondern 700 Meter südlich zwischen zwei nicht mehr existierenden Ansiedlungen verlaufen sein. Ich steige in der *Albergue Los Templarios* ab, einem modernen Pilgerhostal aus dem Jahr 2007, das ebenfalls außerhalb des Dorfes liegt. Hier gibt es viel Platz und ein schönes Restaurant. Ich habe Glück: Ich kann für acht Euro allein in einem Vierbettzimmer schlafen und meine Habseligkeiten zum trocknen ausbreiten. Die Herberge verfügt darüber hinaus über eine funktionierende neue Waschmaschine. Auch diese Chance lasse ich mir nicht entgehen. Allerdings ist der Trockner kaputt. Und die Witterung bleibt weiter feucht und kalt...

... wie in der Wagenburg, von der ich wieder träume. Wir sollen in abgesagten Unterrichtsstunden nicht mehr Kaffee trinken, sondern an Projekten arbeiten. Ja, es wird viel Unterricht abgesagt. Nicht seitens der Lehrer. Auch nicht von den „normalen“ Gruppenschülern. Aber von den sogenannten Tutoriumschülern, die auf Grund ihrer hervorragenden Stellung in der Unternehmenshierarchie das Privileg des Einzelunterrichts bzw. Kleinstgruppenunterrichts genießen. Je höher der Dienstgrad oder andere Verdienste innerhalb des Unternehmens, desto eher haben die Mitarbeiter das Recht auf Einzelbetreuung. Und umso weniger Zeit, es auch wahrzunehmen. Denn da sie so wichtig sind, stehen dauernd irgendwelche nicht aufschiebbare Dienstbesprechungen an, die die Teilnahme am Sprachunterricht unmöglich machen. Oder sie kommen erst, wenn bereits ein Großteil der Zeit verflossen ist. Oder der Unterricht hat gerade begonnen, ein Handy klingelt und sie müssen dringend in irgendeine Sitzung, die natürlich wichtiger als das Lernen einer so komplizierten Fremdsprache ist. Es kursiert der Spruch:

„*Wer Zeit für seinen Deutschunterricht hat, hat zu viel Zeit, folglich nichts Wichtiges zu tun, ist also faul und versucht seine eigentlichen dringenden Aufgaben nur aufzuschieben.“*

So sehen es zumindest manche Vorgesetzte und auch einige Schüler selbst. Der Lehrer – ein Pausenclown? Allerdings sind nicht alle Controller mit der hohen Anzahl nicht wahrgenommener Unterrichtsstunden zufrieden. Deshalb wird die Sprachschule intern als schlechter Dienstleister evaluiert. Nur dumm, dass das den Lehrkräften angelastet wird.

„Wir müssen jetzt Leistung bringen, *ihr müsst eure Schüler motivieren, ihren Unterricht auch wahrzunehmen“,* tönt Christa in der Lehrersitzung. *„Und wer eine Absage hat, arbeitet bitte an seinem Projekt und geht nicht einfach Kaffee trinken.“*

Schade, dass die Schülerabsage – wenn denn überhaupt – meistens kommt, wenn der Unterricht schon fast vorbei ist. Da bleibt nicht mehr viel Zeit für das Projekt. Denn der nächste Schüler wartet schon. Oder auch nicht. Meistens muss der Lehrer in einem Besprechungsraum der Abteilung seines Einzelschülers auf diesen warten. Ich warte heute in einem dieser Räume auf meine drei Semitutorium-Damen. Zwanzig Minuten der Unterrichtszeit sind bereits verstrichen. Soll ich noch warten oder mich auf den Rückweg ins Fortbildungszentrum begeben, um dort eine Viertelstunde an einem „Projekt“ zu arbeiten, bevor die nächste Unterrichtsstunde beginnt? Ah, da kommen ja endlich meine Schülerinnen. Die Bücher sind gerade aufgeschlagen und wir sind soeben richtig in die Materie eingestiegen, da wird die Tür des Besprechungsraumes aufgerissen. *„Wir haben jetzt hier eine wichtige Sitzung, in der es um viel Geld geht. Sucht euch für euren Unterricht einen anderen Platz.“* Der, der es sagt, ist Chef im Logistikbereich und Ehemann einer Lehrerin, die wohl mehr als Hobby als aus Geldmangel ein bisschen Sprachunterricht für die Firma erteilt. Leider sind nicht alle Lehrkräfte nur Hobbylehrer, die nicht auf das Geld angewiesen wären...

Der nächste Morgen ist der kälteste auf meinem Jakobsweg: Das Thermometer zeigt gerade mal vier Grad an, und das mitten im Juni in Spanien! Ich packe meine noch halb nasse Wäsche in den Rucksack und werde versuchen, sie in der Mittagspause zu trocknen. Die findet in *Sahagún* statt, der ehemals mächtigsten Abtei am Camino Francés. Im 11. Jahrhundert wuchs hier der spätere König von León, Asturien und bald auch von Kastilien, *Alfons VI.*, auf. Er machte die Stadt 1068 zum „spanischen *Cluny*“ und setzte von hier aus seine Kirchenreform und die Römische Liturgie durch. Kein Wunder also, dass die Stadt bald auch über eine große Pilgerherberge verfügte und zu einem Magneten für Siedler aus ganz Europa wurde. Fast ein halbes Jahrtausend später – so um das Jahr 1500 herum – wurde in Sahagún der Missionar und Ethnologe *Bernardino Ribeira* geboren, der Autor des bedeutendsten zeitgenössischen Werkes über das Leben und die Kultur der Majazztheken – kurz vor und kurz nach der spanischen Eroberung. Als der Gelehrte dem Franziskanerorden beitrat, nahm er den Namen *Bernardino de Sahagún* an. Als er seine Heimatstadt in Richtung der „Neuen Welt“ verließ, war Sahagún längst auf dem absteigenden Ast.

Die Katholischen Könige **entschlossen sich,** das Kloster *San Benito* in Valladolid zu Lasten der Stadt zu fördern. Sahagún wurde sogar von diesem Kloster abhängig und verlor an Bedeutung und seine Privilegien. Auch die Bauernaufstände der beginnenden Neuzeit trugen zum Niedergang bei. Trotz allem gibt es in der Stadt heute noch hervorragende architektonische Beispiele „mudejarer" (islamischer) Baukunst zu besichtigen, und das nicht nur in Ruinen. Lohnenswert ist in diesem Sinne ein Besuch der *Kirchen San Tirso, San Lorenzo* und der der „Jungfrau als Pilgerin", die seinerzeit zum Franziskanerkonvent gehörte. Sehenswert ist auch die *Albergue de Cluny.* Man schläft dort auf dem Dachboden der ehemaligen Kirche *La Trinidad.*

Meine Wäsche wird in der kurzen Mittagspause in Sahagún immer noch nicht trocken, da das Wetter nasskalt bleibt. In der Herberge werben japanische Aufkleber für eine 1200 Kilometer lange Pilgertour auf buddhistischen Wegen im Land der aufgehenden Sonne. Ich denke in diesem Moment aber mehr an die folgenden zehn Kilometer bis *Bercianos del Real Camino,* wo ich dann am Spätnachmittag auch ankomme. Ich beziehe mein Lager in der alten „Parroquia", d.h. einem der Dorfkirche angeschlossenen Gemeindegebäude. In dem Großraumschlafsaal sieht es rustikal aus. Feldbetten mit verschlissenen Matratzen. Die Wände und Fußböden wirken nicht minder abgenutzt. Aber in diesen spartanischen Räumlichkeiten herrscht eine recht kommunikative Atmosphäre. Ich komme mit einigen Franko-Kanadiern ins Gespräch. Fast alle Kanadier, die ich auf dem Camino treffe, sind Katholiken aus Québec. Einige tiefgläubig und aus entlegenen Regionen dieses Bundesstaates. So auch Catherine, die ausschließlich die kanadische Variante des Französischen spricht und über die daraus resultierenden Probleme in Spanien berichtet. Der Camino ist praktisch der erste Weg außerhalb ihrer Heimatprovinz, den sie mit ihren knapp sechzig Jahren angetreten hat. Als sie vor einer Woche fußkrank zum Arzt musste, hatte sie kein Bargeld mehr und konnte weder klären noch erklären, ob oder wie sie im Ausland krankenversichert ist. Nun leisten ihr einige Landsleute nicht nur moralischen Beistand.

Ein ungarisches Pärchen hat nicht mit so kühlen Witterungsverhältnissen gerechnet und würde gern anderen Pilgern helfen, das Gewicht ihrer Rucksäcke zu reduzieren, falls sie denn Jacken, Pullis oder andere wärmende Kleidungsstücke loswerden wollten. Willem aus Rotterdam erzählt, dass er seine Arbeit bei einer Werbeagentur aufgegeben habe. Er brauche eine Auszeit und würde nach dem Camino gerne seine eigene Firma gründen. Er möchte dann bei Existenzgründungen beraten und Geschäftsideen verkaufen. Die Herbergsleitung hat für ein gemeinsames Abendessen vorgesorgt, d.h. reichhaltig eingekauft. Das ist gut so, denn in diesem Knapp-200-Seelen-Kaff gibt es keine geöffnete Bar oder sonstige touristische Infrastruktur, um die hungrigen Pilgermägen zu sättigen. Wir kochen also gemeinsam Spaghetti Bolognese oder besser gesagt „Bercianese", und an Mineralwasser und Rotwein herrscht ebenfalls kein Mangel. Anschließend wird gemeinsam abgeräumt und gespült, was dem intensiven Gedankenaustausch zwischen den Pilgern gut tut. In der Nacht

ist es wieder nasskalt und es regnet weiter. Ich träume von Geschäftsideen, Firmen- und Existenzgründungen.

Im Umfeld der Wagenburg gibt es immer wieder neue Geschäftsideen. Eine kreativer als die andere. Neulich hat der majazzthekische Staat ein Gesetz erlassen, wonach Unternehmen bei großen Geschäften elektronisch fakturieren müssen. Auch anderweitige größere Geldtransaktionen – Einzahlungen oder Überweisungen – sollen jetzt nur noch elektronisch getätigt werden. Das soll helfen, steuerfreie Geschäfte am Fiskus vorbei und natürlich auch illegale Geschäfte bzw. die Geldwäsche zu erschweren. Jetzt muss also auch der „unabhängige Unternehmer Lehrer" elektronische Rechnungen abliefern. Wozu er natürlich einen „Lieferanten" für virtuelle Rechnungen braucht. Und natürlich auch bezahlen muss. Juchhuuu... Endlich habe ich als Honorarkraft einen richtigen Vertrag! Allerdings keinen, der irgendwie meine Lehrtätigkeit regeln würde. Dafür definiert er aber genauestens die „Dienstleistung" bzw. Geschäftsidee des innovativen „Start Up", das mir die elektronische Honorarabrechnung ermöglicht. Ein 17-seitiger Vertrag mit mehrmonatiger Kündigungsfrist!

Ich träume von Juan Pablo Aznar. Der Chef unseres Fortbildungszentrums macht mir klar, dass wir froh sein müssen, dass sich überhaupt ein Rechnungslieferant unserer annimmt. Denn bei den „Peanuts", die wir verdienen würden, seien wir für so ein innovatives Unternehmen eher eine Belastung als ein Geschäft. Eine ganze Reihe hoher Mitarbeiter und Direktoren „verlässt" gerade die Wagenburg. Sie gründen alle neue Firmen. Eine Wäscherei für Arbeitsuniformen. Ein „unabhängiges" Logistikzentrum. Eine Zeitarbeitsfirma. Und wer ist zufällig der Hauptauftraggeber für die neuen Unternehmen? Wer braucht saubere Arbeitsuniformen? Welche Firma vergibt all die Logistikaufträge an das neue Unternehmen? Und für wen arbeiten hauptsächlich die Leiharbeiter der neu gegründeten Zeitarbeitsfirma? Und wer verdient am immer mehr betriebenen Outsourcing? Die Antwort ist jeweils dieselbe. – Wer aber bezahlt mit geringerem Einkommen oder bestenfalls mit stagnierenden Löhnen, Gehältern oder Honoraren die explodierenden Gewinne der „mutigen Existenzgründer"?

11 – KATASTROPHEN UND TRAGISCHE HELDEN

Auch am nächsten Morgen ist es noch nasskalt. Nach gut fünf Kilometern frühstücke ich in *El Burgo Ranero.* Ich brauche dringend einen heißen Kaffee. Die nächsten 12,5 Kilometer bis *Reliegos* laufe ich an einem Stück. Dort kehre ich in einer urigen Bar ein, in der mehr oder weniger sinnige Sprüche und Lebensweisheiten der Pilger die Wände zieren:

Vertraue niemandem, nicht einmal deinem Schatten!
Wenn du deinen Schwächen Respekt zollst, dann werden deine Stärken sie übertreffen!
Der Mensch versucht sich zu erinnern; er kann nicht vergessen – doch Gott vergibt!
Traurig ist nicht, gelogen zu haben, sondern dies nicht zu bereuen!
Bevor du dein Schicksal suchst, versuch erst mal deinen Weg zu finden!

Antonio, der Wirt, war selbst einmal Peregrino und hat nach seiner Ankunft in Santiago beschlossen, den alten Beruf als Ingenieur in der Elektrizitätsbranche aufzugeben. Er ist nach Reliegos zurückgekehrt, um diese Pilgerbar zu führen. Es gibt hier ausgezeichnete *Bocadillos* mit *Jamón Ibérico,* also mit dem luftgetrockneten Schinken, der von Schweinen stammt, die noch einer traditionellen Eichelmast unterzogen wurden. Am Nachmittag gehe ich weiter bis *Mansilla de las Mulas.* Hier kann man eine sehr gut erhaltene mittelalterliche Stadtmauer besichtigen und zum Teil auch deren Türme besteigen. Das Provinzmuseum im Exkonvent *San Agustín* (Museo Etnográfico Provincial de León) bietet eine Zeitreise in die Vergangenheit an. Der Besucher kann sich über die Lebensbedingungen und Traditionen der Bewohner der Provinz *León* informieren, angefangen bei den Keltiberern in vorrömischen Zeit bis hin zur Gegenwart. Eine Schulklasse mit ihrer Lehrerin zieht an mir vorbei. Diese erklärt ihren Schülern gerade die Geschichte des ehemaligen Klosters, das im Unabhängigkeitskrieg gegen Frankreich – wahrscheinlich von Napoleons Truppen – niedergebrannt wurde. Jetzt hat man die Klosterruinen geschickt in den Museumsneubau integriert.

„Zur menschlichen Katastrophe *und materiellen Verwüstung der Iberischen Halbinsel gesellte sich noch die internationale Handlungsunfähigkeit unseres Landes, das bei der Seeschlacht Frankreichs gegen England vor den Küsten Trafalgars großer Teile seiner Flotte beraubt wurde. Auf der anderen Seite des Atlantiks führte unsere Schwäche zu einem raschen Erstarken der dortigen Unabhängigkeitsbewegungen, was zum Verlust unserer amerikanischen Kolonien im folgenden Jahrzehnt führen sollte."*

Die Lehrerin ergänzt: *„Nach dem Abzug der Franzosen und der Niederlage Napoleons begann in unserem Land eine lange Ära an Konflikten zwischen den Anhängern der absolutistischen Monarchie und den Liberalen. Dieser Kampf sollte das ganze 19. Jahrhundert lang andauern. Und das einfache Volk fühlte sich um die Früchte seines aufopferungsvollen Kampfes gegen die Invasoren betrogen..."*

Ich setze mich an einen Computer und informiere mich weiter über die Vergangenheit und Gegenwart Mansillas. Es gibt nicht nur gut erhaltenes altes Gemäuer um den historischen Stadtkern herum, sondern auch recht neue Mauern ein paar Kilometer außerhalb des romantischen Örtchens. Ich lande auf einer Website über das hiesige Gefängnis, wo Angehörige offene Botschaften an die Inhaftierten hinterlassen haben.

„Ich bitte Gott um Hilfe für alle, die hier inhaftiert sind. Es ist leicht, einen schweren Fehler zu begehen und in einem Gefängnis zu landen. Nicht alle Personen dort sind schlechte Menschen. Ich bete dafür, dass man sie menschlich behandelt, mit Respekt und Würde. Ich bitte dies vor allem für die lateinamerikanischen Insassen, für die Kolumbianer, Brasilianer, Majazztheken und für meinen Neffen. Ich hoffe, dass Gott sie segne und stärke und dass dieser Albtraum bald ein Ende haben möge."

Eine andere Nachricht ist etwas kürzer: *„Papa, ich hab' dich lieb. Wir warten auf dich!"*

In der Nacht träume ich von majazzthekischen Gefängnissen, Museen und Monumenten. Das Land der Majabs und Jazztheken hat eine jahrtausendealte Geschichte, in der es außer den beiden genannten Volksgruppen noch zahlreiche andere Protagonisten gab – in vorspanischer Zeit und auch danach. Vielen dieser namhaften Völker und historischen Persönlichkeiten sind interessante Museen und Denkmäler gewidmet. Eins davon steht im Bundesstaat *Michoacán* auf der Insel *Janitzio* im *Pátzcuarosee*. Es ist dem majazzthekischen Freiheits- und Unabhängigkeitshelden *José María Morelos y Pavón* gewidmet.

Die Ortschaft *Pátzcuaro* wurde 1540 gegründet. Sie entwickelte sich schnell zu einem religiösen Zentrum, und ihre Einwohner glaubten, dass der Ort über das Eingangstor zum Himmel verfüge. Der eigentliche Grund für die religiöse Entwicklung der kleinen Stadt liegt jedoch in seiner vorspanischen Geschichte: Das *Purépecha-Volk* siedelte schon im 14. Jahrhundert unter König *Curateme* an dieser Stelle. Der ursprüngliche Name dieses Ortes war *Tzacapu-Ansucutín-Pátzcuaro*. Das ließe sich mit „Tor zum Himmel" oder auch mit „Ort, wo man die Schwärze macht" übersetzen. Der gegenwärtige, verkürzte Name *Pátzcuaro* dagegen soll „Ort der Freude" oder auch „Ort der Steine" bedeuten. Als die spanischen Konquistadoren unter *Nuño Beltrán de Guzmán* diese Gegend auf der Suche nach Gold ausplünderten und der damalige Purépecha-König die vermeintlichen Goldverstecke nicht preisgeben konnte oder wollte, wurde er gefangen genommen, gefoltert und schließlich lebendig verbrannt. Diese Gräueltaten gegen die indigenen Ureinwohner führten dazu, dass Beltrán de Guzmán vom Priester und Rechtsgelehrten *Don Vasco de Quiroga* abgelöst wurde. Don Vasco half den Purépechas bei der Errichtung von Krankenhäusern und Schulen. Er wird noch heute – nicht nur von den Einwohnern Michoacáns – hoch geachtet und in Pátzcuaro respektvoll „Tata Vasco" genannt.

Nicht am Pátzcuarosee, aber ebenfalls im heutigen Bundesstaat Michoacán, wurde José María Morelos y Pavón geboren. Der nach *Miguel Hidalgo* wohl bekannteste Vorkämpfer der majazzthekischen Unabhängigkeit stammte aus eher bescheidenen Verhältnissen. 1790 trat er ins Priesterseminar von *Valladolid* (das heute zu seinen Ehren *Morelia* heißt) ein, welches unter Hidalgos Leitung stand. Letzterer rief am 16. September 1810 die majazzthekische Unabhängigkeit aus. Hidalgo und seine Mitverschwörer hofften, dass die durch die napoleonische Invasion der Iberischen Halbinsel geschwächten Spanier den erwachenden lateinamerikanischen Völkern die Selbstverwaltung nicht mehr verweigern könnten. Die Rebellen überschätzten aber ihre Möglichkeiten und wurden nach einigen militärischen Anfangserfolgen von den disziplinierter auftretenden Truppen der Kolonialmacht geschlagen und grausam bestraft. Hidalgo wurde gefangen genommen, der spanischen Inquisition vorgeführt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sein abgetrennter Kopf wurde – wie auch die Köpfe weiterer führender Mitstreiter – zehn Jahre lang in einem Käfig in *Guanajuato* öffentlich zur Abschreckung ausgestellt. Das hielt Morelos bzw. die anderen überzeugten Verfechter des Unabhängigkeitsgedankens aber nicht davon ab, den Kampf fortzusetzen, bis Majazzthekistan im Jahr 1821 tatsächlich als souveräner Staat anerkannt wurde. Allerdings sollte das Morelos nicht mehr erleben. Er war im Jahr 1815 von den spanischen Truppen gefangen genommen worden und wurde – wie schon zuvor sein Lehrmeister Hidalgo – hingerichtet.

Mit der majazzthekischen Souveränität war es in der Folge aber nicht so weit her. Bereits 1823 sagten sich die zentralamerikanischen Gebiete von der Oberhoheit des Landes los. 1836 erfolgte dann, dank der Unterstützung aus Washington, die Abspaltung von Texas. Nach einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den *Vereinigten Neu-Rot-Erischen Staaten* musste Majazzthekistan bald weitere riesige Gebiete an den zur Großmacht aufsteigenden nördlichen Nachbarn abtreten. Von Anfang an hatte das Land mit inneren Wirren und Finanz- bzw. Schuldenkrisen zu kämpfen, die im Winter 1861/62 dazu führten, dass Truppen aus Frankreich, dem Vereinigten Königreich und Spanien an der Ostküste des neuen Staates landeten und weite Teile des Landes besetzten. Die ausländischen Truppen sind längst abgezogen, doch viele Zeitgenossen vertreten die nicht unbegründete Ansicht, dass das Land noch heute auf seine wirkliche Unabhängigkeit warte. Andere glauben, dass es aufgrund des ausufernden Drogenkrieges bald zu einer erneuten Intervention des großen Bruders aus dem Norden kommen könnte.

Wie dem auch sei, dem Nationalhelden Morelos ist auf der Insel Janitzio ein riesiges Monument gewidmet, von dem aus man den ganzen Pátzcuarosee überblicken kann. Im Inneren des Denkmals kann der Besucher den Werdegang Morelos‘ als Wandmalerei studieren. In der Mitte seines Lebens hatte der Held, der die majazzthekischen 50-Peso-Banknoten zieren darf, seine ganz individuelle Finanzkrise zu bewältigen:

„Schließlich war seine persönliche Notlage so verzweifelt,
dass er sogar akzeptieren musste, Lateinstunden zu erteilen.“

Aha, sehr aufschlussreich. Der Meinung der revolutionären Wandmaler nach kann man eigentlich nur dann unterrichten, wenn man zwecks Gelderwerb wirklich keine andere Möglichkeit mehr findet. Absolut gar keine. Ich sehe gerade eine Lehrerin mit ihrer Schulklasse das Monument betreten. Was wird sie denken, wenn sie diesen Spruch liest? Schließlich sind majazzthekische Lehrer auch heute nicht unbedingt Großverdiener. Wird sie ihren Job sofort hinschmeißen und was anderes suchen, schon um ihrer Selbstachtung willen? Was werden die Schülerinnen und Schüler über ihre „Maestra“ denken?

„Wie blöd ist die eigentlich, dass die sich mit uns abgeben muss?!?“

Oder werden sie mitleidsvoll weiterhin zu ihr halten? Wenn dieser Spruch unvorsichtigerweise die inoffizielle, aber wahre Einstellung der majazzthekischen Politiker, Eliten und vielleicht der Gesellschaftsmehrheit zum Wert von Bildung ausdrückt, dann braucht man sich über vieles nicht mehr zu wundern. Auch nicht über den Stellenwert der Weiterbildung und den der Fortbilder in der Wagenburg...

12 – GEBURTSTAGE

Am nächsten Morgen breche ich früh in Mansilla auf. Das Wetter hat umgeschlagen. Im positiven Sinne. Ich habe Geburtstag. Die Sonne scheint und es wird wärmer! Bereits um halb zwei bin ich am heutigen Tagesziel. Nach Pamplona, Logroño und Burgos steht mal wieder ein großstädtischer Höhepunkt auf dem Programm: *León* mit seiner Kathedrale, die manche für die schönste Spaniens halten, mit dem Pantheon der Könige samt des Museums *San Isidoro* und der dazugehörigen Basilika, ist allemal einen Tagesaufenthalt wert. Auch lohnt sich die Besichtigung des Klosters *San Marcos.* Es stammt aus dem 16. Jahrhundert und wurde von den Pilgern zeitweise als Krankenhaus genutzt. Aber zuerst möchte ich die gotische Kathedrale besichtigen, deren Bau im 13. Jahrhundert begann. Ihr Grundriss erinnert an die Kathedrale von Reims. In der Mitte des 19. Jahrhunderts stand das Bauwerk kurz vor dem Einsturz und musste von Grund auf restauriert werden. Die Bauarbeiten zogen sich von 1859 bis 1901 hin. Ich betrachte die berühmten Glasfenster der Kirche, da tippt mich jemand von hinten an die Schulter:

Es ist Manfred, den ich das letzte Mal in Pamplona getroffen hatte. Das ist eins der interessanten Dinge am Camino: Man trifft Leute plötzlich wieder, die man schon längst am Ziel oder weit hinter sich wähnte, mit denen man Erfahrungen über denselben Weg austauschen kann, die doch recht unterschiedlich ausfallen können. Manfred, zwei Jahrzehnte älter als ich, meint, dass er ein bisschen geschummelt habe. Er tue es sich nicht an, seinen Rucksack auch noch durch die hässlichen Industriegebiete der Großstädte zu Fuß zu

schleppen. Der gelegentliche Bus ist für ihn keine Pilgersünde. Für mich auch nicht, dennoch habe ich entschieden, wirklich jeden Meter bis Santiago zu Fuß zurückzulegen. Schließlich bin ich noch etwas jünger, kann mein Päckchen tragen, habe es so beschlossen und mache es auch. Manfred schenkt mir eine Tafel Schokolade.

Ich bedanke mich herzlich und erzähle ihm, dass ich heute Geburtstag habe und dass ich sie gerne als Geburtstagsgeschenk annehme. Er schaut mich erstaunt an und muss lachen. Er macht sich zurück auf den Weg zu seiner Pilgerherberge. Ich leiste mir in den Großstädten lieber eine günstige Pension, um zumindest hier mal zu spanischen Abendessenszeiten in Ruhe ein paar Tapas und einen guten Wein genießen zu können – ohne die Angst, als „Spätheimkehrer" nach 22 Uhr plötzlich ausgeschlossen zu sein. Aber zuvor schlendere ich noch durch die Stadt. Ich sehe Institute, wo man wieder *„Llionés"* lernen kann, die fast schon ausgestorbene alte Sprache der Region, die dem Kastilischen freilich sehr ähnelt. In Spanien fordern immer mehr Regionen Autonomie bis hin zur Unabhängigkeit und stellen ihre regionalen Sprachen über das Kastilische; also will man auch hier nicht nachstehen. Schließlich war man ja mal die wichtigste christliche Stadt der Iberischen Halbinsel (ist schon etwas länger her, so um das Jahr 1000 herum). Seit 1980 agiert in León eine Autonomiebewegung, die eine Trennung von Kastilien (wenn auch nicht von Spanien) fordert, die sie bisher allerdings nicht durchsetzen konnte. Natürlich hat eine Provinzhauptstadt mit gerade mal 130.000 Einwohnern auch nicht das wirtschaftliche oder politische Gewicht, wie es z.B. die katalanische Metropole in die Waagschale legen kann, die es ganz anders versteht, sich ihren Forderungen Gehör zu verschaffen.

Immer wenn ich mir auf dem Camino die Freiheit nehmen möchte, länger aufzubleiben, bin ich so todmüde, dass ich eh schon um zehn oder elf ins Bett falle. So auch in dieser leonischen Sommernacht. Am Nachmittag habe ich aufgrund meines Geburtstags lange nach Lateinamerika telefoniert. Vielleicht träume ich deshalb wieder von meiner majazzthekischen Wahlheimat – und von einem Geburtstag. Eigentlich von einem Doppelgeburtstag. Genauer gesagt: Die Wagenburg feiert Geburtstage. Zunächst einmal den zehnten Jahrestag ihres Verkaufsschlagers *„Kugelwagen".* Vor allen Werkhallen und Verwaltungsgebäuden wehen recht simple schwarz-weiße Fähnchen mit Fotos der *„Old Bowl"* und der *„New Bowl".*

Letzteres Auto erinnert mit seinem kugeligen Design an das einfach-robuste Urmodell der Autofirma, welchem diese ihren internationalen Aufstieg zu verdanken hat. Majazzthekistan war das einzige Land der Erde, in dem die „Urkugel" auch noch 70 Jahre nach Erscheinen ihrer ersten Prototypen serienmäßig vom Band lief. Parallel wurde dann aber auch schon die *„New Bowl",* ein technisch völlig neues Auto im Retro-Kugel-Look, produziert. Der Konzernvorstand hat die Arbeiter der Produktionslinien an diesem Nachmittag zu einer Feierstunde in die größte Werkhalle von *Carroztlán* eingeladen.

Sämtliche Vorstandsmitglieder sind extra aus der Wagenburgzentrale im teutonischen *Vierhartzien* angereist, um im majazzthekischen Automekka Flagge zu zeigen. Vorstandschef Otto Sommerfeld spricht gleich zu Beginn:

„Aus Anlass dieses Jubiläums möchte ich doch eins zu bedenken geben: Ich war vor ca. 30 Jahren als Lehrling das erste Mal hier in diesem Werk. Und seien wir doch mal ehrlich. Damals waren wir in Sachen Qualität schon viel weiter als heute. Wenn Sie neue Projekte haben wollen, dann müssen Sie sich schon anstrengen...“

Ferdinand Ingelbruck, der Werkleiter der majazzthekischen Filiale, sitzt auf dem Podium direkt links neben Otto Sommerfeld. Seine Miene scheint so versteinert wie die der mindestens 3000 Arbeiter, die diesem Festakt beiwohnen. Eine Feierstunde haben sie sich sicherlich anders vorgestellt. Die schallende Ohrfeige hat gewirkt. Rechts neben Sommerfeld sitzt dessen rechte Hand, Heinz Wertkühler. Ein majazzthekisches Vorstandsmitglied erklärt den Werkern, dass Herr Wertkühler heute seinen 50. Geburtstag feiere und dass man für ihn bitte die *„Jammanitas“,* das typische majazzthekische Geburtstagslied, singen solle. Aber keiner singt. Der majazzthekische Vorstand fordert noch mal seine Leute zum fröhlichen Singsang auf. Den Arbeitern ist jedoch die Lust dazu definitiv vergangen. Da reißt jenes Vorstandsmitglied ein Mikrofon an sich, dreht dieses und ein entsprechendes „Mariahatschi“- Playback auf volle Pulle und singt Herrn Wertkühler sein Geburtstagslied praktisch solo. Einfach cool. Aber in der Halle bleibt die Stimmung eher kühl. Nein, frostig. Eisig kalt...

13 – NACHTWANDERUNG, DIENSTREISEN UND MIGRATION

Den nächsten Vormittag verbringe ich noch in León und breche erst gegen Mittag auf. Beim Verlassen der Stadt komme ich nochmals an praktisch allen bedeutenden Monumenten vorbei. Hinter dem Kloster *San Marcos* überquere ich dann den Fluss *Bernesga* und verlasse die Stadt. Der Weg führt durch Vorstädte und Gewerbegebiete aus dem Tal heraus und steigt zum Ort *La Virgen del Camino* mit seinem gleichnamigen Heiligtum auf. Gegen 19 Uhr erreiche ich *Villadangos del Páramo.* Hier treffe ich in der örtlichen Pilgerherberge eine Gruppe Österreicher, mit denen ich zusammen zu Abend esse. Sie sind überrascht, dass ich nicht mit ihnen in der Herberge nächtigen will, sondern dass es mich weiterzieht, hinein in eine verrückte Nachtpilgerschicht. Aber da ich erst am Mittag aufgebrochen bin, fühle ich mich noch frisch und möchte meine Wanderlust befriedigen und das schöne Wetter ausnutzen. Um 22 Uhr bin ich in *Puente de Órbigo* und überquere die mittelalterliche Brücke, auf der einst der leonische Ritter *Don Suero de Quiñones* die nach Santiago de Compostela pilgernden Edelleute zum Zweikampf herausgefordert haben soll. Es ist zwar schon fast dunkel, aber mir stellen sich auf der Brücke weder Ritter noch andersartige Wegelagerer entgegen.

In *Hospital de Órbigo* nehme ich in einer Dorfbar noch ein kleines Nachtmahl zu mir, bevor ich weiter in Richtung *Astorga* laufe. Die Nacht ist sternenklar. Der Weg ist nicht schwierig und bei Mondschein auch ohne Taschenlampe kaum zu verfehlen, doch es geht wieder merklich aufwärts. Am Morgen um halb fünf bin ich in Astorga auf "Herbergssuche" und lande im letzten noch offenen Pub dieser Stadt. Die Zeit reicht gerade noch für ein Bier, denn die Kneipe macht um fünf Uhr zu und ich muss wieder raus auf die Straße. Ich suche mir eine Parkbank, um ein wenig ausruhen zu können. Und überhaupt: Wozu schleppe ich sonst eigentlich meine Isomatte mit? Endlich kann ich sie wirklich gebrauchen. Noch bevor ich einschlafe, sehe ich die ersten Frühmorgen-Pilger ihre Nachtquartiere verlassen. Direkt vor meiner Parkbank zieht eine japanische Pilgergruppe vorbei. Mit verdächtig wenig Gepäck. Möglicherweise ist ja schon der Rucksackdienst mit der Abendgarderobe zur nächsten Pilgerherberge unterwegs. Vielleicht bin ich unfair, das dieser Gruppe zu unterstellen. Aber je näher man Santiago kommt, desto häufiger stechen derartige Transportangebote ins Auge. Bald darauf träume ich. Nur kurz, aber intensiv. Von Herrn Watanabe. Und von meinem Deutschschüler Juan Delgado, der als Leiter der *Lean Academy* zuständig für Kosteneinsparungen ist.

"Juan, wer ist denn dieser Herr Watanabe, *wegen dem du morgen den Deutschunterricht absagen musst?"*

"Aah, das ist ein pensionierter Manager einer großen japanischen Autofirma, der jetzt seine eigene Unternehmensberatung in Kalifornien führt."

"Und was will oder soll der hier?"

"Er wird uns diese Woche bei der Implementation von Lean- Prozessen helfen. Das heißt, Produktionsprozesse sollen verschlankt und optimiert werden. Ist nicht ganz billig, dieser Mann."

"So, was kostet der denn?" "Na, so ca. 1700 Dollar." *"In der Woche?"* "Nein, täglich."

"Aber sicherlich inklusive der Reisekosten, Spesen usw.?"

"Nein nein, das ist das, was für ihn netto übrig bleibt."

"Puh, ich darf gar nicht darüber nachdenken. Dann bekommt er täglich also mehr, als ich im ganzen Monat verdiene. Oder anders ausgedrückt, ungefähr soviel, wie unsere 24 Deutschlehrer der Werksschule heute alle zusammen kosten."

"Du musst ja bedenken, dass das, was wir ihm bezahlen, nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem ist, was wir durch seine fachkundige Beratung künftig an Kosten einsparen werden."

"Und sein Beraterhonorar ist für ihn sicherlich nur ein zusätzliches Taschengeld zu seiner Rente als ehemaliger Werksleiter?"

"Davon würde ich ausgehen. Auch eurer Schule würden Lean- Prozesse sicherlich gut tun…"

Ich verlasse das Büro meines Schülers und kehre ins Lehrerzimmer der Sprachschule zurück, das in diesem Moment auch als Küche und Esszimmer dient. Ich will noch ein paar Kopien für die nächste Unterrichtsstunde ziehen und brauche neue Textmarker. Die Sekretärin klärt mich darüber auf, dass der Monatsetat für Schreibwaren und Kopierpapier schon aufgebraucht ist und dass ich, wenn ich denn unbedingt kopieren müsse, doch bitte die Rückseiten alter Prüfungen nehmen soll. Schließlich müssten wir alle versuchen, effizienter und kostengünstiger zu arbeiten. Wir wollten ja sicherlich nicht, dass wir bei den Wagenburg-Direktoren ein Verschwender-Image bekämen und die Burgverwaltung irgendwann deshalb die Lust an uns als Dienstleister verlöre. Ein paar Monate später wird die Werksschule renoviert. Jetzt ist wirklich alles ganz lean. Besonders die Wände. Sie sind so schlank, dass man jedes Geflüster im Nachbarraum bestens mithören kann, was sicherlich zur Unterrichtstransparenz beitragen wird. Die Tafeln hängen noch nicht an den Wänden und werden dort wohl auch nicht aufgehängt werden. Bald sollen für sie extra Hängevorrichtungen in die Decke gebohrt werden, da die neuen "leanen" Wände in der frisch renovierten Schule unter der Last einer Wandtafel zusammenbrechen würden…

Ich glaube Bohrmaschinen neben mir zu hören und schrecke auf. Nein, ich befinde mich in keiner Lean Academy oder Schule, sondern auf einer Parkbank im Zentrum von Astorga. Die Geräusche stammen von den städtischen Kehrmaschinen, die gerade an meiner Bank vorbeifegen. Ich stehe auf und betrete das nächstgelegene Café, das soeben seine Pforten geöffnet hat. Ich bestelle ein Croissant und einen Milchkaffee, um erst mal richtig wach zu werden. Danach besichtige ich das Museum der Pilgerwege, das seit 1963 im sogenannten Bischofspalast untergebracht ist, der Ende des 19. Jahrhunderts vom katalanischen Architekten *Antoni Gaudí* entworfen wurde. Das Gebäude diente in den vergangenen hundert Jahren schon verschiedenen Zwecken; im spanischen Bürgerkrieg wurde es von Francos Truppen als Kaserne zweckentfremdet und später als Sitz der "Falange" genutzt, jedoch nie als Bischofssitz.

Astorga ist für mich ein Highlight auf dem Jakobsweg, wegen seiner interessanten altertümlichen und mittelalterlichen Hinterlassenschaft und auch wegen des Pilgermuseums, welches einen hervorragenden Überblick über die Geschichte der Stadt, der Region und über den Jakobsweg gibt. Im Untergeschoss ist die römische Abteilung: Hier befinden sich unter anderem Grabinschriften, Säulen, weitere verschiedenartige Gebäudefragmente und Meilensteine. Schließlich wurde die Garnisonsstadt *Asturica Augusta* schon im Jahr 14 v. Chr. gegründet und beherbergte die *Legio X Gemina*. Astorga war bereits zu römischer Zeit ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt: Die altrömische *Via de la Plata* (der Silberweg von Sevilla nach Gijón) trifft hier auf den (späteren) Jakobsweg. Da die Römer intensiven Bergbau betrieben, brauchten sie auch gute Straßen. In der Region um Asturica wurden Gold- und andere Metallvorkommen ausgebeutet. Im Pilgermuseum werden auf übersichtliche und klare Weise die Lebensart der hispanischen Bevölkerung zu römischer

Zeit, deren Kulte und auch ihre Sozialstruktur erklärt. Asturica hatte seinerzeit großen Zulauf von Migranten aus anderen Teilen „Hispaniens“ und des ganzen Römischen Reichs.

Diese wurden damals „PEREGRINI“ genannt. Heute bedeutet das spanische Wort „Peregrino“ auf Deutsch „Pilger“, aber ursprünglich war der lateinische Begriff wohl weniger religiös behaftet. Der „Peregrinus-Pilger“ im ehemaligen Sinne des Wortes war also nichts anderes als ein Einwanderer bzw. Arbeitsmigrant! Im Mittelalter ließen sich dann auch viele vorwiegend *fränkische* Pilger dauerhaft als Immigranten in den Ortschaften entlang des Jakobswegs nieder, z.B. in Villa*franca* del Bierzo. Das heißt, auch so mancher Jakobspilger endete tatsächlich als Arbeitsmigrant und Einwanderer im christlich kontrollierten Nordspanien und half dabei, die den Mauren entrissenen, „zurückeroberten“ Gebiete neu zu besiedeln und im wahrsten Sinne des Wortes zu beackern.

In der mittleren Etage des Museums werden sakrale Gegenstände und Exponate ausgestellt, die sich meist auf die Pilgerwege beziehen. Das Obergeschoss gibt regionalen Künstlern die Gelegenheit, ihre Bilder und Plastiken auszustellen. Natürlich sind auch die gleich neben dem „Palacio Episcopal“ gelegene Kathedrale *Santa Maria*, die alte Stadtmauer, die römischen Thermen, das Römische Museum und viele andere Sehenswürdigkeiten einen Besuch wert. Sicherlich habe ich mir in Astorga mehr Zeit genommen als viele andere Pilger und doch noch längst nicht alles gesehen. Aber am frühen Nachmittag zieht es mich weiter, hinein in die karge Hügellandschaft der *Maragatería*. Auf kleinen Landsträßchen und Feldwegen erreiche ich am Abend schließlich *Rabanal del Camino,* wo es neben mehreren Herbergen, Pensionen und Restaurants auch ein im Jahr 2001 gegründetes Benediktinerkloster gibt. In der Pfarrkirche finden Gottesdienste in gesungener gregorianischer Liturgie statt, die von den Mönchen und anwesenden Pilgern gestaltet werden. Aufgrund meines späten Aufbruchs in Astorga verpasse ich leider die gregorianischen Gesänge.

Ich bekomme gerade noch etwas zu essen und falle um Punkt zehn Uhr todmüde ins Bett meiner Pilgerherberge und träume:

„Wir haben kaum was gegessen und sind am Sonntagabend um zehn Uhr todmüde ins Bett gefallen, nachdem wir das ganze Wochenende die Ein- und Verkaufsbilanzen noch mal durchgesehen haben, um am Montagmorgen in der Vorstandssitzung der Wagenburg-Zentrale korrekt Rechenschaft ablegen zu können.“

„Und? Hat man euren Bericht akzeptiert und euch entlastet?“

„Ach was, wir waren dann gar nicht mehr in der Sitzung, auf die wir uns so intensiv vorbereitet hatten.“

„Wie denn das? Seit zwei Wochen erzählst du mir nur von diesem Meeting, wirst von deinem Chef deswegen wild gemacht, sagst deinen Deutschunterricht wegen der Vorbereitung dieser Dienstreise ab, ihr reist extra nach Europa und jetzt wart ihr gar nicht bei der entscheidenden Veranstaltung?“

„Man hat uns nicht reingelassen." „Wie bitte?"
„Die Vorzimmerdame meinte plötzlich, dass unsere majazzthekische Filiale durch den ständigen Vertreter unseres Werks in der Wagenburg schon ausreichend vertreten sei und verweigerte uns den Eintritt."
„Der Stress, die Aufregung, die zusätzliche Arbeit, die Reisekosten – mit anderen Worten: Außer Spesen nix gewesen?"
„Na ja, immerhin konnte ich Alfonso, unseren Mann vor Ort, persönlich sprechen. Und wir sind am Abend zusammen essen gegangen."
„Hört sich ja nicht unbedingt nach Kosteneinsparung oder Vermeidung unnötiger Geschäftsreisen an, wenn solche Missverständnisse passieren."
„Ist ja nicht unsere Schuld, wenn wir aus der Zentrale quasi vorgeladen werden und dann nicht in die Sitzung dürfen..."

Da reise ich doch lieber auf eigene Kosten nach Europa und verschwende meine bescheidenen Honorare in 50-Betten-Schlafsälen anstatt sinnfrei in teuren 5-Sterne-Hotels auf Kosten der Wagenburg. Plötzlich höre ich das Rascheln von Plastiktüten der notorischen Frühaufsteher, die bereits ihre sieben Sachen packen. Sie übertönen eindeutig das Schnarchen der noch schlafenden Mitpilger. Die aufblinkenden Taschenlampen rauben mir die letzte Ruhe und kündigen die baldige Morgendämmerung an. Ich drehe mich trotzig in meinem Schlafsack um und bleibe ein weiteres halbes Stündchen liegen.

Dann verstaue auch ich meine siebzig Sachen im Rucksack und mache mich auf den Weg nach *Foncebadón* und zum *„Cruz de Ferro",* dem Eisenkreuz auf 1500 Meter Höhe. Von Rabanal nach Foncebadón sind es ca. fünfeinhalb Kilometer, immer Aufstieg, und hinter dem Dorf geht es noch mal zwei Kilometer weiter aufwärts bis zum Pass mit dem Eisenkreuz, der die Regionen *Maragatería* und *Bierzo* scheidet. Dieser Pass ist auch gleichzeitig die höchste Erhebung, die es zwischen Saint-Jean-Pie-de-Port und Santiago zu überwinden gilt. Foncebadón war schon im Mittelalter wegen seiner zentralen Lage in den Bergen von León wichtig für den Jakobsweg. Die Ortschaft wird bereits im 10. Jahrhundert in alten Chroniken erwähnt. Vermutlich im 12. Jahrhundert errichtete dann der Einsiedler *Gaucelmo* eine Pilgerherberge vor Ort.

14 – HUNDE

Spätestens mit der Landflucht in Spanien in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts erlitt der Ort einen dramatischen Bevölkerungsverlust, der schließlich bei der Einwohnerzahl „null“ endete und Foncebadón in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zum Geisterdorf voller Ruinen werden ließ. Der brasilianische Schriftsteller *Paulo Coelho* platziert in seinem Roman *„Auf dem Jakobsweg“* hier den Kampf des Ich-Erzählers gegen einen schwarzen Hund, der das Dämonische symbolisiert.

Auch *Hape Kerkeling* nimmt in seiner Erzählung das Hundemotiv auf und hält beim Einzug ins Dorf seinen Wanderstock schlagbereit. Früher soll es hier Rudel von streunenden, aggressiven Hunden und sogar Wölfe sowie Wegelagerer gegeben haben. Lang ist’s wohl her. Ich erlebe Foncebadón als gemütliches Bergdorf, das dank des Wallfahrtstourismus gerade eine Renaissance erlebt. Es verfügt wieder über Geschäfte, Restaurants, Herbergen, Pensionen und natürlich auch über fließendes Wasser. Von Hunden oder gar Wölfen keine Spur. Geschweige denn von Wegelagerern. Natürlich gibt es auch verlassene Häuser, die eher Ruinen gleichen. Wenn der dichte Nebel über die Bergrücken kriecht, kann man die unheimliche Atmosphäre gut nachempfinden, die Coelho in seinem Buch kreiert.

Ich kehre unterdessen in ein auf indisch-esoterisch getrimmtes Herbergscafé ein, wo die Luft von Räucherstäbchen geschwängert ist und der Pilger sich über fernöstliche Meditations- und Lebensweisen informieren kann. Ich trinke Tee und meditiere über verwilderte Hunde auf dem Jakobsweg und anderswo. Auch über eine zunehmende Verrohung der Welt, einhergehend mit der verantwortungslosen Dämonisierung ganzer Länder, Bevölkerungsgruppen oder Lebensphilosophien. Nein, keine Minute habe ich geglaubt, dass ich hier von wilden Tieren oder Dämonen angefallen werden könnte. Auf dem ganzen Jakobsweg hatte ich in dieser Hinsicht noch keine einzige kritische Erfahrung. Was die Hunde betrifft, bin ich etwas abgebrüht, denn beim Joggen oder Rad fahren wurde ich tatsächlich schon von welchen angegriffen. Aber nicht im Spanien des 21. Jahrhunderts. Meine lateinamerikanische Wahlheimat dagegen ist – was streunende Hunderudel und leider auch Wegelagerer betrifft – heute noch so, wie der Jakobsweg und Foncebadón vor langer Zeit einmal waren.

Gleich hinter der Wagenburgfiliale gibt es Maisfelder, Feldwege, offizielle und wilde Müllkippen und – herrenlose Hunde. Rudelweise. Ich jogge oder radle oft durch die Felder. Meistens gilt der Spruch: Hunde, die bellen, beißen nicht. Oder man kann sie mit ein paar Steinwürfen schnell vertreiben. Einmal war ich mit dem Rad zwischen den Dörfern unterwegs, und ehe ich mich‘s versah, fiel mich eine Hündin an und biss mir in den Allerwertesten. Ich stieg ab, um meine Wunde zu untersuchen und sah, dass die Hündin wieder in einer

Hauseinfahrt lag, in der frisch geworfene Welpen um sie herum spazierten. Klar, sie hat mich als Angreifer auf ihre Jungen empfunden und instinktiv einen Präventivbiss durchgeführt. Es dauerte nicht lange, da kam Frauchen mit einer Flasche Alkohol aus dem Haus und fragte mich, was denn passiert sei. Ich zeigte der jungen Campesina die Wunde und bat sie gleich, diese doch zu desinfizieren. Also nahm sie ein Tuch, benetzte es mit dem Flascheninhalt und reinigte die Verletzung, so gut es spontan auf dem Feldweg nur möglich war. *„No te preocupes – Mach dir keine Sorgen,* der Hund ist geimpft!" Ich stieg also wieder aufs Rad und fuhr, wenn auch unter Schmerzen, weiter. Was sollte ich auch machen?

Immerhin blutete die Wunde nicht mehr, und irgendwie musste ich ja nach Hause kommen. *„No te preocupes"* – ein verräterischer Spruch in einem wilden Land. Immer wenn das jemand zu mir sagt, habe ich das Gefühl, dass etwas faul ist und ich mir gerade deshalb Sorgen machen sollte. Woher weiß ich denn, ob so ein Hund wirklich geimpft ist oder ob er nicht vielleicht doch die Tollwut hat? Vielleicht will man mich mit dem Spruch „Mach dir keine Sorgen" nur der Einfachheit halber beruhigen, obwohl Gefahr droht. Es wäre nicht das erste Mal. Deshalb ging ich am nächsten Morgen in der Wagenburg zum Werksarzt und erzählte ihm die Geschichte. Er reinigte noch mal die Bisswunde und beruhigte mich:

„Die meisten Hunde, *die einen Besitzer haben, sind hier wirklich geimpft. Aber du hast recht. Hundertprozentig weiß man das nie. Wenn du dich dann sicherer fühlst, würde ich dir doch zu einer Tollwutimpfung raten. Die bekommst du gratis in der Klinik der staatlichen Krankenversicherung."*

Also begab ich mich noch am selben Tag in das empfohlene Ambulatorium, um mich impfen zu lassen.

„*Entschuldigung, man hat mir gesagt,*
dass ich mich hier gegen Tollwut impfen lassen kann."
„Warum wollen sie sich denn impfen lassen?"
„Weil ich von einem Hund gebissen wurde."
„Wann und wo sind Sie denn gebissen worden?"
„*Gestern beim Radfahren in der Nähe von Perratenango."*
„Dann sind wir nicht zuständig. Sie müssen zum Gesundheitsamt
in Perratenango gehen."

„Aber ich wohne hier gleich um die Ecke. Deshalb glaube ich schon,
dass Sie zuständig sind."
„Und der tollwütige Hund? Haben Sie den mitgebracht?"
„Nein. Natürlich nicht."
„Dann können wir Sie auch nicht impfen. Denn wenn wir nicht wissen, ob dieser Hund
die Tollwut hat, wissen wir auch nicht, ob eine Impfung überhaupt erforderlich ist.

Und solange wir das nicht wissen, impfen wir nicht."

„Ich bitte Sie, ich wohne hier in Ihrem Bezirk und habe ein Anrecht auf Ihren Service. Ich arbeite täglich und habe keine Zeit und Lust, 50 Kilometer entfernt von hier einen Hund zu suchen und einzufangen. Genauer gesagt, eine Hündin, die anderen Leuten gehört, die aggressiv ist und mir vielleicht noch schlimmere Verletzungen zufügen wird. Ich bitte Sie höflichst, mich zu impfen."

„Tut mir Leid, wenn Sie den Hund nicht herbringen können, dann gibt es auch keine Impfung."

„Jetzt platzt mir aber der Kragen. Wenn Sie mir die medizinische Hilfeleistung kategorisch verweigern, dann muss ich mich eben offiziell über Sie beschweren oder zum Anwalt gehen. Wir haben eine gute Rechtsberatung in der Firma."

„Wo arbeiten Sie denn?"

„In der Wagenburg."

Die *Wagenburg* – das Zauberwort! Plötzlich gab die Ärztin – wenn auch widerwillig – ihre ablehnende Haltung auf und impfte mich. Ein Schüler hat mir mal erklärt:

„Die Autofirma in der Stadt ist ein Monster, das Respekt einflößt. Die Wirtschaft von Carroztlán und viele Arbeitsplätze der Region hängen von ihr ab. Wer dort arbeitet, wird privilegiert behandelt."

Und „Octavio-Normalo"? Er muss wohl auf folgenden Spruch vertrauen:

„Hunde, die beißen, haben keine Tollwut..."

Von der ***Dorfköter- und Tollwutfreien Gemeinde Foncebadón*** aus steigt der Jakobsweg dann also auf gut 1.500 Höhenmeter an und bleibt für sechs Kilometer auf diesem Niveau, was prächtige Ausblicke auf die leonische Bergwelt beschert, sofern diese nicht gerade vom Nebel eingehüllt ist. Zwei Kilometer hinter Foncebadón erreicht man das *Cruz de Ferro*. In einem Reiseführer lese ich:

„Versäumen Sie nicht, die alte Tradition aufrecht zu erhalten, hier am Eichenstamm, der auf seiner Spitze das Kreuz trägt, einen Stein auf dem gewaltigen Haufen abzulegen, wie es seit Jahrhunderten von jedem Pilger gefordert ist."

15 – HINUNTER INS BIERZO

Ich bin von diesem Eisenkreuz enttäuscht. Ich habe es mir eindrucksvoller vorgestellt. Unweit des Cruz de Ferro gibt es mehrere Mobilfunkmasten, die den Eichenstamm weit überragen und ihm visuell den Rang ablaufen. Auf dem „gewaltigen Haufen" um das Kreuz herum stapeln sich nicht nur Steine, sondern alle möglichen Pilger- und Touristensouvenirs: Ausgelatschte Wanderschuhe, alte Armbanduhren, Mützen und Kappen, Socken, Taschenlampen und ausgelaufene Batterien, verbogene Teleskopwanderstöcke usw.

Für meinen Geschmack ist die Grenze zum Müllhaufen schon überschritten. Hundert Meter weiter stehen eine Schutzhütte und eine kleine Kapelle. In die Holzwände des Andachtsraumes und sogar in die metallene Gedenktafel haben einige Leute ihre ach so wichtigen Namen und Besuchsdaten und manchmal noch andere Kommentare eingeritzt. Auch an Graffiti fehlt es nicht. Alles in allem haben die Besucher auf diesem Gebirgspass keine besonders erhebenden Eindrücke hinterlassen. Ich verzichte lieber darauf, an dieser Stelle auch nur irgend etwas abzulegen. Jeder Gegenstand, und sei es nur ein kleiner Stein, erscheint mit unter diesen Umständen zu viel. Als ich meine Fotos gemacht habe und weiterlaufen will, beginnt es zu regnen. Die Bergwelt liegt jetzt vollständig unter einem Grauschleier, was in mir den depressiven Eindruck, den das Eisenkreuz bei mir hinterlassen hat, noch verstärkt. Ca. vier Kilometer hinter dem Cruz de Ferro beginnt endlich der steile Abstieg in Richtung *Ponferrada.*

Nach knapp zehn Kilometern mache ich in *El Acebo,* einem malerischen Dorf im oberen *Bierzo,* Rast. Die Häuser sind hier aus Schiefer gebaut, dem in der Region vorherrschenden Baumaterial. Typisch sind auch die auf die Straße zeigenden Holzbalkone, die oft über Außentreppen erreichbar sind. Der Überlieferung zufolge pflegten die Bewohner El Acebos im Mittelalter achthundert Pfähle zur Kennzeichnung des Pilgerweges. Dies war besonders im Winter bei Schneefall wichtig. Dafür waren sie vom Tribut gegenüber dem König befreit. Am Ortsausgang erinnert eine Metallskulptur an den Tod des deutschen Fahrradpilgers Heinrich Krause, der hier am 13. August 1987 verunglückte. Radfahrer werden deshalb vor der kurvenreichen und steilen Abfahrt nach *Molinaseca* gewarnt.

Heute lauert auf die Radler noch eine zusätzliche Gefahr: Ungefähr vier Kilometer vor Molinaseca ist das Landsträßchen gesperrt, weil dort gerade eine Autorallye stattfindet. Ich sehe einige frustrierte Radfahrer mit einem „Guardia Civil" diskutieren, der ihnen unmissverständlich klar macht, das es jetzt viel zu gefährlich wäre, zwischen den rasenden Selfmade-Boliden weiterzufahren. Die Rallye sei aber spätestens in drei bis vier Stunden zu Ende. Zu Fuß brauche ich dem Heiligen Jakob sei Dank nicht auf der Straße zu laufen, sondern gehe natürlich den steinigen und abschüssigen Wanderweg, von dem aus ich gut das Autorennen beobachten kann. Unterwegs überhole ich ein paar Radfahrer, die nicht auf das

Ende der Rallye warten wollten und notgedrungen auch den Fußweg gewählt haben. Auf diesem steilen Abschnitt bin ich auf Schusters Rappen klar im Vorteil und auch schneller. Knapp zwei Stunden brauche ich für den Abstieg von El Acebo bis Molinaseca. Das hübsche Dörfchen zwischen den leonischen Bergen und der Zentralebene des Bierzos verfügt über eine neoklassizistische Pfarrkirche und über eine gut erhaltene romanische Brücke über das Flüsschen Meruelo. Im pittoresken historischen Zentrum laden zahlreiche Restaurants zum Verweilen ein, und natürlich gibt es mehrere Pilgerherbergen. Ich beziehe einen Pilgerschlafsaal in einer Herberge schon am Ortsausgang in Richtung *Ponferrada.*

Der Herbergsvater lädt mich gleich zu einem Glas Rotwein ein. Er stammt aus Logroño und ist um die 55 Jahre alt. Seinen eigenen Angaben zufolge hat er schon als Missionar in vielen Ländern gearbeitet, u.a. in Venezuela, Saudi Arabien, der Türkei und in Tansania. Als „gnostischer" Missionar. Was er damit genau meint, bleibt mir zunächst unverständlich, trotz intensiven Nachhakens. Erst beim späteren Nachlesen wird mir klar: Der Begriff *Gnosis* oder *Gnostizismus* ist vielschichtig. Er bezeichnete ursprünglich verschiedene religiöse Lehren und Gruppierungen des 2. und 3. Jahrhunderts nach Christus, teils auch frühere Vorläufer. In der Literatur des zweiten und dritten Jahrhunderts war „Gnostiker" eine gängige Bezeichnung sowohl für christliche und jüdische als auch für hellenistische bzw. heidnische Intellektuelle. Gnosis bedeutete Erkenntnis im allgemeinen Sinne. Gnostische Elemente wurden im Mittelalter von den *Bogomilen*, den *Katharern* und von der *Alchemie* übernommen, im islamischen Bereich u.a. von *Jesiden* und *Drusen.*

Der *Spiritualismus* wurde ebenfalls mit gnostischen Traditionen in Verbindung gebracht. „Gnosis" bezeichnet bisweilen auch ein religiöses Geheimwissen, das die Gnostiker nach eigenem Verständnis von der übrigen Menschheit abhebt. Besonders Letzteres scheint auf den Herbergsvater von Molinaseca zuzutreffen: Er tut recht geheim und benimmt sich auch ein bisschen abgehoben. Nachdem er mir reichlich Wein nachgeschenkt hat und die Flasche endlich leer ist, kneift er mir in den Hintern und gibt klar zu verstehen, dass Erkenntnis nichts mit puritanischem Sexualverständnis zu tun habe. Ich bedanke mich meinerseits für die großzügige Bewirtung und teile ihm mit, dass ich jetzt ganz dringend in mein Einzelbett im allgemeinen Schlafsaal müsse, da ich am nächsten Tag wieder eine anstrengende Etappe vor mir habe. Zu viel Alkohol und zu wenig Schlaf machen schließlich die Beine schwer und korrumpieren die Kondition. Nicht unbedingt eine tief gnostische, aber sehr empirische Erkenntnis.

16 – AIRTON

Die körperliche Anstrengung des Tages und der schwere abendliche Rotwein lassen mich bald einschlafen. Meine Träume handeln ebenfalls von Rebensaft und schweren Beinen. Im Traume sehe ich mich plötzlich den Jakobsweg auf dem Fahrrad zurücklegen. Vielleicht wirkt im Unterbewusstsein der Geist Heinrich Krauses auf mich ein. Möglicherweise habe ich den Eindruck, den das Denkmal zu Ehren des gestürzten Fahrradpilgers auf mich gemacht hat, noch nicht verarbeitet. Ich sehe mich als Radpilger zwischen *Jaca* und den Pyrenäen auf dem *Aragonischen Weg* radeln. Ich kämpfe alleine gegen einen abartigen Gegenwind an, der mich zu lähmen scheint und mich in den Kurven aus dem Sattel zu heben droht. Als ich auf den *Camino Francés* treffe, legt sich der Wind schlagartig. Bei Estella treffe ich einen brasilianischen Radpilger mit einem teuren 29-Zoll-Mountainbike, einem der besten, was der Markt derzeit zu bieten hat. Ich bin froh, nach vielen einsamen Kilometern wieder in Begleitung zu fahren, und ihm scheint es ebenso zu gehen. Ich frage ihn, ob er vom *Kloster Irache* gehört habe und natürlich auch, ob er die kuriose Weinquelle der „Bodegas“ in unmittelbarer Nähe besuchen möchte. Weder das Kloster noch die Bodegas sind ihm ein Begriff. Also halte ich einen kurzen Vortrag:

Das Kloster Irache dürfte zu den ältesten Navarras gehören und entwickelte sich nach und nach zu einem der wichtigsten geistigen und geistlichen Bollwerke der Reconquista. Im elften Jahrhundert erreichte der Konvent seinen größten Glanz und wurde mit seiner Pilgerherberge zum unverzichtbaren Etappenziel aller Jakobspilger. Direkt neben den Klostergebäuden befindet sich die Weinkellerei *Bodegas Irache*. Das ehemalige Klosterweingut hat mit Verweis auf die Tradition benediktinischer Gastfreundschaft, die es fortführen will, an diesem Ort eine *Fuente del Vino*, also einen Weinbrunnen, installiert.

Dabei handelt sich um zwei über einem Becken angebrachte Hähne – einer für Wasser, der andere für Rotwein – an denen sich die Pilger zu Fuß, Fahrrad, Pferd oder Esel kostenlos mit Trinkwasser oder Wein stärken und erfrischen können. Das Unternehmen stellt für diesen Zweck täglich 70 Liter Rotwein zur Verfügung und bittet um moderaten Genuss; dennoch gehen nachmittags manche Pilger leer aus. Die Weinkellerei wurde nicht zuletzt durch diese *Fuente* bekannt, die jenseits der freundlichen Geste wohl eines der wirksamsten Marketinginstrumente entlang des spanischen Jakobsweges darstellt. Mein Vortrag macht meinen Begleiter und mich noch durstiger, als wir sowieso schon sind, und natürlich stimmt er einem Kurzbesuch von Kloster und Quelle zu. Wir schießen reichlich Fotos und füllen unsere Wasserflaschen mit Wein. Erst hinterher erfahre ich, dass es an der Quelle Webcams geben soll, über die man live seine Freunde in aller Welt grüßen kann und die nebenbei den (über)mäßigen Trinkgenuss der Pilger dokumentieren helfen.

Wir fahren weiter über zahlreiche Weinberge und schauen zur Burgruine von *Monjardín* hinauf. Die Befestigung auf dieser Anhöhe wird schon anlässlich ihrer Einnahme durch Karl den Großen im Jahr 778 als *Mons Garcini* erwähnt. Airton flachst, dass er es mit seinen kaum trainierten, schlappen Beinen niemals bis oben zur Burg schaffen würde. Ich entgegne ihm, dass der Jakobsweg hier Gott sei Dank im Tal verlaufe und dass wir auf dem Weg nach Santiago auch nicht jeden Hügel am Wegesrand erobern müssten; zu späterem Zeitpunkt gelte es noch ausreichend andere, unausweichliche geografische Hürden zu überwinden. Nach zwölf weiteren Kilometern durch nur mäßig gewellte Landschaft erreichen wir *Los Arcos* und kehren unter den „Bögen" (*arco* = Bogen) gegenüber der Dorfkirche zum Essen ein. Airton erzählt mir, dass er gerade pensioniert wurde und nun endlich Zeit habe, seinen lange gehegten Lebenstraum zu verwirklichen, nämlich den Jakobsweg von der Pyrenäen bis Santiago mit dem Fahrrad zurückzulegen. Er habe zuvor 40 Jahre lang hart in der Computerbranche gearbeitet. Er sei erst wenige Tage unterwegs und leider physisch nicht sehr fit. In seiner Jugend habe er allerdings Leistungssport betrieben. Seine Eltern haben ihn damals oft von *Espírito Santo* nach *Rio de Janeiro* gebracht, wo er an nationalen und sogar an einigen international besetzten Schwimm-Wettkämpfen teilgenommen habe. Ich erzähle ihm von meiner Tätigkeit in der majazzthekischen Wagenburgfiliale und von meiner gegenwärtigen Radpilgertour von Teutonien nach Santiago.

Nach Einnahme unseres Pilgermenüs unterhalten wir uns mit einer Gruppe spanischer Mountainbikefahrer, die nicht wie wir auf der Straße fahren wollen, sondern auf dem holprigen Fußpilgerweg. Die Gruppe will es heute bis Viana schaffen, also noch knapp zwanzig Kilometer weiter. Ich finde das nicht besonders weit und habe mir mindestens Logroño zum Ziel gesteckt, vielleicht sogar Navarrete oder Nájera. Mein brasilianischer Begleiter scheint keine präzisen Vorstellungen bezüglich der Ortschaften, Entfernungen oder gar des Streckenprofils zu haben. Aber er schließt sich mir gerne an. Unser Weg führt uns zunächst sanft durch Felder und über kleine Landsträßchen bis Sansol und Torres del Río. Ich habe das Gefühl, dass ich den richtigen Begleiter getroffen habe, wir haben uns beim Essen angeregt über Brasilien, Lateinamerika, Europa, viel Persönliches, Gott und die Welt und natürlich über den Heiligen Jakob unterhalten. Wir fahren beide scheinbar ganz entspannt durch durch die Landschaft. Hinter Torres del Río ändert sich diese. Zumindest das Streckenprofil ändert sich radikal. Auf einmal geht es steil aufwärts. Kilometerlang. Airton klagt plötzlich wieder über seine untrainierten Beine. Ich nehme seine Klagen nicht besonders ernst. Er hat heute schon mehrmals ähnliche Bemerkungen gemacht, ist mir aber immer locker gefolgt. Er hat das bessere Fahrrad und außerdem nur das nötigste Gepäck mit. Ganz im Gegensatz zu mir. Mein Fahrrad gleicht einem vollgepackten Lastenesel, während er auf einem unbeschwerten Rennpferd zu reiten scheint.

„Diese schlappen brasilianischen Oberschenkel“ höre ich ihn noch mal stöhnen. Ich schaue mich kurz um und sehe ihn ca. zehn Meter hinter mir. Meine Beine hingegen fühlen sich heute alles andere als ausgelaugt an. Sie wollen mich buchstäblich den Berg hochtragen. Ja, der Berg ruft! Ich fühle mich wie durch eine magische Kraft angezogen und verspüre keinerlei Lust, den intensiven Energieschub, den gerade mein Körper erfährt, zu unterbrechen. Nach einer Weile schaue ich mich wieder um. Der Abstand zu Airton beträgt inzwischen einige Hundert Meter. Ich überlege einen Moment, ob ich anhalten und auf ihn warten soll. Ach was! Der Berg ruft, und wenn es einmal so gut läuft, dann sollte man diese Phase ausnutzen. Er wird schon nachkommen. Die Straße führt direkt nach Viana, er kann sich also kaum verfahren und das Wetter ist bestens. Ich beschließe, später oben auf ihn zu warten. Ich weiß selber nicht genau, wo „oben“ sein wird. Ich schaue mich instinktiv wieder um. Ich sehe Airton nicht mehr. Ich beginne, mir Sorgen zu machen, verdränge sie bald aber wieder. Die Landstraße hat inzwischen ein paar Kurven zwischen Felsen und Bergkuppen gemacht, was den Rückblick auf die vergangenen Kilometer erschwert und schließlich gänzlich unterbindet. Ich bekomme langsam Gewissensbisse, dass ich nicht beizeiten gewartet habe oder sogar umgekehrt bin. Aber da ich die Distanz, die uns inzwischen trennt, eh nicht einsehen oder einschätzen kann, schiebe ich alle Bedenken bei Seite und folge bereitwillig meinen Beinen, die mich an diesem Nachmittag unwiderstehlich nach oben tragen wollen.

Nach einiger Zeit erreiche ich den Ortseingang von Viana. Hier gibt es einen Kreisverkehr, von dem aus man an der Ortsmitte vorbei direkt weiter nach Logroño fahren kann, oder aber den Muschelwegweisern folgend auf eine Anhöhe, wo das historische Zentrum des Städtchens liegt. Dort gibt es mehrere Herbergen, Restaurants und die kleine, aber feine Hauptkirche. Eigentlich kommen da alle Pilger dran vorbei. Also beschließe ich, nicht am ungemütlichen Kreisverkehr auf Airton zu warten, sondern lieber bei einem Gläschen Gerstensaft auf der Terrasse eines Restaurants, gegenüber des Gotteshauses. In spätestens einer Viertelstunde wird er wohl eintreffen und ich werde ihn nach all den Anstrengungen mit Vergnügen zu einem Drink einladen. Die Zeit vergeht. Fünfzehn Minuten, zwanzig, dann schon eine halbe Stunde. Airton kommt nicht. Um meine Nervosität zu vertreiben, mache ich ein paar Fotos von der Kirche und den Störchen auf den Dächern. Auch nach einer Stunde ist er immer noch nicht da. Mir wird so langsam klar, dass das, was ich in meiner Selbstvergessenheit für so gewiss gehalten habe, keineswegs so selbstverständlich ist. Jemand, der vor ein paar Tagen frisch aus Brasilien angekommen ist und auf seinen ersten Etappen die Pyrenäen hinunter durchschnittlich 50 Kilometer mit dem Fahrrad zurückgelegt hat, steckt eben nicht jeden Anstieg so leicht weg, wie jemand, der schon drei Wochen lang durch halb Europa im Sattel sitzt.

Ich klapper alle Pilgerherbergen von Viana ab, um nachzuschauen, ob er auf einem Seitensträßchen dort vielleicht doch angekommen ist. Fehlanzeige. In einer der Herbergen sehe ich die Gruppe spanischer Mountainbiker, die wir in Los Arcos getroffen haben. Ich möchte wissen, ob sie ihn überholt oder gesehen haben. Sie verneinen und erklären, dass sie ja auch nicht wie wir auf der Straße, sondern auf dem Pilgerwanderweg gefahren seien. Ich frage mich, wo er nur geblieben ist. Ist er am Kreisverkehr etwa direkt weiter nach Logroño gefahren? Oder hat er am Berg total schlapp gemacht? Schiebt er immer noch ganz langsam sein Fahrrad nach oben oder hat er total resigniert und ist den Berg runter nach Sansol oder Torres del Río zurückgefahren, um dort zu übernachten? Wir haben weder Telefonnummern noch E-Mail-Adressen oder sonst was ausgetauscht; ich kann ihn nicht fragen. Ich fühle mich unwohl in meiner Haut. Ich erinnere mich an die gelegentlichen Kreuze am Wegesrand, wo Pilger ihr Leben gelassen haben. Entweder weil sie einen Unfall hatten, oder aber weil sie sich körperlich überschätzten und dann einen Hitzschlag, Infarkt oder Ähnliches erlitten. Ich fühle mich wie ein unsolidarisches, egoistisches Arschloch. Dass wir uns verloren haben, geht auf meine Kappe, ganz allein auf meine. Ich überlege, was ich machen soll. Soll ich noch länger warten? Falls er nach Logroño weitergefahren sein sollte oder nach Torres del Río zurückgekehrt ist, macht das keinen Sinn. Soll ich ihm entgegenfahren? Damit täte ich ihm nur dann vielleicht einen Gefallen, wenn er tatsächlich noch auf dem Weg nach Viana ist und echt körperlich fertig sein sollte oder aufgrund einer Fahrradpanne nicht weiter kann. Aber ich weiß es eben nicht. Vielleicht ist er ja den Berg zurück runtergefahren. Aber wenn, bis wohin genau? Oder unterschätze ich ihn doch, und er hat den Weg zum historischen Zentrum nicht gefunden oder nicht hochstrampeln wollen und ist gleich weiter nach Logroño abgefahren?

Mit dem schalen Geschmack meines Bieres noch im Munde entscheide ich mich für die optimistischste und nach vorne gerichtete Sichtweise und radle recht lustlos Richtung Logroño weiter, den Berg hinunter, mit der immer kleiner werdenden Hoffnung im Sinne, dass ich Airton dort vielleicht einholen und wiedertreffen könnte. Eine halbe Stunde später komme ich in der Hauptstadt von *La Rioja* an. Ich habe ihn unterwegs nicht überholt. Logroño ist zu groß, als dass ich ihn dort in jeder Herberge oder gar in jedem Restaurant suchen könnte. Ich fahre zur Kathedrale, mit dem kleinen Fünkchen Hoffnung, ihn dort vielleicht zu treffen. Fehlanzeige. Es ist schon halb acht; ich muss mir meinen selbst verschuldeten Frust vertreiben und mich weiter körperlich schinden. Trotz der fortgeschrittenen Stunde fahre ich weiter, ohne genau zu wissen, bis wohin ich eigentlich noch radeln will. Es herrscht Bilderbuchwetter. Die Abendsonne, die die Stadt in ein mildes und trotzdem intensives Licht taucht, meint es heute besonders gut mit den Menschen und auch mit mir. Von den westlichen Hügeln aus, die Logroño vorgelagert sind, mache ich viele Fotos von der Stadt und ihrer Umgebung. Nur empfinde ich in diesem Moment keine rechte Freude über diese paradiesische Szenerie. Der Verlust Airtons, den ich selbst verschuldet habe, nimmt mir in diesem Moment jegliches Glücksgefühl.

Ich fahre weiter, immer weiter nach Westen. Gegen neun Uhr komme ich schließlich in *Ventosa* an, einem Dörfchen mit knapp 200 Seelen zwischen Navarrete und Nájera. Ich habe Glück, dass ich noch kurz vor Torschluss das letzte Bett beziehen darf, aber ganz leise bitte, die meisten Pilger schlafen schon!

Da stehen zwei betriebsbereite Computer für die Peregrinos. Ich gebe schnell folgende Stichwörter ein: *Pilger – Brasilianer*. Ich bekomme einen großen Schreck. Ich lese auf der Online-Seite einer Zeitung aus Pamplona, dass die Polizei der autonomen Region Navarra einen toten brasilianischen Pilger geborgen hat, der in eine Schlucht gestürzt ist. Der Weg zwischen Torres del Río und Viana liegt doch in Navarra! Aber nein, das war in den Pyrenäen, und der Tote heißt weder Airton, noch war er schon in Rente, und außerdem ist der Artikel schon drei Wochen alt. In der Herberge treffe ich eine brasilianische Psychologin, die sich um die Pilgersorgen kümmert. Ich beichte ihr meine Geschichte mit Airton; ich bin kurz vorm Heulen.

„Aber nein, mach dir keine Sorgen um ihn. *Du hast heute ganz deinen Moment gelebt. Da hast du ein Recht drauf. Den Moment deiner persönlichen Stärke. Und er ist eben nicht mitgekommen. Das ist der Camino. Jeder muss seinen eigenen Rhythmus finden und diesen konsequent durchziehen. Vielleicht triffst du ihn ja noch wieder. Manchmal soll es so sein, dass man sich wieder findet, manchmal eben nicht. Vielleicht sollte Airton durch dich erkennen, dass er nicht auf den Jakobsweg gehört oder zumindest jetzt noch nicht darauf vorbereitet ist oder eben einfach einen langsameren Rhythmus verfolgen muss. Hier gibt´s ´ne Menge Leute auf dem Weg, die eigentlich nicht bereit sind. Mach dir keine Sorgen um ihn, radle weiter in Frieden und vor allem: Genieß deinen Weg!“*

Ihre Worte spenden mir zwar ein bisschen Trost, überzeugen mich aber nicht wirklich. Den Moment meiner „persönlichen Stärke“ empfinde ich weiter als charakterliche Schwäche, den rasanten Aufstieg nach Viana als moralische Niederlage. Ich halte mich nach wie vor für ein unsolidarisches Arschloch und leide darunter. Warum eigentlich? Warum leide ich so darunter, eine Person, die ich kaum einen halben Tag lang kannte, im Stich gelassen zu haben? Wahrscheinlich war er einfach müde und ist vorzeitig in eine Herberge eingekehrt und vielleicht sogar froh, dass er mir nicht zur Last fällt. Vielleicht.

Bündeln sich in meiner Erfahrung mit Airton nicht vielmehr tiefer liegende, verdrängte Erlebnisse meiner Existenz, die in diesem Moment an die Oberfläche kommen? Zahlreiche andere Situationen, in denen ich meinen Weg scheinbar konsequent weitergegangen bin, aber keine Rücksicht auf andere genommen habe, die dadurch vielleicht gelitten haben? Situationen, in denen mein „gerader“ Weg nach vorne mir wichtiger war als Freundschaften am Wegesrand? Das Leid um verpasste Chancen an Wegkreuzungen, vergangene

Beziehungen, falsche Entscheidungen und zweifelhafte Präferenzen auf dem Lebensweg? Und kommen jetzt umgekehrt auch all die Erinnerungen hoch, in denen ich mich selbst im Stich gelassen fühlte und andere mich auf der Strecke zurückgelassen haben, weil ihnen mein Rhythmus einfach zu langsam war?

Z.B. auf der Bergetappe im Himalaja vor 25 Jahren, als wir von einem Eisregen mit Orkanböen überrascht wurden? Die Daunenjacken waren nach ein paar Minuten völlig durchnässt und wärmten uns nicht mehr. Die Kräfte schwinden dann ganz rasant. Mein Trekkingpartner und ich rannten wie um die Wette den Berg hinunter, in der Hoffnung, dass bald ein Sherpadorf auftauchen würde, bevor wir unterkühlt am Gletscherrand für immer liegen bleiben würden. Er rannte schneller als ich und verschwand dann aus meinem Blickfeld. Jeder lief für sich allein um sein eigenes Leben. Da gab es keine Solidarität oder Kraft, dem anderen zu helfen. Jeder für sich allein, um seine eigene Haut zu retten. Ja, ich fühlte mich in dieser Situation einsam und im Stich gelassen. Mit letzter Kraft schaffte ich es in eine Sherpa-Berghütte, wo ich – Vishnu und meiner eigenen 150-prozentigen Vorsorge sei Dank – meinen gut gegen Nässe geschützten Schlafsack noch so eben ausrollen konnte. Ich zog mir schnell trockene Klamotten an und fiel dann völlig entkräftet in eine Art Tiefschlaf. Ich erinnere mich noch, wie die großen, verdutzten Augen eines ungefähr vierjährigen nepalesischen Jungen mich betrachteten, als ob er den ersten Menschen auf dem Sterbebett erleben würde. Zwei Tage später war ich aufs Neue fit und traf meinen Trekkingpartner in einem tiefer gelegenen Bergdorf bei bester Gesundheit und ebenfalls im Vollbesitz seiner Kräfte wieder. Vielleicht hatte er durch den „Verrat“ an mir unbewusst unser beider Leben gerettet.

Am nächsten Morgen erfahre ich, dass die brasilianische Psychologin nicht nur Seelen massiert, sondern für ein paar Euro auch die frisch eintreffenden, ermüdeten Pilgerglieder – was mir am Vorabend beim tief gnostischen Blick ins Rotweinglas völlig entgangen war. Und ich merke, dass ich weder in Ventosa noch in einer nepalesischen Berghütte bin, sondern in der Pilgerherberge von Molinaseca. Es ist schon fast acht Uhr. Der gnostische Herbergsvater, der am Abend zuvor meinen Hintern getätschelt hat, gibt mir zu verstehen, dass das Refugio bald schließe. Die Psychologin umarmt mich flüchtig und gibt mir ein Abschiedsküsschen auf die Wange. Für eine Oberschenkel- oder gar Ganzkörpermassage ist es jetzt definitiv zu spät; selbst für eine kurze Fußmassage reicht die Zeit nicht mehr aus. Die brasilianische Variante wäre sicherlich erschwinglich gewesen, die gnostische vermutlich sogar gratis. Fazit: Zwei verpasste Chancen mehr in meinem Leben...

17 – WEITER RICHTUNG WESTEN

Zumindest komme ich so halbwegs pünktlich los an diesem Tag und bin schon gegen zehn Uhr in Ponferrada, der „Hauptstadt“ des Bierzos. Hier besuche ich das Regionalmuseum und natürlich die sogenannte Templerburg, das hervorstechende Wahrzeichen der Stadt. Allerdings ist das meiste, was man heute von der Burg sieht, nicht mehr aus der Zeit des berühmten Militärordens, sondern späteren Datums entstanden. So z.B. die Mauer mit den Türmchen und Zinnen, an der der Camino direkt vorbeiführt. Sie ist für mich der eindrucksvollste Blickfang der Anlage, die aus einem Grimm´schen Märchen stammen könnte. Oben flattern munter die Fähnchen Spaniens und Kastilien-Leóns, die im Mittelalter auch noch nicht in ihrer heutigen Form existierten. Im Innern der Burg gibt es eine interessante Ausstellung alter Bücher, zum Teil mittelalterlichen Ursprungs, zum Teil aus der Neuzeit. Die meisten reichhaltig illustrierten Bibeln und wissenschaftlichen Schriften sind Faksimile, deren Originale in verschiedenen Klöstern oder größeren Museen und Sammlungen stehen. In anderen Sälen werden das mittelalterliche Leben im Bierzo und der Aufstieg und Fall des Templerordens thematisiert. Nach der Burgbesichtigung mache ich mich wieder auf den Camino in Richtung Westen. Der Weg aus der Stadt heraus führt zunächst über das Flüsschen *Sil* und dann an einer schönen Uferpromenade entlang; bald darauf geht man durch einen hübschen Park. Auf kleinen Straßen und Feldwegen erreiche ich zunächst *Columbrianos* und *Camponaraya*; dann geht es eine ganze Weile auf gerader Piste und zwischen Weinfeldern hindurch weiter nach *Cacabelos.*

Aus galicisch-nationalistischer Sicht beginnt hier die *Galicia estremeira,* d.h. ein Galicien vorgelagerter Landstrich auf dem Gebiet der Provinzen León und Asturien, der kulturell und linguistisch aber Galicien zugerechnet wird. Jedenfalls von einem Teil der dort lebenden Bevölkerung. Man sieht auf den Straßen und deren Beschilderung keine Parolen mehr, die die Loslösung Leóns von Kastilien fordern, sondern Ortsnamen auf kastilisch, deren Rechtschreibung per Hand und Pinsel oder Sprühdose der galicischen Orthografie angeglichen wurde, um die gefühlte Zugehörigkeit zur nordwestlichsten spanischen „Autonomía“ auszudrücken bzw. einzufordern. In Galicien gilt neben dem „Spanischen“, was eigentlich die Sprache Kastiliens ist und deshalb auch *„Castellano“* genannt wird, *„Gallego“* als zweite offizielle Landessprache. Es ist eine sehr alte romanische Sprache, deren literarische Wurzeln bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen. Auf den Außenstehenden mit Spanisch- und Portugiesischkenntnissen wirkt *„Gallego-Portugués“* wie eine Mischung aus den beiden Sprachen bzw. wie ein durch den spanischen Einfluss verwässertes Portugiesisch. In einer Dorfbar genehmige ich mir ein Bocadillo und einen *„Café con Leche“.* Ich komme mit Arturo ins Gespräch, der für eine Firma arbeitet, die Windkraftanlagen installiert. Er kommt aus Ponferrada und ist hier mit der Erkundung möglicher neuer Standorte für

Windräder beauftragt. Er erzählt von den Schwierigkeiten der spanischen Nicht-Galicier, die in Galicien Arbeit suchen und abgewiesen werden, weil sie kein Gallego sprechen.

„Das ist doch ungerecht und absurd, *dass man von uns aus der Nachbarprovinz León oftmals einen Gallego-Sprachtest fordert, um dort arbeiten zu können. Von uns verlangt man das strikter als von euch aus anderen EU-Ländern, die ihr in Galicien nur Spanisch-Kenntnisse nachweisen müsst. Außerdem spricht die Mehrheit der Gallegos selbst nicht mehr vernünftig Galicisch, sondern meistens immer Spanisch. In León verlangen wir auch keinen Extra-Sprachtest, damit die Galicier bei uns arbeiten dürfen...“*

Ich frage Arturo nach seinen Erfahrungen mit der Windkraft und nach der Akzeptanz dieser Technologie in der Bevölkerung:

„Ehrlich gesagt, ich habe auch schon für die Atomindustrie gearbeitet. Ich glaube aber schon, dass die Windkraft in einem vernünftigen Energiemix eine größere Rolle spielen sollte. Natürlich ist die nicht geklärte Endlagerung der Atombrennstäbe – neben anderen ungelösten Problemen – ein wichtiges Argument gegen die Kernkraft. Zur Zeit wird es hier allerdings immer schwieriger, neue Zulassungen gerade für Windkraftanlagen durchzusetzen. Speziell sogenannte ökologische Vereinigungen und lokale Bürgerinitiativen machen uns Probleme: Angeblich verschandeln die Windräder die Landschaft und beeinträchtigen die Entwicklung des Tourismus. Der Jakobspilger wolle schließlich alte Klöster, Kirchen und Ruinen sehen und keine modernen Monsterflügel, die armen Vögelchen den Garaus machen. Aber woher dann der Strom kommen soll, das sagen dir diese Kritiker nicht. Natürlich sind sie ebenfalls gegen Atom- und Kohlekraftwerke. Sie sind einfach gegen alles. Auf elektrischen Strom verzichten wollen allerdings weder diese Leute noch die heutigen Touristen oder Peregrinos.“

Die Pilgerherberge von Cacabelos besteht aus einer Art Plastikbaracken, die in einem ovalen Ring um ein Kirchlein angeordnet sind, genauer gesagt um das *Santuario de Quinta Angustia* herum. Vielleicht nicht besonders stilvoll, dafür aber um so praktischer. Jeder Pilger teilt sich mit einem weiteren eine recht geräumige „Zelle“, die im Vergleich zu anderen Herbergen mit Großraumschlafsälen wie ein gemütliches Doppelzimmer wirkt. Es gibt auch ausreichend Duschen, Waschgelegenheiten und einen kleinen Laden auf dem Herbergsgelände. In Cacabelos lerne ich Jack, einen Pilger aus Neuseeland und seine deutsche Freundin Lisa kennen. Jack hat seine Gitarre dabei und spielt gerade im nachmittäglichen Schatten des Santuarios. Das ist die Gelegenheit für mich, nach drei Wochen auf dem Camino endlich meine Querflöte samt eines kleinen Notenheftchens aus dem Rucksack zu holen. Wir spielen eine Stunde lang zusammen, u.a. einige bekannte Jazz- und Bossa Nova-Melodien. Unsere Session kommt bei den anderen Pilgern gut an. Musikalisch gesehen ist mein Jakobsweg bisher eher bescheiden verlaufen.

Ja, in Burgos habe ich einen Chor gehört, der im Stadtzentrum ein kleines spontanes Konzert gab und deren Mitglieder wohl auch auf dem Camino waren. Aber das war eine Ausnahme. Das Durchschnittspilgervolk des 21. Jahrhunderts ist vielleicht recht sportlich und kulturell interessiert, aber nicht unbedingt musikalisch zu nennen. In einem Büchlein über alte Tage auf dem Jakobsweg lese ich:

„Man hört die verschiedensten Sprachen […]. Lieder der Deutschen, Engländer, Griechen und der anderen Stämme und Völker auf dem gesamten Erdkreis. [...]
Wer traurig herkommt, zieht froh zurück.“

Ich glaube, wer heute als Pilger unterwegs ist, um auf dem Camino musikalische Erfahrungen zu sammeln, kehrt eher traurig zurück. Der neuzeitliche Pilger singt recht selten auf seinem Weg und ist abends schon vor Sonnenuntergang auf seinem Neun-Euro-Schlaflager einer strengen Nachtruhe unterworfen. In den Kirchen und Kathedralen wird auch wenig gesungen. Viele Gotteshäuser gleichen eher Museen als Tempeln aktiver Christen bzw. sind tatsächlich profanierte Ex-Kirchen, in denen bestenfalls gregorianische Choräle aus der Konserve zu hören sind. Und oftmals werden in den Souvenirshops unter dem Etikett des Jakobswegs CDs angeboten, die zwar alte Musik enthalten, die aber nur sehr bedingt etwas mit dem Camino de Santiago zu tun hat. Im Grunde genommen weiß ja auch niemand wirklich, was oder wie die Stämme und Völker über die Jahrhunderte hinweg gesungen haben. Sicher, es gibt im Bereich der Kirchenmusik überlieferte Gesänge, Kompositionen und sogar uralte, erhaltene Instrumente, aber angesichts der Länge eines guten Jahrtausends sind das auch nicht so viele. Und was der fröhliche Landmann oder gemeine Stadtmensch aus der Provinz gesungen haben, weiß man noch weniger. Schließlich existieren Tonträger noch nicht so lange und man muss eher Vermutungen anstellen, die dann auf bildlichen Darstellungen in den Kirchen oder in alten Büchern, z.B. von Sängern und deren Instrumenten, gründen.

Nach der musikalischen Einlage mit Jack nutze ich die Waschmaschine der Pilgerherberge. Dank meines übergewichtigen Rucksacks brauche ich nur einmal pro Woche zu waschen und nicht täglich immer dasselbe Hemd, so wie es viele andere Leute machen. An die ungläubigen Augen der Mitpilger angesichts meiner Kleiderfülle habe ich mich inzwischen gewöhnt und störe mich nicht mehr daran. Nach dem Wäsche waschen gehe ich noch mal in die Dorfbar und esse dort etwas. Dabei sehe ich zufällig das Fußball-Länderspiel Italien gegen Neu-Rot-Erika. Dann ist auch schon wieder Nachtruhe angesagt. Ich träume von Musik und Pilgerei in Majazzthekistan.

Ich sehe im Geiste Gruppen von Gläubigen, die vor ihrer Dorfkirche versammelt sind und religiöse Gesänge anstimmen. Eine „Mariahatschi-Gruppe“ spielt Schuberts *Ave Maria*. Bald werden sie aufbrechen, zur Wallfahrt zur vielleicht wichtigsten Madonna ganz Lateinamerikas in Majazz-Stadt. Pick-ups stehen bereit, um die älteren Pilger auf der

Ladefläche zu transportieren; viele jüngere fahren mit dem Rad, zumindest etappenweise. Gelegentlich werden die Fahrräder dann wieder auf die Autos verladen, und die Wallfahrer ruhen auf der Ladefläche aus. Andere Kleinlaster fahren mit dem von Blumenkränzen reich geschmückten Porträt der Jungfrau vorneweg.

Der Pilgerlindwurm bewegt sich nicht etwa auf mit Muschelwegweisern oder ähnlichem gekennzeichneten Feldwegen oder Landsträßchen dahin. Nein. Das Gros der Pilger bevorzugt den Standstreifen und die rechte Spur der Autobahn, um sich teils Rad fahrend, joggend und dann wieder auf den Ladeflächen der Pick-ups ihrem frommen Ziele zu nähern. Man könnte eigentlich auch den landschaftlich reizvollen Weg der Konquistadoren zwischen den Vulkanen einschlagen. Aber es ist nun mal nicht jedermanns oder jederfraus Sache, zu Fuß über einen 3700 Meter hohen Gebirgspass zu laufen. Ich persönlich würde mich in solcher Höhe Gott definitiv näher fühlen als auf einem abgasverseuchten und dazu noch hochgefährlichen Standstreifen einer Dritte-Welt-Autobahn. Die Feuer speienden Vulkane werden in den alten Volksmythen denn auch als Kriegerhelden, Jungfrauen oder Gottheiten verehrt. Trotz allem bevorzugen die meisten Pilger heute die stinkende, aber direkt in die Hauptstadt führende Autobahn. Nur wenige wählen den faszinierenden, atemberaubenden (kann man bei 3700 Höhenmetern wörtlich nehmen), anstrengenden Weg durch das Gebirge.

Der durchschnittliche Pilger Majazzthekistans ist mental anders gestrickt als der „normale“ Jakobspilger. Die meisten majazzthekischen Pilger sind noch Wallfahrer der alten Schule; d.h. primär wirklich aus religiösen Motiven unterwegs und nicht so sehr auf der Suche nach kulturellen, historischen, landschaftlichen oder gar sportlichen Höhepunkten. Viele glauben wirklich an den Herrgott mit Rauschebart und an die unbefleckte Empfängnis, ganz wörtlich. Sie betrachten die Heilige Schrift nicht als kulturgeschichtlich legitimen Versuch der Menschen des Altertums, sich dem Göttlichen oder Absoluten zu nähern, sondern glauben buchstäblich, was dort geschrieben steht. Auch wenn sie selber kaum darin gelesen haben oder nicht mal lesen können. Schließlich gibt es ja Priester und andere Multiplikatoren, die ihnen genau erzählen, was in der Bibel steht, was davon wichtig ist und was wie interpretiert werden muss. Der moderne Jakobspilger hingegen ist eher ein säkularisierter Wallfahrer. Das soll nicht heißen, dass es auf dem Camino keine Gläubigen der alten Schule gibt, die wirklich ausschließlich aus religiösen Gründen nach Santiago laufen. Viele Pilger haben allerdings neben den religiösen Motiven oder anstatt derer vorwiegend kulturelle oder andere Interessen. Manche betrachten Gott vorwiegend aus philosophischer Sicht und als abstrakte Größe, als Verkörperung des höchsten Naturgesetzes oder des Absoluten. Andere sind nur aus sportlichen Gründen auf dem Jakobsweg. Oder sie brauchen einfach eine Auszeit und wollen ein paar Wochen von ihrem Berufs- bzw. Alltagsleben abschalten – mit oder ohne Gott.

Der nächste Vormittag führt mich zunächst nach *Villafranca del Bierzo,* das nicht nur wegen seiner vielen Kirchen und Monumente das „Kleine Compostela" genannt wird, sondern auch, weil vor einigen Jahrhunderten den todkranken Pilgern schon hier die zeitlichen Sündenstrafen erlassen wurden. In „Heiligen Jahren“ (wenn der 25. Juli, also der Festtag des Jakobus, auf einen Sonntag fiel) erhielten diese nach Durchschreiten des Nordportals der *Iglesia de Santiago* den gleichen Ablass wie am Grab des Heiligen. Grund dafür war der kommende steile Anstieg in Richtung Galicien über die Pässe *O Cebreiro*, *Alto San Roque* und den *Alto do Poio,* den die schon tödlich Geschwächten nicht mehr überlebt hätten. So gibt es hinter der Kirche auch einen Friedhof, auf dem die „auf der Strecke gebliebenen“ Pilger begraben wurden.

18 – AUFSTIEG MIT MUSIK

Nach einem gut zehn Kilometer langen Anstieg erreiche ich *Vega de Valcarce* bzw. *Veiga do Valcarce,* wie die gallegophilen Bewohner der 700-Seelen-Gemeinde schreiben. In der unter brasilianischer Leitung stehenden Pilgerherberge am Ortsausgang treffe ich Jack mit seiner Freundin und natürlich auch mit seiner Gitarre wieder. Wir musizieren am frühen Abend. Selbstverständlich stehen heute besonders Bossa Nova und andere brasilianische Melodien auf dem Programm. Das dunkelhäutige Mädchen an der Rezeption bzw. hinter dem Tresen der Cafeteria stammt zu meiner Überraschung nicht aus Brasilien, sondern aus der Dominikanischen Republik. In Madrid hat sie dann Gisele, die Herbergsleiterin aus Belo Horizonte, kennengelernt und ist von ihr angeworben worden. Antonia erzählt von ihrer dreijährigen Tochter in Santiago. Nicht in *„de Compostela“,* sondern in *„de los Caballeros“.* Antonia hat Heimweh. Jeden Monat überweist sie ihrer Mutter, bei der auch ihre Tochter geblieben ist, 200 Euro. Wenn die Pilger genug Geld in Herberge und Cafeteria lassen. Sie erzählt, dass sie bereits in einem anderen Refugio gearbeitet hat und dass sie es sich leichter vorgestellt hatte, in Europa Geld zu verdienen und von hier aus ihre Familie in der Karibik zu unterstützen. Ich frage sie, ob oder wann sie nach Santo Domingo zurückkehren wolle. Sie zuckt mit den Achseln.

***„Natürlich würde ich gern** möglichst bald meine Tochter und Familie wiedersehen. Eigentlich wollte ich im November, nach Ende der Pilgersaison, zurück nach Hause. Aber ich weiß nicht, ob ich dieses Jahr noch das Geld für ein Flugticket zusammen bekomme. Im Moment habe ich Schulden.“*

Ich möchte wissen, ob sie schon mal in Santiago de Compostela gewesen ist oder auf dem Camino unterwegs war.

„Nein. Ich hatte dafür noch gar keine Zeit. Ich muss hier doch Geld verdienen. Außerdem fürchte ich mich vor dem Anstieg zum Cebreiro-Pass. Ich bin nämlich nicht besonders sportlich. Und die Pilger sagen, dass der hier beginnende Aufstieg der vielleicht schwierigste Teil des ganzen Jakobsweges ist. Ja, ich würde schon gerne Santiago de Compostela kennen lernen. Wenn, dann würde ich aber hinter den drei hohen Pässen loslaufen."

In der Nacht träume ich von der Dominikanischen Republik und von karibischen Rhythmen. Noch bevor ich Compostela erreiche, sehe ich *Santiago de los Caballeros* vor mir auferstehen. Die mehrfach in Kriegen und Aufständen geplünderte, niedergebrannte und dazu noch von Erdbeben zerstörte Stadt gilt als das erste Santiago der Neuen Welt. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im fruchtbaren *Cibao-Tal* im Norden der Dominikanischen Republik. Schon während seiner zweiten Amerikareise ließ Christoph Kolumbus 1495 in der Nähe der heutigen Stadt eine Festung bauen, um die herum die spanische Kolonie *Jacagua* entstand. Ein paar Jahre später verlegte der spanische Gouverneur Nicolás de Ovando die Siedlung nach einem Erdbeben auf das Gebiet des heutigen Santiagos. Bald darauf ließen sich dreißig Edelmänner bzw. „Rittersleut" (Caballeros) des Santiagoordens aus dem nahe gelegenen *La Isabela* in Jacagua nieder. Dies war der Anlass, die Stadt fortan Santiago de los Caballeros zu nennen. 1508 verlieh der spanische König *Ferdinand II.* der Stadt ihr Wappen, das sieben rote und fünf weiße Jakobsmuscheln zieren.

Derselbe Ferdinand setzte es durch, dass Papst Alexander VI. den Katholischen Königen die großmeisterliche Verwaltung des Santiagoordens als Kompensation für ihre großen Opfer für den katholischen Glauben zubilligte. Isabella I. von Kastilien und Ferdinand II. von Aragón waren nicht länger gewillt, dem Hochadel in Gestalt der Ritterorden beträchtliche finanzielle und militärische Macht zu überlassen, die diese in den Jahrhunderten der Reconquista, also der „Zurückeroberung" Spaniens durch die Christen, angesammelt hatten. In der Anfangsphase seiner Existenz sahen die Ritter des Ordens des *„Jakobus vom Schwert"* den Schutz der Pilger nach Santiago de Compostela als ihre Hauptaufgabe an. Der Heilige Jakob verwandelte sich jedoch immer mehr in einen *„Matamoros",* wurde zum Maurentöter. Die Santiagoritter nahmen mit Leidenschaft an zahlreichen Kämpfen der Reconquista teil. Im Jahre 1212 waren sie bei *Las Navas de Tolosa* am Sieg über die maurischen Almohaden unter Kalif *Muhammad an-Nasir* beteiligt. Diese Schlacht läutete den Anfang des Endes der muslimischen Herrschaft auch im Süden der Iberischen Halbinsel ein. Die christlichen Monarchen übertrugen den Militärorden aus Dankbarkeit riesige Ländereien und Privilegien, die es diesen erlaubten, große Regionen Andalusiens und Murcias neu zu besiedeln und zu verwalten. Neben den Einnahmen, die die Orden aus ihren landwirtschaftlichen Gütern bezogen, erhielten sie das Recht, Markt-, Brücken- und Wegezölle zu erheben und genossen dazu noch Steuerfreiheit.

Mit dem Ende bzw. der Verlangsamung der Reconquista sah sich der Santiagoorden allerdings immer mehr in interne Kämpfe und in die Bürgerkriege der Adligen im Königreich Kastilien verwickelt. Als Ferdinand nach dem Tode des Großmeisters *Alonso de Cárdenas* 1499 die praktische Entmachtung des Ordens durchsetzte und auch noch dessen Führung an sich riss, war dieser bereits durch interne Kämpfe und Intrigen stark diskreditiert. Vielleicht zogen es auch deshalb einige Caballeros vor, lieber in der Neuen Welt ihr Glück zu suchen.

In meinem Traum vermengen sich nun die Eindrücke meines „Konzerts" mit Jack im Vorgarten der Pilgerherberge von Valcarce, der dominikanischen Bedienung hinter dem Tresen und meines einzigen Besuchs von Santiago de los Caballeros vor ca. zwanzig Jahren. Damals hatte ich das Glück, dort den aus Kuba stammenden Saxofonisten *Paquito D'Rivera* bei einem Jazzfestival erleben zu können. Ich träume weiter von meinen eigenen musikalischen Erfahrungen in Teutonien und Majazzthekistan. Teutonien hat einen hoch subventionierten Kulturbetrieb, der Theater, Museen und Orchester erster Klasse unterhält. Immer noch vergleichsweise viele, auch wenn in den letzten Jahrzehnten schon manche dem Rotstift und sogenannten Fusionen zum Opfer gefallen sind. In Majazzthekistan gibt es zwar hervorragende Museen, was aber die Theater- und Musikkultur angeht, bleibt da vieles improvisiert und dem Zufall überlassen. Die Schauspieler und die Musiker der meisten Sinfonieorchester bekommen natürlich nur Verträge für eine Spielzeit. Was danach wird, wissen sie nicht. Weder, ob sie einen neuen Vertrag bekommen noch, ob ihr Orchester in der bestehenden Form überhaupt weiter existieren wird. Unter diesen Voraussetzungen ist eine kontinuierliche künstlerische Arbeit und Entwicklung schwierig. Dafür existiert eine ausgeprägtere musikalische Subkultur als in der alten Welt.

Der durchschnittliche Teutone ist vergleichsweise geizig, was die Größe privater Feiern und das Engagement von Live-Musikern angeht. Der Majazztheke hingegen feiert in größerem Stil. Nicht nur auf Hochzeiten sind oftmals Hunderte geladener Gäste anzutreffen. Und natürlich werden auch Musikgruppen engagiert. Zugegeben, nicht immer handelt es sich bei diesen um große Künstler, aber immerhin. In Majazzthekistan ist „Gema" ein Edelstein und keine Gesellschaft zur Eintreibung musikalischer Autorenrechte, die auch bei kleinen Events ihren Anteil unbarmherzig einfordert und dadurch, anstatt den Komponisten zu mehr Einnahmen zu verhelfen, die Lust auf Livemusik meistens schon im Vorfeld abwürgt. Insofern habe ich als halbprofessioneller Musiker hier viel mehr zu tun als im wohlhabenden und durch den „offiziellen" Musikbetrieb verwöhnten Teutonien. Auch das hält mich im Reich der Majazztheken. Der Traum von GEMA ist hier kein bürokratischer Albtraum, sondern die Illusion einer wahrhaften Liebe und daher oft besungen:

Gema, du bist der Edelstein, *den Gott in die Frau meines Lebens verwandelt hat, ein göttliches Juwel, das ich um Liebe anflehe und dessen Name ich preise. [...] Ich hatte einmal die Illusion einer Liebe...* – Nur, dass es auf majazzthekisch viel poetischer klingt. In Majazzthekistan haben die Menschen noch Illusionen und sehen diese nicht grundsätzlich als negative Sinnestäuschungen an, sondern viel mehr als lebensnotwendigen Ausdruck von Hoffnung und Freude. In ganz Lateinamerika und auch in Südeuropa wird das Wort „Illusion" in manchen Zusammenhängen als positiv gedeutet. Die Realität ist hart und ernüchternd genug, also will man sich die kleinen Freuden und Hoffnungen im Leben nicht schon im Vorfeld durch eine oftmals recht vordergründige Rationalität austreiben lassen. In Teutonien hört man dagegen oft: *„Mach dir bloß keine Illusionen!"*

Wer zu träumen wagt, gilt als irrationaler Schwärmer oder Spinner. Illusionen werden im vermeintlichen Musterland von Vernunft und Ordnung als falsch und verwerflich eingestuft. Ob der zentraleuropäische Rationalismus wirklich gesünder ist und die Leute glücklicher macht als es die Träumer in der sogenannten Dritten Welt sind, sei mal dahingestellt. Vielleicht lasse auch ich mich zu gerne von meinen eigenen Illusionen verführen und lebe gerade deshalb weiter meinen majazzthekischen Traum. Und den von Santiago natürlich. So fantastisch sie auch sein mögen.

Am nächsten Morgen lacht die Sonne. Als die Mehrheit der Pilger schon aufgebrochen ist, bestelle ich mir bei Antonia einen großen Milchkaffee und frühstücke in Ruhe. Ich esse zwei Bocadillos mit Schinken und Käse und lasse mir zwei weitere einpacken, denn heute steht ein 15 Kilometer langer Aufstieg bevor. Zum berühmt-berüchtigten *Cebreiro-Pass*. Gegen acht Uhr bin ich auf dem Camino, genauer gesagt auf der kleinen Landstraße über *Ruitelán* nach *La Faba*, von wo aus die meisten Pilger auf einen steilen Waldweg nach *O Cebreiro* abbiegen. Als ich in La Faba an der Pilgerherberge und Jakobsstatue vorbeikomme, spricht mich ein älterer Dorfbewohner an und will mir noch mal klarmachen, dass man „so" nicht pilgert. Es sei schon viel zu spät, um den Weg heute noch bis Cebreiro fortzusetzen, alleine sei der Pfad durch den Wald zu gefährlich und natürlich würde ich mit meinem Übergewicht auch niemals über die Berge kommen. Übergepäck hin oder her, da ich nun wirklich schon einige Bergpässe ohne größere Schwierigkeiten überstanden habe, schalte ich meine Ohren auf Durchzug und entgegne nicht allzu viel. Trotzdem wundert es mich immer wieder, dass manche Leute so genau wissen wollen, wie man zu pilgern hat, obwohl sie selbst noch nie in Santiago gewesen sind. Ich fühle mich fit und bin mir sicher, dass ich auch diesen Pass ohne große Probleme überqueren werde. Zwischen *Laguna de Castilla* und *O Cebreiro* komme ich dann an einem Grenzstein vorbei, der den Beginn der „autonomen Region Galicien" anzeigt.

19 – O CEBREIRO

Meine Muskulatur funktioniert bestens, die Gelenke arbeiten wie geschmiert. Die Bergwelt des leonisch-galicischen Grenzgebiets bietet herrliche Ausblicke, vom in dieser Region gefürchteten Nebel und Nieselregen ist nichts zu sehen. Ich fühle mich endlich für die in den Pyrenäen bei schlechtem Wetter verpasste Gipfelschau entschädigt. Gegen Mittag erreiche ich *O Cebreiro.* Das Dörfchen ist eine sehr alte Pilgerstation. Der asturische König Alfons II. hat hier schon im Jahr 836 ein Pilgerhospital und ein Kloster errichten lassen. Berühmt wurde es durch ein Hostienwunder, das sich im Jahr 1300 zugetragen haben soll: Ein einfacher Bauer kommt trotz eines schlimmen Sturmes den Berg hinauf zur heiligen Messe, die ein an Gott zweifelnder Mönch recht lustlos liest. Dieser macht sich insgeheim über den frommen Landmann lustig. Während der Eucharistie verwandeln sich jedoch tatsächlich Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi, worauf der reumütige Mönch zu Gott zurück findet. Das „Wunder von Cebreiro“ wurde bereits von den Päpsten Innozenz VIII. und Alexander VI. anerkannt bzw. bestätigt. Da wollten die Katholischen Könige nicht nachstehen und stifteten ein Bergkristallfläschchen für das Fleisch und Blut Christi. Noch heute findet jeweils am 8. und 9. September eine Wallfahrt zu Ehren des Hostienwunders und eines Gnadenbildes der Heiligen Maria von Cebreiro aus dem 12. Jahrhundert statt. An diesen Tagen bevölkerten schon über 30.000 Menschen die kleine Ortschaft.

Der „Heilige Gral“ von O Cebreiro ziert auch das galicische Wappen und soll Richard Wagner bei der Komposition seiner Oper *Parsifal* inspiriert haben. O Cebreiro ist aber auch für das moderne Pilgerwesen ein wichtiger Ort – und nicht nur wegen seiner touristischen Infrastruktur. Von hier gingen wichtige Impulse für die Neubelebung des Jakobsweges aus: In Cebreiro wirkte der Geistliche *Don Elías Valiña Sampedro* (* 2. Februar 1929; † 11. Dezember 1989). Er war Pfarrer in O Cebreiro und in anderen Orten Galiciens. Vor allem aber war er Visionär der modernen Jakobswallfahrt. Er arbeitete an deren Wiederbelebung, indem er ab 1984 weite Strecken des Camino Francés neu markierte. Auf ihn geht auch der gelbe Pfeil zurück, der heute überall auf den Camino in Richtung Santiago de Compostela weist. Außerdem verfasste er kulturwissenschaftliche Schriften zum Jakobsweg, zu denen u.a. seine Dissertationsschrift von 1965 gehört, eine historisch-juristische Untersuchung des Weges nach Santiago sowie der „*Guía del Peregrino*,“ der erste moderne Pilgerführer für den Französischen Weg. Im Jahre 1966 restaurierte er in O Cebreiro die Kirche und deren Nebengebäude und eröffnete dort ein neues Gasthaus für Pilger.

Valiña Sampedro starb 1989 und wurde in seiner Kirche beigesetzt. Neben ihr befinden sich eine Erinnerungsstele mit Büste und zahlreiche Plaketten in- und ausländischer Pilgervereinigungen zur Anerkennung seines Lebenswerkes. Eine Anekdote gibt Aufschluss über die Größe seiner inzwischen Realität gewordenen Vision: Polizisten der Guardia Civil beobachteten Valiña Sampedro beim Markieren eines Pyrenäenpasses mit gelben Pfeilen.

Da dieser gelegentlich auch von Mitgliedern der verbotenen baskischen Separatistenorganisation ETA benutzt wurde, fragten die Polizisten ihn, was er da denn mache. Daraufhin soll der Pfarrer erklärt haben: *„Ich bereite eine große Invasion vor!“* Heutzutage verleiht die galicische Regierung den „*Premio Elías Valiña“* für besondere Verdienste um den Jakobsweg.

O Cebreiro ist sicherlich eine der Ortschaften auf dem Camino, die von der Invasion durch Pilger und Touristen am meisten betroffen ist. Schon in vorrömischer Zeit siedelten hier Menschen, da der Ort ihnen bereits damals strategisch wichtig erschien und das Eingangstor zu Galicien von Seiten der Meseta aus war. Das Dorf gilt als historisches Baudenkmal und verfügt über ein einzigartiges Ensemble traditioneller galicischer Bauten, unter denen die Kirche *Santa María* als die möglicherweise älteste Pilgerkirche am ganzen Jakobsweg gilt. Wegen der Stürme auf der Passhöhe wurde sie tief in den Felsen gebaut. Hervorzuheben sind auch die *Pallozas*, Rundhütten keltiberischen Ursprungs. Sie sind strohgedeckt, fenster- und kaminlos und boten Raum für Menschen und Tiere. Ein Drittel diente als Stall und Scheune, der größere Teil als Wohnbereich, den sich die ganze Großfamilie teilte. Lediglich das Schlafzimmer des ältesten Paares war vom restlichen Wohnraum abgetrennt; dort schliefen vermutlich auch Babys und Kleinkinder. Am Dachstuhl befestigt hing ein schwenkbarer Kessel über der offenen Feuerstelle. Der Qualm dürfte fast unerträglich gewesen sein, half andererseits aber, das Roggenstrohdach abzudichten und Fleisch und Würste zu räuchern. Zudem hielt er Mäuse, Ratten und andere ungebetene Gäste auf Distanz. Eine der Pallozas von Cebreiro ist heute als Museum eingerichtet und kann besichtigt werden. Die gegenwärtige Ortschaft erinnert mich allerdings auch sehr an einen Jahrmarkt. Aus den Touristenshops klingt Dudelsackmusik, die den keltischen Charakter dieser Bergregion und ganz Galiciens hervorheben soll. Und das folkloristische Ambiente – wie authentisch es auch immer sein mag – lädt natürlich sehr zum Verweilen, Restaurantbesuch und Souvenirkauf ein.

In Cebreiro treffen sich Wanderer, die einfach die Natur genießen wollen, „gewöhnliche Touristen“ und Pilger aller möglichen Couleur: „Kurzwallfahrer“ zum Gnadenbild und Gral – besonders im September; „Komplettpilger“, die mindestens schon die Strecke von der französischen Grenze aus zurückgelegt haben und natürlich noch bis Santiago weiter gehen wollen und die „Minimalisten“, die hier erst losgehen, um sich mit ein bisschen mehr als des geforderten Kilometerminimums die *Compostela*, also das offizielle Pilgerzertifikat, zu erlaufen. Der Schriftsteller Paulo Coelho beendet in seinem „Tagebuch einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela“ *seinen* Jakobsweg in O Cebreiro. Vor dem Altar des Kirchleins empfängt ihn plötzlich sein Meister der „R.A.M.- Bruderschaft“ und hält ihn nach den vorangegangenen Prüfungen des Camino für ausreichend gereift und würdig, um sein Schwert und die damit verbundenen anderen Weihen der Bruderschaft zu empfangen. Erst einmal zum „Ordensritter“ geschlagen, setzt er sich umgehend in den Bus, um sich den Rest des Fußweges nach Santiago zu ersparen! Der Weg war eben das Ziel. Oder – genauer

gesagt – Mittel und Zweck, sein R.A.M.-Meisterstück zu machen. Jakobus und seine Stadt waren nur sekundär.

Bei allem Respekt für Paulo Coelho muss ich zugeben, dass mich das abrupte Ende seines Tagebuchs und Pilgerdaseins etwas enttäuscht hat. Kaum zum „R.A.M- Funktionär" aufgestiegen, vermeidet er alle weiteren körperlichen Anstrengungen und verpasst natürlich auch die Highlights auf der Zielgeraden des Camino. Als passionierter Langstreckenläufer sehe ich ihn im Traume vor mir, wie er beim Stadtmarathon von São Paulo bei Kilometer 35 in den Besenwagen steigt. Die Medaille baumelt ihm bereits jetzt am Halse, als er sich die letzten sieben Kilometer bis ins Ziel chauffieren lässt. Dort präsentiert er sich dann zusammen mit den anderen Läufern den Fotografen und Reportern und doziert über den kritischen *Kilometer 35*, die Überwindung der Depression eingangs der Zielgeraden und über die Umstellung des Körpers von Kohlenhydrat- auf Fettverbrennung...

Sicherlich tue ich Paulo Coelho jetzt Unrecht und habe die Bedeutung seiner R.A.M.-Mission und *seines* Caminos nicht wirklich vollständig verstanden. Aber meine Träume sind eben so, wie Träume meistens sind: Unfreiwillige Eingebungen, bisweilen mit einem wahren Kern; sie stellen die Realität jedoch nicht objektiv dar, sondern manchmal wie das Abbild eines Zerrspiegels. Trotzdem oder auch gerade deswegen halte ich Coelhos *„Auf dem Jakobsweg"* für eines der interessantesten Bücher der Camino-Literatur, ganz abgesehen von den sonstigen Verdiensten des brasilianischen Schriftstellers um die Wiederbelebung des Weges und der Pilgerkultur.

20 – SANTIAGO DE CHILE

Ich meinerseits verlasse O Cebreiro am frühen Nachmittag zu Fuß und bin überrascht, dass es noch keineswegs runter geht, sondern fast zehn Kilometer lang durch grüne Wäldchen munter auf und ab, mit einer leichten Tendenz sogar nach oben, bis dann bei der Passhöhe von *Alto do Poio* (1337 Höhenmeter) tatsächlich der geografische Höhepunkt des galicischen *Camiño* überschritten wird. Ich gehe noch drei Kilometer weiter und erreiche am späten Nachmittag das Dörfchen *Fonfría,* wo es eine kleine, aber feine Pilgerherberge gibt und wo ich noch mal meinen neuseeländischen Freund Jack treffe und mit ihm musiziere. Heute esse ich früh zu Abend und liege schon vor 22 Uhr auf meinem Nachtlager und träume. Vom Camino nach Santiago natürlich. Genauer gesagt vom Weg von Mendoza über die Anden nach Santiago de Chile. *Fonfría – „Kaltenquell"* könnte man auf Deutsch auch sagen. Vielleicht ruft der Name in mir unbewusste Erinnerungen an die kalten Quellen der südamerikanischen Kordilleren hervor. Zunächst fühle ich mich in die westargentinische Region *Cuyo* versetzt, exakt in deren urbanes Zentrum *Mendoza* am östlichen Fuße

der Anden. Die Stadt liegt in einer trockenen, steppenhaften Zone, die vom Schmelzwasser der Berge gespeist wird. Das sonnige Klima und die guten Bewässerungsmöglichkeiten ließen hier das größte Weinanbaugebiet Argentiniens entstehen.

Mendoza wurde im Jahre 1561 von *Pedro del Castillo* gegründet und nach dem Gouverneur von Chile, *García Hurtado de Mendoza,* benannt. Lange blieb der Ort eine unbedeutende Kleinstadt. Einigen Quellen zufolge soll die Besiedlung des Cuyo friedlich verlaufen sein und die Urbevölkerung, die Indios vom Stamme der *Huarpes,* sich ohne größeres Blutvergießen mit den spanischen Kolonisten vermischt haben. Im *Museo del Área Fundacional*, das auf den Fundamenten des durch ein Erdbeben zerstörten ehemaligen Stadtzentrums steht und die Geschichte der Stadt eindrucksvoll beleuchtet, werden allerdings Zweifel an der tiefen Freundschaft zwischen Ureinwohnern und Konquistadoren geweckt. Ein Teil der Huarpes hat wohl gezwungenermaßen den Weg nach Santiago antreten müssen. Die halbnackten Zwangsarbeiter-Peregrinos wurden völlig unzureichend ausgerüstet über die teils noch verschneiten Andenpässe nach Chile getrieben, wo sie dann oftmals im Kupferbergbau ihr Leben beschlossen. Viele blieben schon beim Andenauf- oder Abstieg im eigentlichen Sinne des Wortes auf der Strecke, was ihnen vielleicht ein längeres unwürdiges Leiden ersparte. Ende des 16. Jahrhunderts sollen in Santiago de Chile und Umgebung ein großer Teil der Encomienda-Frondienste von Huarpes verrichtet worden sein. Nach und nach gingen dann, wie man so oft in der Geschichte Lateinamerikas sagt, die Reste der indigenen Bevölkerung in der zugewanderten Kolonialgesellschaft auf.

Im 19. Jahrhundert wollte dann endlich General *José de San Martín,* seit 1813 Gouverneur von Cuyo, Südamerika von der „spanischen Knechtschaft“ befreien. Zwischen 1814 und 1817 bereitete er in Mendoza seine Revolutionsarmee vor, die die Anden überqueren sollte, um im heutigen Chile und Peru für die Unabhängigkeit von Spanien zu kämpfen. Noch im Jahre 1817 nahm er tatsächlich Santiago de Chile ein. Ich meinerseits kehre nach einigen Tagen ganz pazifistischer Trekkingtour aus dem Gebiet des Berges *Aconcagua* nach Mendoza zurück und will die Anden mit dem Bus in Richtung Santiago überqueren. Ein kleines Erdbeben und gleichzeitiger heftiger Niederschlag machen jedoch auf chilenischer Seite das Passieren der Gebirgsstraße unmöglich. Ich muss in Mendoza ein paar Tage länger ausharren als vorgesehen. Zwei Tage später fahren die Busse zwischen Argentinien und Chile wieder. Auf argentinischer Seite verläuft die Strecke allmählich ansteigend am höchsten Berge Amerikas vorbei, bis schließlich der *Paso de la Cumbre* erreicht wird, der die Grenze zwischen Argentinien und Chile bildet.

Der Grenzübergang wird in Anspielung auf die Revolutionsarmee von General San Martín auch als „*Paso Internacional Los Libertadores – Internationaler Pass der Befreier“* bezeichnet. Ich fühle mich anstatt an Freiheit eher an die frühere Grenze zwischen der BRD

und der DDR erinnert, nur dass es sich bei Argentinien und Chile um zwei offiziell freundschaftlich verbundene Bruderländer handelt, die beide einem kapitalistischen Wirtschaftssystem frönen.

Egal ob Privatwagen oder Bus, alle Reisenden müssen aussteigen und ihr Gepäck wie an einem Flughafen röntgen lassen. Grenzbeamte beider Seiten schauen mit rollbaren Spiegeln unter die Autos und schnüffeln in Rucksäcken und Handtaschen herum. Ich frage die Leute, was denn diese absurde Prozedur soll und ob das immer so an dieser Grenze gehandhabt wird. Viele zucken nur mit den Achseln, einige Mitreisende vermuten „Drogen und den internationalen Terrorismus" als Grund für die umständliche Grenzkontrolle. Nach drei Stunden Wartezeit an dem über 3000 Meter hohen Gebirgspass geht es endlich weiter. Auf chilenischer Seite verläuft die Straße dann wesentlich steiler als in Argentinien in atemberaubenden Serpentinen bergabwärts. Wir fahren durch Wintersportorte, die an die Alpen erinnern. Es ist allerdings Januar, d.h. Sommer in Südamerika, und die Skilifte stehen still. Drei Stunden später erreichen wir Santiago de Chile.

Die Andenmetropole wurde am 12. Februar 1541 vom spanischen Konquistador *Pedro de Valdivia* als *„Santiago del Nuevo Extremo"* gegründet. Der Name sollte einerseits an Santiago de Compostela erinnern, andererseits an die Herkunft des Eroberers, der – wie viele seiner „Berufskollegen" – aus der spanischen Extremadura stammte. Im Jahr 1552 erhielt Santiago de Chile per königliches Dekret sein Stadtwappen: Im Zentrum – mit gezogenem Schwert – der kastilisch-leonische Löwe und auf dem blauen Rand acht Jakobsmuscheln. Die Umgebung Santiagos wurde zur Provinz *„Nueva Extremadura"* erhoben. Da die Stadt mehrfach durch schwere Erdbeben zerstört wurde, gibt es hier weniger hochkarätige Kolonialarchitektur zu bewundern als in manchen anderen lateinamerikanischen Hauptstädten. Jedoch gilt Santiago heute als eine der entwickeltesten und sichersten Großstädte Lateinamerikas. Die Stadt musste zuvor allerdings einige schwere soziale und politische Beben durchmachen.

Traurige Berühmtheit erlangten Chile und seine Hauptstadt im Jahre 1973 durch den Militärputsch Augusto Pinochets gegen die demokratisch gewählte Regierung unter Salvador Allende, bei dem der legitime chilenische Präsident ums Leben kam und tausende seiner Anhänger ermordet wurden. Pinochet errichtete eine besonders von den Vereinigten Staaten Neu-Rot-Erikas unterstützte neoliberale Militärdiktatur, die den „sozialistischen Experimenten" im Lande ein abruptes Ende bereitete und 17 Jahre lang andauern sollte. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich als Kind vor dem Fernseher saß und vom Wohnzimmer aus mit ansehen konnte, wie sich das Fußballstadion von Santiago in ein Konzentrationslager für politische Gefangene verwandelte. Für mich waren bis zu diesem Moment Sportstätten das Synonym für einen fairen Wettkampf und eine gesunde Freizeitgestaltung

gewesen. Und jetzt der Anblick der mit Gewehrkolben schlagenden Soldaten und ihrer hilflosen zivilen Opfer – dieser Eindruck wirkte damals sehr verstörend auf mich. Die Verwandlung des chilenischen Nationalstadions in ein Gefangenenlager habe ich als Sakrileg, als Entweihung einer heiligen Stätte empfunden.

Bei meinem ersten Chilebesuch wichen die meisten Einheimischen auf meine Fragen bezüglich des Putsches und der Diktatur aus. Vielleicht waren viele noch aufgrund der relativ kurzen zeitlichen Distanz zu den Ereignissen traumatisiert und wollten sich deshalb nicht äußern. Vier Jahre später erlebe ich die Chilenen wesentlich redseliger hinsichtlich ihrer neueren Geschichte. Viele äußern sich jetzt gerne und ausführlich zu meiner etwas provokanten Frage, ob sie denn glaubten, dass ihr Land heute *trotz* oder *dank* Pinochet einen der höchsten Lebensstandards Lateinamerikas habe. Entweder sie verteidigen vehement Allendes sozialistische Politik und erzählen von der ihrer Meinung nach schändlichen Verwicklung heutiger, angeblich geläuterter und demokratischer Politiker, in die damalige Militärdiktatur. Oder aber sie bekennen sich wieder offen zum Ex-Diktator, der das Land gerade noch rechtzeitig vor Ruin und Kommunismus gerettet habe.

Ich stehe vor dem Justizpalast in Santiago und betrachte die Statue des offiziell rehabilitierten „Heilands“ oder „Erretters“ Chiles. Der Name *„Salvador“* bedeutet genau das. Es war Allende, der diesen Vornamen trug, auch wenn der Putschistengeneral sich selbst als den Retter Chiles vor dem Kommunismus betrachtete. Pinochet wiederum hieß Augusto, und 17 Jahre lang benahm er sich auch wie ein spätrömischer Alleinherrscher. Auf dem Sockel des Allende-Denkmals steht geschrieben:

„Ich glaube an Chile und seine Bestimmung“ – 11. September 1973
– der Tag des Staatsstreichs und seines Todes.

Der 11. September – offensichtlich ein in mehrfacher Hinsicht historisches Datum für Attacken und Überfälle, welcher Art auch immer. Am 11. September 1541 begann ein organisierter Aufstand unter Führung des Picunche-Kaziken *Michimalongo* mit einem Überfall auf Santiago. Pedro de Valdivia befand sich gerade mit einem Teil seiner Soldaten außerhalb der Stadt im Cachapoal-Tal in Kämpfe verwickelt. Die rebellischen Indios – von Zeitgenossen wohl übertrieben auf 10.000 Angreifer geschätzt – konnten Santiago niederbrennen, und es wäre ihnen fast gelungen, ihre gefangenen Anführer zu befreien. Da schaffte es Inés de Suárez, die Lebensgefährtin von Pedro de Valdivia, doch noch im letzten Moment und mit einem brutalen Einfall, das Blatt zu wenden. Sie schlug vor, den sieben gefangenen Häuptlingen die Köpfe abzuschlagen, um diese dann den Angreifern vor die Füße zu werfen. Die belagerten Spanier wollten zuerst nicht an den Erfolg der Kriegslist der inoffiziellen Gouverneursgattin glauben, doch Inés setzte ihren Plan durch.

Sie selbst soll den ersten Kaziken persönlich mit dem Schwert enthauptet haben. Als die Indios die abgeschlagenen Köpfe ihrer Anführer in den Händen der Spanier sahen, setzten sie zu einem panikartigen Rückzug aus der belagerten Stadt an. Aber erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit gelang es den Kolonisatoren, den Angriff endgültig abzuwehren.

Während mir diese historischen Begebenheiten und Legenden durch den Kopf schwirren, stehe ich immer noch vor dem Allende-Monument und starre die chilenischen Fahnen an, die direkt über seinem Haupt vor dem Justizpalast im Winde flattern. Da kommt ein älterer Mann auf mich zu und fragt, warum ich denn so viele Fotos von diesem Mörder mache. Er meint, dass es eine Schande sei, dass die Kommunisten es durchgesetzt haben, dass man diesem Verbrecher auch noch hier, genau vor dem Justizpalast, ein Denkmal gesetzt habe. Obwohl es doch erwiesen sei, dass Don Augusto gerade noch rechtzeitig das Land von diesem Schurken befreit habe. Ob ich wisse, dass man diese Tatsache nicht mal mehr laut aussprechen dürfe. Woher ich denn komme? Aus Teutonien? Er hoffe nur, dass Santiago und der Justizpalast mit dem Mörderdenkmal davor nicht auch noch zu einer Pilgerstätte für Kommunisten aus aller Welt verkommen werden.

Der ältere Herr versichert mir, dass Don Augusto ein glühender Bewunderer sowohl preußischer Disziplin und Militärkunst im Besonderen als auch teutonischer Ordnung im Allgemeinen war. Nicht zuletzt deshalb sei sein Land vom sozialistischen Unwesen genesen und stehe heute an der Spitze Lateinamerikas. Sowohl was die wirtschaftliche und kulturelle als auch natürlich die demokratische Entwicklung betreffe. Mir verschlägt es die Sprache. Ich bin konsterniert, dass man sich in Chile schon wieder so offen zu seiner „rechten“ Gesinnung bekennt. Was seine jüngere Vergangenheit betrifft, erscheint mir das Land weiterhin gespalten und polarisierter denn je.

****

TEIL 3:

21 – OUTSOURCING, FISCHTÖPFE UND PIRATERIE

Ich nehme mir in einer billigen Pension unweit des Justizpalastes ein Zimmer und denke noch im Halbschlaf an viele „rechte Dinge", wie z.B. an die teutonische Militärkunst, preußische Disziplin und an den *Preußenschlag.* Mit einem Staatsstreich wurde am 20. Juli 1932 die geschäftsführende, aber nicht mehr durch eine parlamentarische Mehrheit gestützte Regierung des Freistaates Preußen durch einen Reichskommissar ersetzt. So ging die Staatsgewalt im größten Land des Teutonischen Imperiums, geführt von den Sozialdemokraten, auf die Reichsregierung unter *Franz von Papen* über. Die föderalistische Verfassung der Weimarer Republik wurde geschwächt und die spätere Zentralisierung des Reiches und Ermächtigung eines einzelnen Emporkömmlings entscheidend erleichtert. Die Reichsregierung argumentierte, Teutonien stehe am Abgrund und man müsse durch radikale Maßnahmen einen drohenden Bürgerkrieg und die Verwandlung des Landes in ein Teutoni*stan* verhindern. Der *„Große Hartzog"* stand schon in den Startlöchern, um das Land vor Verfall und Bolschewismus zu bewahren. Eigentlich kam er aus Böserreich, aus einem Grenzstädtchen direkt an der barboarischen Grenze. Geboren wurde er in Grünau am Schlimm, fühlte sich aber eher als Teutone denn als Böser und trat im Ersten Weltkrieg in ein barboarisches Regiment ein. Nach dem verlorenen Krieg begann er in Teutonien mit seiner erfolgreichen politischen Agitation zunächst als Staatenloser. Erst im Jahre des Preußenschlags wurde ihm im Lande Braunhartzien das Amt eines Regierungsrats und damit auch die teutonische Staatsbürgerschaft verliehen.

Heute ist Braunhartzien ein Regierungsbezirk des „Bunten Landes" Vierhartzien, das auch noch über die Bezirke Oberhartzien, Niederhartzien und das Diephartzer Land verfügt. Wirtschaftliche Zentren des Bunten Landes sind seine Hauptstadt Hartzover und natürlich die Stadt des KdO-Wagens. In Kurzform wird der Ort meist einfach nach der hier ansässigen Firma *Wagenburg* genannt. Offiziell heißt er aber: *Bürgerfreistadt des Kraft durch Outsourcing-Wagens*. Die Bürger dieser Freistadt sollen sich seit Jahrzehnten erfolgreich dafür eingesetzt haben, dass auf teutonischen Autobahnen die absolute Freiheit nicht durch teuropische Engstirnigkeit eingeschränkt wurde; d.h., dass es auch heute – Hartzog sei Dank – noch keine generelle Geschwindigkeitsbegrenzung gibt. Nur bei der Einführung von sparsameren Motoren und bei der Umsetzung von Umwelttechnologie wird in der Bürgerfreistadt gelegentlich auf die Bremse getreten. Ansonsten hat die Firma

Wagenburg in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten rasant an Tempo zugelegt, nicht zuletzt durch die äußerst konsequente Anwendung des „Outsourcing"- Prinzips, also durch die Ausgliederung vieler Geschäftsbereiche und Firmenteile in formell „unabhängige GmbHs", die den Mitarbeitern zwar nicht dieselben Tarife und Sozialleistungen wie die Mutterfirma bieten, den Firmenbossen dafür aber eine umso höhere, explosionsartig wachsende Gewinnspanne.

In einer Online-Enzyklopädie lese ich: *„*Outsourcing *bzw.* Auslagerung *bezeichnet in der Wirtschaft die Abgabe von Unternehmensaufgaben und -strukturen an externe oder interne Dienstleister. Es ist eine spezielle Form des Fremdbezugs von bisher intern erbrachter Leistung, wobei Verträge die Dauer und den Gegenstand der Leistung fixieren. Das grenzt Outsourcing von sonstigen Partnerschaften ab. In Deutschland wird mit dem Begriff Outsourcing oft die Auslagerung von Arbeitsplätzen in kostengünstigere (weil häufig nicht tarifgebundene) Tochtergesellschaften verstanden.[...] Bisweilen nutzen Unternehmen das Outsourcing zum gleichzeitigen* Offshoring, *um Arbeitsplätze von ihren ursprünglichen an kostengünstigere Standorte in Niedriglohnländern zu verlegen."*

Allerdings bergen Outsourcing und Offshoring – wie so alles und nicht nur im Wirtschaftsleben – auch ihre Risiken: *„Derzeit leiden Outsourcingprojekte in den Billiglohnländern unter einer hohen Fluktuation der Mitarbeiter und steigenden Löhnen in diesen Ländern. Für den Auftraggeber steigen damit die Projektrisiken stark an."*

Weitere Problemfelder sind natürlich auch die Qualität der ausgelagerten Prozesse, die nur indirekt beeinflusst werden kann und die Abhängigkeit von Drittunternehmen. Oftmals werden die Auswahlprozesse der sogenannten Lieferanten schlecht geplant und unsauber durchgeführt, weil ein gewünschter Gewinner faktisch schon von vornherein feststeht, so dass es keinen echten Leistungswettbewerb zwischen den einzelnen Anbietern gibt und dadurch Qualitätsmängel und andere Probleme bereits vorprogrammiert sind. Kulturunterschiede zwischen Service-Providern im Ausland und Kunden im Firmenmutterland können zu Missverständnissen führen und damit Kosten letztendlich erhöhen anstatt sie zu senken. Trotzdem ist die Tendenz zum Outsourcing laut Analysten noch nicht gebrochen. Allerdings lasse sich zunehmend auch eine Abkehr beobachten. Viele Unternehmen haben festgestellt, dass sich durch Outsourcing zwar kurzfristige Kosten reduzieren lassen; mittel- oder langfristig werde aber aus billig oftmals teuer.

Der Begriff als solcher steht schon lange in der Kritik: 1996 wurde er bei der Wahl zum deutschen Unwort des Jahres von der Jury als *„Imponierwort, das der Auslagerung/ Vernichtung von Arbeitsplätzen einen seriösen Anstrich zu geben versucht"*, bezeichnet. Auch in der Wagenburg wird dem Outsourcing ein hoher Stellenwert beigemessen. Man vergibt ausgelagerte Projekte nicht nur an majazzthekische Lieferanten in Majazzthekistan;

nein, Angehörige majazzthekischer Lieferanten dürfen bisweilen auch in Teutonien selbst – manchmal sogar physisch auf dem Werksgelände der Wagenburg-Zentrale – zu majazzthekischen Bedingungen schuften und liefern. Das hilft natürlich, um endlich von den hohen Lohnkosten in der Alten Welt runterzukommen...

Ich wache auf und stelle fest, dass ich mich physisch immer noch in „Kaltenquell" befinde. Es wird Zeit, endlich in die galicischen Täler hinunter zu kommen. Von *Fonfría* aus geht es über *Biduedo* steil bergab, bis man das auf etwa 650 Höhenmetern gelegene *Triacastela* erreicht. Nun habe ich die Wahl zwischen der landschaftlich vielleicht reizvolleren Route auf dem Hauptweg über *Calvor* nach *Sarria* oder der sieben Kilometer längeren Alternative über *Samos*, die kunsthistorisch sicherlich interessanter ist. Da ich mich von den anstrengenden Aufstiegen der vergangenen Tage noch etwas müde fühle, entscheide ich mich für den direkten Weg nach Sarria – und verpasse die Abzweigung dorthin und stehe plötzlich doch unvermittelt vor dem Kloster *San Xulián y Basilisa de Samos*. Die Geschichte der Ortschaft ist aufs engste mit ihrem Konvent verbunden, dessen Gründung auf Martin von Braga zurückgehen soll, der in der westgotischen Epoche der Iberischen Halbinsel die Abkehr vom Arianismus vorantrieb. Um 714 war das Kloster kurzzeitig verlassen, bis *Fruela I.* den Abt *Arxerico* mit der Wiederbelebung des Klosters beauftragte. Fruela († 768 in Cangas de Onís) war von 757 bis 768 König von Asturien. Er war der Sohn und Nachfolger von *Alfons I.* Seine Mutter Ermesinda war eine Tochter des Reichsgründers Pelayo. In der Schlacht bei Pontuvio (Pontedeume) schlug Fruela I. ein maurisches Heer und führte dann im vom Krieg entvölkerten Galicien Wiederbesiedlungsmaßnahmen durch. Er warf auch einen Aufstand der Basken nieder. Unter den Gefangenen war eine aus Álava stammende junge Frau namens Munia, die Fruela heiratete. Seine Plünderungsfeldzüge führten ihn bis tief ins maurische Gebiet, bis in die Gegend von Valencia und Murcia. Friedlicher verlief die von ihm geförderte Gründung der Stadt Oviedo.

Die asturischen Quellen beschreiben Fruela I. als wild und gewalttätig und berichten, dass er seinen Bruder Vimara eigenhändig tötete, weil er ihn verdächtigte, ihm die Königswürde streitig machen zu wollen. Schließlich wurde Fruela selbst von seinen Höflingen in der damaligen asturischen Hauptstadt Cangas de Onís ermordet. Im Kloster von Samos steht eine Statue Fruelas, die eindrucksvoll den in den Quellen geschilderten gewalttätigen Charakter des Königs veranschaulicht: In der rechten erhobenen Hand führt er sein unbarmherziges Schwert; den linken Fuß setzt er triumphierend auf den abgeschlagenen Kopf eines Widersachers. Sein Sohn, der spätere König *Alfons II. der Keusche* (791–842), wuchs in Samos auf und versteckte sich hier nach der Ermordung seines Vaters im Jahre 768 vor den Mordplänen seines Onkels Mauregato. Später wurde er dann doch zum rechtmäßigen König gesalbt und und kämpfte seinerseits erfolgreich gegen die Mauren. In seine Regierungszeit fällt auch die Entdeckung des angeblichen Grabes des Heiligen Jakobus. Es wurde im Zeitraum zwischen 818 und 834 entdeckt.

Der Legende nach sah der Eremit *Pelayo* eine Lichterscheinung, die auf das Apostelgrab hinwies. Das meldete er *Theodemir,* dem Bischof von *Iria Flavia.* Als dann tatsächlich ein Grab gefunden wurde, erklärte Theodemir, es sei das Grab des Heiligen Jakobus. Daraufhin ließ König Alfons dort eine Kirche errichten, die sich zu einem Wallfahrtszentrum entwickelte. Um die Kirche herum entstand ein Dorf, das im 10. Jahrhundert zur Stadt Santiago werden sollte...

Aber noch bin ich in Samos. Um halb zehn sitze ich mit zwei Mitpilgern hinter dem Kloster auf einer Bank am Flüsschen *Ouribio,* das u.a. Aalen und Forellen Lebensraum bietet. Wir unterhalten uns über weltbewegende Dinge wie die galicische Küche und deren Fischgerichte und leeren gemeinsam ein Fläschchen Rotwein. Es ist ein lauer, romantischer Frühsommerabend. Bis zur Sonnenwende fehlen noch genau drei Tage. Die Sonne ist noch nicht untergegangen. Ich würde nur zu gern den Sonnenuntergang miterleben. Aber die Klosterherberge erwartet uns bereits. Vor zehn Uhr schon sollen alle in der Falle liegen. Unerbittlich. Strengere Sitten als vor 45 Jahren auf Klassenfahrt im Schullandheim. Dafür ist das Bett im Großraumschlafsaal immerhin so billig wie die damaligen Jugendherbergen. Und das Miterleben des Sonnenaufgangs am frühen Morgen ist durchaus gratis und erlaubt, wenn nicht sogar angeraten. Sofern denn in Galicien die Sonne scheint.

In der Nacht träume ich von den „besten Fischtöpfen der Welt“, die die galicische Küche laut Meinung vieler Experten den Besuchern aus aller Welt bietet. Dies liege nicht so sehr an raffinierten Rezepten – die Zubereitung ist eher einfach – sondern daran, dass es hier den frischsten Fisch ganz Europas gibt. Die Meeresfrüchte sind berühmt: Krake (Oktopus), Austern, große Mies- und natürlich auch Jakobsmuscheln, die ja das Erkennungszeichen der Pilger sind. Es gibt erstklassige Langusten und eigenartige schwarze Entenmuscheln, die *Perches* heißen. Galicien unterscheidet sich also auch in kulinarischer Hinsicht vom übrigen Spanien. Ein weiteres Beispiel sind die Teigpasteten *Empanades.* Oft besteht die Füllung aus Schalen- und Krustentieren, schmackhaften Sardinen oder Schweinefleisch mit Paprikaschoten. Galicien ist die einzige Region Spaniens, in der traditionell Mais- und Roggenbrote gebacken werden. Als Bratfett ist Schweineschmalz üblich. Rezepte der regionalen Küche enthalten selten Olivenöl oder Knoblauch. Am bekanntesten sind Suppen wie *Caldo Gallego* und Gerichte wie *Lacon con Grelos,* eine Art Schweinshaxe mit den Blättern weißer Rüben. Einige Spezialitäten der Gegend sind in ganz Spanien oder sogar darüber hinaus bekannt, wie der Mandelkuchen, der ursprünglich zum Jakobitag gebacken wurde, heute aber ganzjährig als *Tarta de Santiago* vermarktet wird. Im hügeligen Süden Galiciens wachsen Kastanienwälder. Fast überall findet man hier Maronen auf der Speisekarte. Es werden auch süße *Marrons glacés* daraus hergestellt, die der Schriftsteller Alexandre Dumas seinerzeit für die besten der Welt hielt.

Galicien ist von Norden und von Westen aus den tosenden Wellen des Atlantiks ausgesetzt. Hier ist ein bedeutender Teil der spanischen Fischereiindustrie angesiedelt, die auf hoher See – auch abseits der eigenen Küsten – sehr aktiv ist, nicht immer zur Freude der Fischer in denjenigen Ländern (z.B. Marokko, Senegal, Kanada), vor deren Küsten sie das Meer leer fischt. Trotzdem hat auch die galicische Fischereiindustrie mit den Folgen von Rationalisierung bei Fang und Verarbeitung, Überfischung und Verschmutzung der Weltmeere etc. zu kämpfen. Zahllose Arbeitsplätze wurden in den letzten Jahrzehnten abgebaut, und diese Entwicklung scheint noch nicht abgeschlossen zu sein. Galicien war immer eine – auch für spanische Verhältnisse – unterentwickelte Agrarregion mit einer überdurchschnittlich hohen Auswanderungsrate. In Amerika übernehmen die eingewanderten Galicier exakt die Rolle, die in Teutonien den Ostfriesen zugewiesen ist:

Wie letztere von einer „Waterkant" stammend, gelten sie bei den Majazztheken und anderen Völkern der Neuen Welt nicht unbedingt als der intelligenteste Menschenschlag; über die *„Gallegos"* werden zahlreiche Witze gerissen. Diese verließen in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten oft ihr Land, um in Amerika bessere Lebensumstände zu suchen. Die afrikanischen Fischer, z.B. aus dem Senegal, versuchen ihrerseits, dem Elend und den von hoch technisierten, ausländischen Flotten leergefischten heimischen Fischgründen zu entkommen. Für sie ist Europa der gelobte Kontinent, wo vermeintlich Milch und Honig fließen. Brutale Schlepperbanden versprechen ihnen, sie gegen Überlassung ihres gesamten, bescheidenen Hab und Guts von Tunesien nach Italien zu bringen oder eben von Nordwestafrika aus nach Spanien. Über die Straße von Gibraltar von Marokko nach Andalusien. Oder von Senegal, Mauretanien, Marokko, der Sahara aus Richtung Westen zu den Kanarischen Inseln. Niemand weiß genau, wie viele Menschen dabei schon ihr Leben gelassen haben, auf maroden, hochseeuntüchtigen Kähnen oder Flößen. Nur dass es sehr viele sind, das weiß man.

Ich lese in einer Zeitung: *„Die effizientere EU-Konkurrenz und schwindende Bestände gefährden unzählige Arbeitsplätze in dem westafrikanischen Land Senegal, da etwa ein Sechstel der dortigen Bevölkerung in der Fischindustrie beschäftigt ist. Etliche Firmen haben bereits bis zu 60 Prozent ihrer Mitarbeiter entlassen."* Und: *„Auch in anderen Gebieten Afrikas ist die europäische Agrar- und Fischereipolitik eine wesentliche Mitursache für die wachsenden Immigrantenströme von jenseits des Mittelmeers. Die hoch subventionierten Agrarexporte der EU haben zur Zerstörung funktionierender lokaler Märkte in Afrika beigetragen."* Schließlich: *„Als die staatliche Ordnung in Somalia vor Jahrzehnten zusammenbrach, nutzten ausländische Fangflotten das Machtvakuum und fischten in den somalischen Hoheitsgewässern. Ihrer Lebensgrundlage beraubt, griffen die somalischen Fischer zu den im Bürgerkriegsland reichlich vorhandenen Waffen – diese richten sich aber längst nicht mehr nur gegen fremde Fischkutter [...] Der Verband* „Koalition für faire Fischerei" *schätzt, dass über ein Fünftel der in Europa eintreffenden afrikanischen Zuwanderer quasi* „Fischerei-Migranten" *sind."*

Ich träume von einem Kreuzfahrtschiff mit reichen majazzthekischen Touristen, das vor der somalischen Küste von Piraten geentert und in den Hafen von Mogadischu geschleppt wird. Die jemenitischen Hintermänner der Entführer verhandeln mit der majazzthekischen Drogenmafia über die Höhe des zu entrichtenden Lösegeldes. Schließlich ist auf dem Schiff die Crème de la Crème des majazzthekischen Geldadels versammelt, allesamt Multimilliardäre, und sei es nur in Pesos ihres Heimatlandes gerechnet. Es kommt zu keiner Einigung. Nachdem drei Bikini tragende Touristinnen von einem Scharia-Gericht wegen Unzucht zum Tode durch Steinigung verurteilt worden sind, besticht die Drogenmafia die neu-rot-erische Marine, das unter panamaischer Flagge fahrende Schiff samt der noch lebenden Touristinnen und Touristen mit militärischen Mitteln zu befreien. Nachdem der Anführer der Piraten – in früheren Jahren war er der Imam und Großmufti von Aden und wurde vom neu-rot-erischen Geheimdienst finanziert, da er vor der Wiedervereinigung Südjemens mit dem Norden die aufständischen Dschihadisten gegen das kommunistische Regime logistisch und spirituell unterstützt hatte – also, nachdem der Räuberhauptmann bei einem Drohnenangriff ums Leben gekommen ist, beginnen die Piraten mit der Exekution ihrer Geiseln. Nach einem vorbereitenden, umfangreichen Bombardement Mogadischus durch die stärkste Luftwaffe der Welt greifen nun als Santiagoritter verkleidete Marinesoldaten die Piraten an und befreien das Schiff und die überlebenden Touristen. Doch die majazzthekischen Kreuzfahrer haben bereits die Schweinegrippe nach Somalia eingeschleppt!

Wahrscheinlich hätte sich in den Erstweltländern niemand für so eine Nebensächlichkeit interessiert, wenn sich nicht bei der Militäraktion auch die neu-rot-erischen Befreier infiziert hätten. Das Schiff – die Leiche des beim Drohnenangriff getöteten Piratenanführers *Bolama bin Yakub* ist auch an Bord – folgt nachts dem blutroten Halbmond am Himmel ‘gen Nordwesten, bis die Küste Galiciens erreicht ist. Die neu-rot-erische Marine lässt das Kreuzfahrtschiff in den Hafen von *El Ferrol del Bolama* schleppen. Zuvor wird die Leiche *bin Yakubs* vor *Kap Fisterra* im Atlantik entsorgt. Da Spanien in Granada soeben mit der Produktion von Schweinegrippeimpfstoffen und -heilmitteln begonnen hat, bleiben die infizierten Touristen und ihre Befreier auf dem fahruntüchtigen Schiff im Hafen von Ferrol in Quarantäne. 29 Tage lang. Bis der Fastenmonat „Ramsteidan“ endlich zu Ende ist und die Medikamente ausgeliefert werden können. Unterdessen fischen muslimische Einwanderer (natürlich illegale Floßpeople, die die Überfahrt nach Gibraltar eher zufällig überlebt haben) die Leiche bin Yakubs aus dem Meer. Der blutrote Halbmond hat ihnen zuvor die Stelle verraten, an der sie ihn aus einer dem Ende der Welt vorgelagerten *Ría* bergen können. Unentdeckt laden sie die sterblichen Überreste des Piratenhauptmanns in einen alten, verrosteten Ford und bringen ihn nach Santiago. Dort wird er in einer sicheren, vor neu-rot-erischen Geheimdiensten und spanischer Inquisition verborgenen Geheimmoschee beigesetzt. In Ägypten und anderen Teilen der muslimischen Welt führt unterdessen das Gerücht, dass sich ein Grippevirus über Schweine verbreitet habe, zu Kurzschlussreaktionen.

Die im Islam als unrein geltenden Tiere werden bei lebendigem Leibe verbrannt. Weltweit versuchen Grenzbehörden ihr Land von Infizierten frei zu halten...

Ich träume weiter von Piraten: Im frühmorgendlichen Halbschlaf geistert mir eine Pressemitteilung unter der Schlagzeile *„Schweinegrippe aktuell: Die Macht der Zellpiraten“* durch den Kopf. Der Sprecher der „Bunten Ärztekammer“ erklärt die Hysterie um die sogenannte Pandemie folgendermaßen:

„Das war ein politischer Vorgang. Man hat aus politischen Gründen die Gefährlichkeit dieser Krankheit höher eingeschätzt, als sie wirklich war, damit die WHO zentral die Steuerung des Kampfes gegen die Pandemie übernehmen konnte."

Einige Pharmafirmen zählen zu den Gewinnern der Seuche. Sie sind eng mit der WHO verflochten und beraten in gemeinsamen Gremien. Eine Frage drängt sich da natürlich auf: Beeinflussen wirtschaftliche Interessen der Industrie die Entscheidungen der Weltgesundheitsorganisation? Mehrere Millionen Impfdosen wurden bestellt, bevor überhaupt absehbar war, wie die Schweinegrippe verlaufen würde oder ob man so viel Impfstoff wirklich braucht. Ein Milliardengeschäft für die Pharmakonzerne. Bis heute rechtfertigt die *World Health Organization* ihre Pandemiewarnung, die die Regierungen weltweit zum Handeln gezwungen hat. Schließlich habe eine Gruppe bekannter Experten so entschieden. Mit dabei waren z.B. der stellvertretende Direktor des finnischen Gesundheits-instituts. Bei der WHO habe er nur ein "kleines Beratungshonorar einer Pharmafirma" angegeben. Sein Institut hat jedoch noch viel mehr bekommen. Ebenfalls als Berater der WHO war auch „Herr Grippe“ anwesend, Mitglied in einer niederländischen Stiftung gegen Infektionskrankheiten, die zufällig von der Pharmaindustrie gesponsort wird. Außerdem leitete „Mister Flu“ zeitgleich eine Arbeitsgruppe gegen eben diese Krankheit. Die Sponsoren für sein Anti-Grippe-Team waren ausgerechnet wieder die bekannten Hersteller von Grippeimpfstoffen. Nach Vorwürfen gegen Mister Flu beschließt der niederländische Gesundheitsrat, ihm kein Stimmrecht mehr als Regierungsberater für den Umgang mit dem A/H1N1-Virus zu erteilen. Dafür bleibt seine Arbeitsgruppe aber Partner der WHO, an der harsche Kritik im Umgang mit der Schweinegrippe laut geworden ist. Bei einer Anhörung werfen Experten und Abgeordnete des Europarats der Organisation vor, die H1N1-Grippe voreilig zur Pandemie erklärt zu haben. Dies habe zu "hysterischen Reaktionen" bei Regierungen und Medien geführt...

In Galicien scheint tatsächlich die Sonne. Und das schon vor sechs Uhr morgens! Zwar kriege ich den eigentlichen Sonnenaufgang nicht mehr mit, ganz im Gegensatz zu den Bilderbuchpilgern, die auf den romantischen Abend am Ouribio und den Rotwein verzichtet haben und teilweise schon vor 21 Uhr im Bett lagen. Doch schaffe ich es heute immerhin, schon gegen sieben Uhr die Klosterherberge zu verlassen und den kühlen Morgen eines für Galicien recht heißen Tages zum Pilgern zu nutzen. Von *Samos* aus laufe

ich abseits der ebenfalls als Pilgerweg markierten Hauptstraße über saftig-grüne Hügel bis nach *Sarria.* Dieser Weg ist zwar etwas länger, dafür aber umso schöner. Mittags erreiche ich das interessante Städtchen und nehme mir etwas Zeit, um die Altstadt zu erkunden. Sehenswert sind der Turm der Festung der *Marquis de Sarria* und das Kloster der *Magdalena* aus dem 14. Jahrhundert. Vor der städtischen Pilgerherberge hat sich schon vor zwölf Uhr eine lange Schlange von Frühmorgenpilgern gebildet, die bereits ihr Tageslauf-Pensum absolviert haben und sich frühzeitig einen Schlafplatz sichern wollen. Um Punkt zwölf öffnet die Herberge ihre Pforten. Der Kampf um die vermeintlich oder tatsächlich raren Pilgerbetten wird immer härter, je näher man der Jakobsstadt kommt. Schließlich ist Sarria die letzte verkehrsgünstig zu erreichende Stadt vor der 100-Kilometer-Marke Richtung Santiago. Einhundert Kilometer ist ja bekannterweise die Mindestlaufstrecke für Fußpilger, um die Compostela, also das „Pilgerdiplom", zu erlangen.

Nun ist noch mal ein sprunghafter Anstieg der Pilgermassen auf den Wegen und in den Herbergen zu erwarten. Allerdings laden jetzt auch alle paar Kilometer Bars, Restaurants, Hotels und Herbergen zum Verweilen ein. Die Camino-Infrastruktur ist entsprechend des anschwellenden Pilgerstroms mitgewachsen. Nachdem ich die Altstadt von Sarria besichtigt habe, beschließe ich, hier auch zu Mittag zu essen. Ich betrete eine typische Bar und bestelle eins meiner Lieblingsgerichte, nämlich *Polbo á Feira* (Galicisch) bzw. *Pulpo a la Gallega* (Spanisch), also Oktopus auf galicische Art. Die Kellnerin serviert ihn mir mit im Oktopussud gekochten Kartoffeln *(Cachelos)* und Brot auf einer traditionellen Holzplatte. Dazu gibt es einen jungen Rotwein. Der Fernseher läuft in der Bar. Wie fast immer in Spanien. Ich sehe in den Nachrichten bestätigt, dass Spanien in Granada selbst Grippeimpfstoffe herstellen will. In Düsseldorf wurde eine japanische Schule wegen des Ausbruchs der Schweinegrippe geschlossen. Einige Schüler und Schülerinnen sollen sich in Quarantäne befinden. Eins der vorläufig letzten ETA-Attentate tötet im Baskenland einen Polizisten durch eine Autobombe. Der brennende Beamte versucht verzweifelt, die verkantete Fahrertür seines Dienstwagens zu öffnen. Vergebens. Er verbrennt bei lebendigem Leibe, bevor die Feuerwehr eintrifft, das in Flammen stehende Auto löscht und nur noch die verkohlte Leiche des Mannes bergen kann.

Nach dem Mittagessen wandere ich auf Feld- und Waldwegen weiter und erreiche zunächst *Barbadelo*, dann, ca. elf Kilometer hinter Sarria, das Örtchen *Brea*, in dessen Nähe der berühmte *Kilometerstein 100* steht. Leider ist dieser zu einer unfreiwilligen Inschriftensäule verkommen. Einige Wanderer und Pilger – manche gerade erst in Sarria gestartet – halten ihre kurzzeitige Präsenz an diesem Punkt offensichtlich für so wichtig, dass sie sich unbedingt namentlich oder gar mit schlauen Sprüchen auf dem Stein verewigen wollen. Entsprechend bunt oder besser gesagt zweckentfremdet sieht er aus. Bald komme ich durch *Ferreiros* und andere kleine Dörfer, bis ich schließlich am Abend um Viertel nach acht *Portomarín* am Ufer des *Río Miño* erreiche. Hier endet nach fast 40 Kilometern eine meiner längsten Tagesetappen.

22 – PORTOMARÍN

Im *Liber Sancti Jacobi* heißt Portomarín *Pons Minea* (Miño-Brücke). Der Bau der ersten Brücke über den Fluss geht bereits auf die alten Römer zurück. Der mittelalterliche Ort wird erstmals im Jahr 792 als *Portumarini* urkundlich erwähnt. Aufgrund der wenigen Übergänge über den Miño war er obligatorischer Durchgangspunkt für alle Jakobspilger. Dank der ansteigenden Pilgerzahlen prosperierte Portomarin und entfaltete zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert seinen größten Glanz. Die Bedeutung der mittelalterlichen Ansiedlung unterstreichen die Stützpunkte gleich dreier Ritterorden, die sich am Ort befanden: Am linken Miñoufer hatten sich die Santiago- und die Tempelritter niedergelassen, auf der rechten Flussseite die Johanniter. Der kriegerische Charakter dieser Zeit spiegelt sich u.a. in einer Wehrkirche wider, die sich heute im Zentrum des modernen Portomarín befindet.

Denn 1956 begann der Bau der vierzig Kilometer entfernten Staumauer des *Belesar-Stausees*, dessen Wasser den ursprünglichen Ort nach seiner Fertigstellung untergehen ließ. Portomarín wurde deshalb auf den Terrassen des *Monte do Cristo* am rechten Ufer des Miño neu aufgebaut. Teile des alten Portomarín werden gelegentlich bei sehr tiefen Pegelständen des Stausees sichtbar. Die schon genannte Wehrkirche *San Nicolás*, ein Brückenbogen (Christinabogen), der aus dem 16. Jahrhundert stammende Palast des Grafen Maza und die Portalfront der Kirche *San Pedro* wurden vor der Überflutung der alten Ortschaft abgetragen und am heutigen Ort neu errichtet. Ich habe Glück in Portomarín. Denn obwohl ich erst nach 20 Uhr eintreffe, finde ich noch ein Pilgerhostal mit freien Kapazitäten, was auf dem Camino nicht unbedingt selbstverständlich ist. Es verfügt auch über ein Restaurant mit schöner, großer Terrasse und wunderbarem Blick auf den Miño; zudem hat es eine tolerante Herbergsleitung. Beköstigung gibt es hier bis 23 Uhr. Die einsatzbereiten Computer mit funktionierendem Internet können bis zum schlafen gehen genutzt werden. Und das Beste: Heute Abend darf ich den Sonnenuntergang mit Seeblick genießen und selber entscheiden, wann ich ins Bett gehe. Ich nutze den freien Internetzugang, verschicke einige Fotos und checke meine E-Mails. Ich habe viele ungelesene Nachrichten, denn bewusst wandere ich ohne internetfähiges Handy. Ich möchte nicht auch noch auf dem Jakobsweg ständig an der elektronischen Nadel hängen, sondern lieber etwas zur Besinnung kommen.

Ich habe auch „geschäftliche" Post aus Majazzthekistan. Der Fremdsprachenkoordinator einer Privatuni für Kinder von Leuten mit reichlich Geld bietet mir ein paar Kurse an. Doch auch Sigmar, der Deutschkoordinator der Wagenburgschule, hat mir geschrieben. Nachdem er sich nach meinem Pilgerbefinden erkundet hat, leitet er mir Christa Oberwassers Wunsch weiter, dass ich mich ein bisschen sputen solle, denn eine in voller Expansion befindliche, erfolgsverwöhnte Sprachschule eines noch erfolgreicheren Weltkonzerns könne es sich

nicht ewig leisten, auf Lehrer zu warten, denen alles Mögliche wichtiger erscheint als ihre Unterrichtsverpflichtungen, insbesondere wenn die Nachfrage vor Ort kaum zu befriedigen ist. Sigmar deutet an, dass die Generalkoordination auf mittlere Sicht wohl einen Generationswechsel ins Auge fasse. Ich beginne, mir Sorgen zu machen. Will man mich entlassen, weil ich gerade dabei bin, mit dem Begehen des Jakobswegs einen meiner Lebensträume zu verwirklichen? Ist es der blanke Neid, weil die Koordinatoren sich selbst nur noch der Geschäftsraison unterstellen? Oder bezieht sich das mit dem „Generationswechsel" gar nicht mal direkt auf mich? Planen Juan Pablo Aznar und Christa vielleicht ganz unabhängig von meiner Abwesenheit eine tief greifende Umstrukturierung der Schule oder zumindest im Schulleitungsbereich? Sieht Sigmar eventuell sogar seine eigene Position als am meisten gefährdet an? Jedenfalls habe ich plötzlich das Gefühl, dass ich das Angebot der Privatuni nicht frühzeitig ausschlagen sollte, auch wenn ich mich nur bedingt mit diesem Typ von Bildungseinrichtung identifizieren kann.

Müde von einem anstrengenden 40-Kilometer-Tag und beunruhigt von den Nachrichten aus meiner Wahlheimat ziehe ich mich endlich in den Schlafsaal zurück. Ich träume von PKOs, womit ich nicht Pilger, Kirchen und Ordensritter meine, sondern die Produktkosten-Optimierung in der Wagenburg. Ich träume auch von Sigmars Entmachtung, der sich bisher einer ungehemmten Einsparungsorgie auf Kosten der Qualität des Sprachunterrichts erfolgreich entgegengestellt hat, was Christa schon lange ein Dorn im Auge ist. Wurde früher die Weiterbildung der Mitarbeiter als der eigentliche Sinn des konzerneigenen Fortbildungszentrums angesehen, so soll dieses jetzt auf Biegen und Brechen Gewinn abwerfen, auch wenn dieser für den Konzern bestenfalls einige unbedeutende „Peanuts" bedeuten würde. Aber was für die Firma als Ganzes nur irrelevante Erdnüsschen sind, kann einigen leitenden Angestellten im Fortbildungsbereich durchaus einen saftigen Bonus bescheren. Denn erfolgreich durchgedrückte Einsparungsmaßnahmen werden im Einklang mit der Konzernphilosophie immer als positiv bewertet, so kurzfristig der Erfolg auch sein mag. An spätere, langfristig negative Konsequenzen wird bei solchen Maßnahmen ungern gedacht. Ich sehe im Traum schon einen jungen und „dynamischen" Herrn im schicken Anzug und mit wenig Erfahrung in den Startlöchern, um in der Wagenburg die Leitung der Deutschabteilung von Sigmar zu übernehmen. Qualitätsstandards werden aufgeweicht und Arbeitszeiten natürlich „flexibler" gehandhabt, um Christas Wunsch nach Kostenoptimierung des „Produktes Fremdsprache" gerecht zu werden.

Ferner sollen jetzt alle Lehrkräfte, die weiterhin in der Wagenburg tätig sein wollen, wie alle Zulieferer mit einer DÜMM- Nummer ausgestattet werden. Die Datenüberwachung mit Methode sei notwendig geworden, um korrupte Firmen oder Lieferanten mit terroristischen Absichten aus dem Firmenumfeld fernzuhalten. Nach dem Sicherheitscheck durch die neurot-erische Auskunftei DÜMM & MAD dürfen wir uns dann als Einzelfirmen auf der Zuliefererplattform BW4U (Best Work for You) anmelden. Es gibt schon „Hausaufgaben" für uns: Die Verfasser eines virtuellen Fragebogens möchten wissen, ob wir denn unsere

Mitarbeiter am Konzept „Best Work“ teilhaben lassen, ob wir ihnen ausreichend Urlaub gewähren, sie nicht durch unbezahlte Überstunden abzocken, ob wir ökologisch verantwortlich handeln usw. Ich frage Sigmar, was wir denn da eintragen sollen, schließlich sind wir doch alle auf Wunsch der Wagenburg individuelle „Ich-AGs“ und haben gar keine Angestellten. Zudem lassen sich in der Auswahlmaske für ein Zuliefererprofil alle möglichen Berufsgruppen finden, aber der Sprachlehrer als Lieferant ist einfach nicht vorgesehen. Ob ich mich vielleicht als Buchhalter oder Journalist eintragen soll?

„Wenn du hier weiter in der Wagenburg Rechnungen einreichen willst, musst du dir eben was einfallen lassen und mit der majazzthekischen Abschirmdienststelle kooperieren,“

entgegnet Sigmar lakonisch. Mir dreht sich fast der Magen um. Jetzt soll man auch noch seitenlange Verträge mit DÜMM & MAD und mit BW4U abschließen und unterschreiben, dass man ein ernsthafter, wahrhaftiger und natürlich anti-korrupter Zulieferer ist und alle Fragen wahrheitsgemäß beantwortet hat. Es gibt immer noch keinen schriftlichen Vertrag mit dem eigentlichen Arbeits- bzw. Auftraggeber. Aber seitenlange Verträge mit virtuellen Rechnungslieferanten, ausländischen Auskunfteien und Zuliefererplattformen sind unbedingte Voraussetzung, um im Umfeld der Wagenburg Honorare kassieren zu dürfen. Gerichtsstand: Möglichst weit weg vom eigentlichen Wirkungskreis. Das minimiert die legale Verantwortung des de-facto Arbeits- bzw. Auftraggebers für das Personal, das in seinen heiligen Hallen Dienstleistungen darbringt. Genauer gesagt, tendiert sie inzwischen gegen Null. Zumindest ist das die Sichtweise der Leistungsempfänger. Wir leben im Zeitalter der Verantwortungslosigkeit und sind perfekt outgesourct. Später telefoniere ich mit meiner Mutter und erzähle ihr vom Camino und von den Neuigkeiten aus der Neuen Welt:

„Junge, komm nach Hause. Dass die Wagenburg im Ausland die dortigen Mitarbeiter kräftig ausbeutet, das war mir ja klar. Aber dass sie auch mit den eigenen Landsleuten derart rumspringt, dass hätte ich doch nicht gedacht...“

Am nächsten Morgen stehe ich in Portomarín spät auf und frühstücke erst mal ausgiebig. Ein „englisches“ Pilgerfrühstück: Speck, Würstchen, Eier, Tomaten, Champignons, Bohnen und Brot. Dazu natürlich einen großen Milchkaffee. Der Weg führt nun aus dem Miñotal heraus durch Wälder aufwärts nach *Gonzar* und dann über Felder weiter nach *Hospital da Cruz.* An einem Baumstamm hängt ein Zettel:

„Jordi und Pau – Coño, wo bleibt ihr denn?
Wir drei haben es bald geschafft und die Wette gewonnen!
In zehn Tagen bis Portomarín. Morgen kommen wir wie geplant in Santiago an!“

Also: Die Wette lautet wohl, dass es die drei katalanischen Jungs in elf Tagen zu Fuß von St.-Jean-Pied-de-Port bis nach Santiago schaffen. Joggend. Und die sportlichen Jungpilger scheinen das wirklich durchzuziehen. Also ca. 75 Kilometer täglich. Alle Achtung.

Vor drei Jahrzehnten hätte mich so ein Ziel sicherlich auch fasziniert. Berauscht von ihrer Geschwindigkeit werden sie vom Jakobsweg allerdings nicht viel sehen. Für kulturelle Höhepunkte auf dem Weg oder gar am Wegesrand bleibt da sicherlich keine Zeit mehr. Und für ein gemütliches Pilgermenü mit einem Fläschchen Rotwein wahrscheinlich auch nicht. Aber jeder geht, läuft oder rennt eben *seinen* Camino, ganz entsprechend *seiner* Lebenseinstellung, *seines* Lebensalters und *seiner* Lebensphilosophie.

23 – VOM TEUFEL, TOD UND UNRECHTEN NETZEN

Über meine aktuelle Etappe lese ich in einer Wegbeschreibung nach: *„Der heutige Tag bietet keine hervorhebbaren Höhepunkte, sondern lässt Ihnen mit seinem sanften Auf und Ab Zeit für sich und die Landschaft. Die Ruhe erlaubt es Ihnen vielleicht auch, die unauffälligen kleinen kulturellen Eigenheiten Galiciens stärker auf sich wirken zu lassen. Zu nennen sind da etwa die Friedhöfe, auf denen jedes Grab ein eigenes, kleines Monument ist oder die lang gestreckten, granitenen Maisspeicher, die Hórreos."*

Es liest sich fast so, als ob die Etappe ein wenig langweilig wäre, was ich nicht bestätigen kann. Ich empfinde das Auf und Ab gar nicht als so sanft, sondern als ganz schön fordernd, was sicherlich auch mit meinem aktuellen Gemüts- und Fitnessempfinden zu tun haben kann. Von Ruhe kann auch nicht wirklich die Rede sein, schließlich befinde ich mich schon auf der galicischen Zielgeraden des Caminos, wo es spätestens seit Sarria und dem *Kilometer 100* nur so vor Pilgern wimmelt. Ich laufe allerdings erneut in den Spätnachmittag hinein; da wird der Weg dann wieder besinnlicher, und die grüne Landschaft strahlt im Lichte der tief stehenden Nachmittagssonne eine besondere Intensität aus. Die Bars am Wegesrand sind meistens schon geschlossen und ich habe den Camino fast für mich allein. Die Friedhöfe und ihre „Monumente" reflektieren auch auf ihre Weise das intensive Sonnenlicht.

Plötzlich taucht in diesem Szenario eine alte Bäuerin auf, ganz traditionell mit einem karierten Rock, Schürze und Sombrero bekleidet. Über der Schulter trägt sie eine im Verhältnis zu ihrer Körpergröße überdimensionale Sense. Ich lichte sie genau gegenüber des Dorffriedhofs vor einem großen, steinernen Kreuz ab. Auf einmal erscheinen dazu zwei Mädchen, zwei junge Japanerinnen, im Fast-Minirock und mit modernen Handtaschen und Sonnenbrillen ausgestattet. Sie wollen – nett lächelnd – unbedingt mit „Sensenfrau" für ein Foto posieren. *„Der Tod und die Mädchen"* nenne ich meine Bildersequenz von den Japanerinnen, Kreuz, Friedhof und Sensenfrau im Lichte des schon ausklingenden Tages... Ich bin in *Ponte Campaña*, was zur Gemeinde *Palas de Rei* gehört. In der Pilgerherberge *Casa Domingo* treffe ich die beiden Japanerinnen später wieder. Der Tod bleibt an diesem Frühsommerabend außen vor.

Die Casa Domingo ist ein altes Bauernhaus mit Scheune, Garten, Mühle und Getreidespeicher, das renoviert und zur privaten Pilgerherberge umgebaut wurde. Es erinnert mich eher an eine urige Berghütte als an ein typisches Refugio. Die Hausbar ist prall mit Getränken gefüllt, überwiegend alkoholischer Natur. Über dem Tresen lagern drei Weinfässer: *Rot, Weiß* und *Rosé*. Am Abend gibt es für die Gäste neben galicischen Speisen auch *Queimada* („die Gebrannte"), den Tresterschnaps *Orujo,* der mit Zucker, Zitronenschalen und Kaffeebohnen versehen flambiert wird und das Skihüttenambiente noch verstärkt. Der Speisesaal ist brechend voll und die Stimmung prächtig. Trotz aller Liberalität ist die Party auch hier gegen 23 Uhr zu Ende und noch vor Mitternacht liegt selbst der letzte Pilger in der Falle. Vor dem Einschlafen lese ich in einem Büchlein einen mittelalterlichen Pilgerkommentar über die damaligen Unsitten und Gefahren in der Region:

„Ebenso treffe der Bann die Wirtsmägde, *die sich aus Hurerei und Geldgier nachts den Pilgerbetten zu nähern pflegen. Die Dirnen, die aus diesem Grund zwischen der Miño-Brücke und Palas del Rey an waldreichen Orten den Pilgern häufig entgegentreten, müssen nicht nur exkommuniziert, sondern von allen geplündert und durch Rümpfen der Nase geächtet werden. Einzeln pflegen sie sich immer einem Einzelnen darzubieten [...] Auf welche Art der Teufel seine unrechten Netze auswirft und den Jakobspilgern die Höhle des Verderbens öffnet, mag ich nicht zu beschreiben..."*

Abgesehen von der Episode in der U-Bahn von Madrid, vom gnostischen Wirt in Molinaseca und vielleicht vom zaghaften Betrugsversuch des Sevillano in Hornillos del Camino hat auf dem ganzen Jakobsweg noch niemand versucht, mir zwecks Hurerei, aus Geldgier oder sonstigen Motiven zu nahe zu treten. Weder vom Herbergspersonal noch von den Mitpilgern oder Pilgerinnen. Die „Dirnen" scheinen heutzutage andere Lokalitäten den Miñowäldern als Arbeitsstätte vorzuziehen. Insofern scheint es auf dem Camino wirklich ruhiger geworden zu sein; aktuelle Reiseführer schwören ja geradezu auf die galicischen Friedhöfe und die damit verbundene meditative Stimmung. Hat der Teufel wirklich an Einfluss verloren und sind die modernen Jakobspilger besser vor der Höhle des Verderbens geschützt als die Wallfahrer vor einem oder einem halben Jahrtausend? Ist die Welt tatsächlich ein Stückchen besser geworden? Zumindest in Galicien?

Ich schlafe ein und träume vom Teufel und seinen unrechten Netzen.
Mein Deutschschüler César kommt missgestimmt und aufgeregt in den Unterricht:

„Wir haben gerade ein großes Problem!"
„So, was ist denn los?"
„Gestern hat man in Majazz-Stadt ein paar Mitarbeiter von mir entführt!"
„So? Wie hat sich das denn zugetragen?"
„Sie sind mit einem Kleinbus zu einer Firma gefahren, in der unsere PKWs gepanzert werden."

„Ach, ich wusste gar nicht, dass es unsere Autos auch als Panzerwagen gibt."

„Die schwächste gepanzerte Ausführung bauen wir hier im Werk selbst. Aber für die stärkeren Panzerungen brauchen wir einen Spezialisten in der Hauptstadt."

„Sag mal César, wer kauft denn so etwas überhaupt?"

„Wir exportieren in viele Länder, insbesondere in Lateinamerika. Aber auch in arabische Staaten und nach Osteuropa. Sogar von der spanischen Regierung haben wir eine Anfrage. Du weißt ja, das unruhige Baskenland. Aber auch hier in Majazzthekistan wächst der Markt beständig. Die Regierung selbst braucht sichere Fahrzeuge, auch andere Politiker und deren Familienmitglieder. Und natürlich Geschäftsleute jeglicher Couleur."

„Auch die, die der Regierung mit eher zweifelhaften Geschäften zu schaffen machen, interessieren sich sicherlich für diese Produkte?!"

„Na ja, du weißt ja, im Prinzip kann man gar nicht so genau kontrollieren, wer und aus welchem Grund gerade meint, so ein Auto fahren zu müssen. Ist ja auch nicht unsere Aufgabe, das zu checken. Dafür gäbe es ja die Regierung."

„Also zählen alle, die sich irgendwie bedroht fühlen und natürlich über das nötige Kleingeld verfügen, zu den Panzerwagenkunden, egal ob gut oder böse?"

„Wer oder was gut oder böse ist, entscheiden die Gerichte; und wer als schuldig verurteilt im Gefängnis sitzt, hat normalerweise keine Möglichkeit, ein gepanzertes Fahrzeug zu kaufen."

„Zurück zur Entführung. Dann sind deine Mitarbeiter auf dem Weg zur „Panzerfirma" von der Drogenmafia angehalten und überfallen worden, oder wie?"

„Nein, viel dümmer. Die Fahrer haben unsere Verhandlungsführer vor dem Werkstor abgesetzt und dann in der Nähe des Betriebs geparkt."

„In der Nähe des Betriebs? Draußen auf der Straße?
Gibt es keinen bewachten Firmenparkplatz?"

„Habe ich auch gefragt. Ich weiß auch nicht so recht, warum sie draußen geparkt haben. Und dann sind sie eingeschlafen. Bei offenem Fenster. Plötzlich wurden sie geweckt, indem man ihnen den Lauf einer Maschinenpistole an den Kopf stieß.
Dann mussten sie das dreiköpfige Kommando zusteigen lassen und sind stadtauswärts gefahren. Zu einer der größten Müllkippen der Hauptstadt. Dort ließen die Entführer sie aussteigen und sie mussten sich rennend vom Wagen entfernen. Natürlich hatte man ihnen vorher alles abgenommen: Geld, Kreditkarten, Laptops, Handys usw. Sogar ihre Schuhe und Lederjacken mussten sie ausziehen. Sie dachten schon, dass man ihnen wie in einem schlechten Hollywood-Film jetzt von hinten in den Rücken schießen würde und hatten panische Todesangst."

„Und dann? Was ist mit ihnen passiert?"

„Sie sind darauf, quasi barfuß und ausgezogen bis aufs letzte Hemd, zur nächst größeren Straße gelaufen und haben sich von einem Taxi zu der Firma zurückfahren lassen, dahin, wo die Panzerungen vorgenommen werden."

„Und dann?"

„Der Chef des Unternehmens, ein Bruder des Regierenden Bürgermeisters von Majazz-Stadt, hat uns sehr geholfen und alles geregelt und die Suche des gestohlenen Firmenbusses durch die Sicherheitskräfte der Hauptstadt veranlasst. In der Tat ist man schon fündig geworden. Der Wagen hat einen eingebauten Chip zur Satellitenortung und ist lediglich vier Kilometer von der Müllkippe entfernt sichergestellt worden. Nur das Ersatzrad fehlt."

„Mysteriös. Glaubst du wirklich, dass das ein „normaler" Überfall war und die Verbrecher nur ein paar Wertsachen und das Reserverad erbeuten wollten, oder steckt da mehr hinter?"

„Ich weiß auch nicht. Ist schon alles komisch gelaufen. Manchmal wollen die Mitarbeiter auch nur eine Entschädigung als Verbrechensopfer schinden."

„Und? Bekommen sie eine? Wo sind sie denn jetzt?"

„Na, wieder hier."

„Und, was wird nun aus ihnen? Werden sie nach ihren traumatischen Erlebnissen psychologisch betreut?"

„Ich habe ihnen für den Rest des Tages freigegeben."

„Ist das alles?"

„Im Moment ja. Morgen sehen wir weiter..."

Plötzlich sehe ich mich mitten in eine Studentendemonstration in der majazzthekischen Provinz versetzt. Während viele reiche Majabs und Jazztheken sich auch heute noch die Zeit auf Kreuzfahrtschiffen fernab ihrer Heimat vertreiben, rollt eine jugendliche Protestwelle gegen die zunehmende Gewalt und Korruption durchs Jazzthekenland: Als in *Narcotepec* 43 Studenten über die Stränge schlagen und nach einer Demonstrationen und Spendenaktion für ihre Ziele öffentliche Busse für die Rückfahrt zur Universität kapern, eröffnet die Polizei das Feuer und tötet mehrere Menschen. Anschließend nehmen die Sicherheitskräfte die überlebenden Studenten fest und übergeben sie den „Vereinigten Drogenkriegern", die in Narcotepec das tonangebende Kartell stellen. Der flüchtige Bürgermeister der Stadt soll Presseberichten zufolge zusammen mit seiner Frau bei reichen Freunden im vermeintlich sicheren Carroztlán untergetaucht sein. Genauso wie seine Polizei habe er enge Beziehungen zum Drogensyndikat unterhalten und wird jetzt für die in der Nähe von Narcotepec entdeckten Massengräber verantwortlich gemacht. Allerdings soll es sich, zumindest bei einem Teil der verstümmelten Leichen, garantiert nicht um die verschwundenen Studenten handeln. Die majazzthekische Zivilgesellschaft verlangt endlich Klarheit über das Schicksal der 43 Studenten und der anderen Ermordeten. Unterdessen kritisieren Menschenrechtsaktivisten die Ausrüstung der majazzthekischen Polizei mit teutonischen Maschinengewehren...

Was physische Gewalt angeht, sind die Spielregeln an den majazzthekischen Wagenburg-schulen und in anderen privaten Bildungseinrichtungen wirklich humaner als an manchen öffentlichen Universitäten. Schüler oder Studenten verschwinden bei uns nur, wenn sie

keine Lust mehr am Sprachen lernen haben oder ihren Unterricht nicht mehr bezahlen können. Aber dann meistens nach Hause, ins Kino oder ins Fitness-Studio. Soziale Proteste gibt es im elitären Bezahlschulbetrieb selten. Den „unabhängigen Bildungslieferanten" kann man ja nun wirklich nicht gestatten, auch noch ein Kartell gegen ihren Auftraggeber zu gründen. Wem es nicht gefällt, der kann ja gehen. Rebellionen kommen höchstens mal seitens der Schüler gegen die gerade unterrichtende Lehrkraft vor. Nicht nur deshalb verschwinden Lehrerinnen und Lehrer gelegentlich auf mysteriöse Art und Weise, sei es aus eigenem Willen oder weil die Schulleitung sie loswerden möchte.

„*Wisst ihr eigentlich, wo Mario abgeblieben ist? Ich habe ihn schon mindestens drei Wochen nicht mehr gesehen. Hat er Urlaub oder ist er krank?"*

„Wollte er nicht zu einer Uni wechseln oder zurück nach Teutonien? Er hat doch immer so über die Arbeitsbedingungen als Freelancer gemeckert! Vermisst ihr ihn etwa?"

„Psst. Eigentlich darf ich gar nicht darüber reden. Er ist gegangen worden. Aber die Direktion will auf keinen Fall, dass es so aussieht, als ob es nicht im gegenseitigen Einvernehmen gewesen wäre..."

Da es sich bei den Lehrern meistens um Honorarkräfte handelt, ist das „verschwinden lassen" im Privatschulbereich normalerweise rechtlich unproblematisch. Selbst wenn die Lehrkraft schon jahrzehntelang für die Institution gearbeitet haben sollte. Es gibt keinen offiziellen Abschied, keinen Rechtsanspruch auf irgendeine Abfindung, keinen gewerkschaftlichen Schutz (stattdessen konsequentes *„Divide et impera"* seitens der Schulleitungen) und üblicherweise auch keine Ankündigung im Lehrerkollegium über einen Abgang. Von heute auf morgen hat die Schule für den Kollegen einfach keine „Aufträge" mehr und die Person ist weg. Schließlich war die Lehrkraft formaljuristisch ja kein menschlicher Angestellter, sondern als „Ich-AG" ein selbstständiger, outgesourcter Zulieferer, für den man momentan leider keine Aufträge hat. Begründung? Unnötig. Transparenz: Null. Punkt.

Um sieben Uhr gibt es in der Casa Domingo Frühstück. Die meisten Pilger haben schon vorher ihre sieben Sachen gepackt; ich als notorischer Nachtmensch und Spätaufsteher packe meine siebenundsiebzig Sachen danach und laufe gegen acht als einer der letzten los. Lediglich einige extrem fußkranke Mitpilger verarzten noch ihre Blasen und sind unschlüssig, ob sie heute weiterlaufen, einen Tag pausieren oder gleich in den Bus nach Santiago steigen sollen. Um zehn Uhr erreiche ich *Melide* und treffe in einer Bar auf bekannte Gesichter. Ich setze mich zu den Mitpilgern auf die Restaurant-Terrasse und genehmige mir ein zweites Frühstück. Immerhin habe ich schon die ersten acht Tageskilometer geschafft. Es ist für galicische Verhältnisse ungewöhnlich warm. Der Wirt erklärt uns, dass wir uns hier genau im geografischen Zentrum Galiciens befänden. Melide liegt auf gut 450 Höhenmetern. Nun geht es erst mal wieder steil bergab, an zahlreichen

Hórreos, den landestypischen Getreidespeichern auf Stelzen vorbei, bis ich über *Santa Marta* die Ortschaften *Boente* und *Castañeda* erreiche. Die Waldwege führen über Bäche und kleine, malerische Brücken, bis ich nach insgesamt zwölf Kilometern endlich *Ribadiso* erreiche. Der Kilometerstein der *Diputación* von *A Coruña* zeigt noch 39,5 Kilometer bis Santiago an. Ich kehre in eine typische galicische *Pulpería* ein und bestelle mir wieder *Pulpo á Feira*, eines meiner Lieblingsgerichte.

Im Fernsehen der Dorfbar läuft ein Thriller über Virusattentate in allen wichtigen westlichen Hauptstädten zwischen Washington und Berlin. Ein selbst ernannter „Pharmapräsident" erpresst die Regierungen, will sie zum Abdanken zwingen und so die Weltherrschaft übernehmen. Es sind schon alle Kräfte und Finessen des neu-rot-erischen Militärs und seiner Geheimdienste vonnöten, um die Netze dieses Pharmateufels zu zerreißen. Dann die Nachrichten aus Afghanistan. Die Leute dort wollen einfach nicht kapieren, das es der Westen nur gut mit ihnen meint. Wieder sind bei einem Anschlag der Taliban sieben NATO-Soldaten und ein Vielfaches an Zivilisten gestorben. Ein Vergeltungsschlag der westlichen Alliierten soll einen verantwortlichen Drahtzieher des Attentats und eine unbestimmte Anzahl von „Gotteskriegern" ausgeschaltet haben. Leider habe es auch einige unvermeidliche Kollateralschäden gegeben. Es sei nicht auszuschließen, dass bei dem Luftwaffenangriff auch eine begrenzte Anzahl von Zivilisten umgekommen sei. Die Sportnachrichten: Brasilien hat beim Konföderationen-Pokal mit 3:0 gegen Italien gewonnen.

Es ist ein heißer Nachmittag. Ich bin heute schon 20 Kilometer gelaufen und der volle Magen und der Wein verstärken noch meine Müdigkeit, trotz eines doppelten Espressos nach dem Essen. Ich bezahle und lege mich auf eine Parkbank in der Nähe der Bar und schließe eine Weile meine Augen. Ich träume von islamischen Gotteskriegern auf dem Jakobsweg. Sie agieren mit biologischen Waffen und setzen einen Anti-Schweine-Virus frei. Alle Borstentiere am Wegesrand krepieren und es bricht eine Hungersnot unter den Pilgern aus, weil es kein Schnitzel mehr als Pilgermenü gibt. Nach Bombendrohungen werden die Kathedralen von Burgos und Santiago evakuiert und Cyber-Dschihadisten steuern von einer geheimen Luftwaffenbasis im fernen Waziristan aus erbeutete neu-rot-erische Drohnen mit schmutzigen Miniatombomben in die Gotteshäuser der Ungläubigen. Gleichzeitig zerfressen mysteriöse, aus Asien eingeschleppte Läuse sämtliche Weinpflanzungen in Westeuropa. Es gibt keinen Alkohol mehr! Alle Touristen und Pilger, sofern sie noch nicht an der Schweinegrippe gestorben sind, verlassen fluchtartig Spanien.

Es bricht eine furchtbare Finanz- und Immobilienkrise aus und die Aktienmärkte brechen zusammen. Die internationalen Ratingagenturen werten Spanien zu „Hispani*stan*" ab. Iran besiegt beim Konföderationen-Cup Italien mit 7:1. Die von der FIFA anerkannte Ratingagentur „Footy's" degradiert das Land und führt es fortan unter „Itali*stan*" in ihren Statistiken. Auch Teutonien wird zu „Teutoni*stan*" herabgewürdigt, weil die „Bunte

Kanzlerin“ – seit dem letzten Koalitionspoker zwischen Schwarz, Rot, Blau, Gelb und Grün wird sie so genannt – die neu-rot-erische Strafexpedition nach Waziristan nicht mit zusätzlichen Soldaten unterstützen will. Der barboarische Gesandte in der Bunten Hauptstadt protestiert vergebens, kann aber immerhin durchsetzen, dass die Bunte Regierung ersatzweise Mittel bewilligt, die es der majazzthekischen Regierung erlauben, 5000 schon im heimischen Drogenkrieg erprobte Elitesoldaten outzusourcen. Diese werden dann über einen Mittelsmann – einen Schwager des majazzthekischen Verteidigungsministers bzw. über seine hastig neu gegründete Sicherheitsfirma „Majazzagua Negra“ – an den nördlichen Nachbarn ausgeliehen und sollen bald in Waziristan die alliierten Spezialeinsatzkräfte unterstützen. Dafür stellt die Ratingagentur „Wardy’s“ der Regierung in Majazz-Stadt in Aussicht, das Land zu „Majazzthek*ien*“ aufzuwerten. Dann, wenn die Schweinegrippe und der internationale Terrorismus endgültig besiegt sein werden. Die Agentur „Healthy’s“ ihrerseits fordert lautstark von der Bunten Regierung, dass diese auch die Aufwendungen für die medizinische Versorgung der 5000 Elitesoldaten übernimmt, insbesondere die Impfkosten gegen drohende Epidemien...

24 – FREUDENBERG

Plötzlich höre ich ein fürchterliches Geschrei und Explosionen. Ich wache auf und kneife mich in den Arm. Nein, es ist nicht Krieg. Jedenfalls nicht hier in Ribadiso. Die Fußballfans schreien nur, weil ein Tor gefallen ist. Und sie lassen einige Böller knallen. Nach meinem Mittagsschläfchen ist es schon Spätnachmittag und eigentlich sollte ich mir ein Refugio suchen und erst morgen weiterlaufen. Aber ich liebe ja den Spätnachmittag und das besinnliche Ambiente auf dem Camino zu dieser Tageszeit; die Pilgermassen haben sich längst in die Herbergen zurückgezogen und ich habe den Weg fast für mich allein. Und ich kann beim Laufen meine seltsamen mittäglichen Träume verarbeiten oder zumindest verdrängen. Nach nur zweieinhalb Kilometern erreiche ich *Arzúa.* Ich lese in einer Wegbeschreibung:

> *„Für laufstarke Jakobspilger auf dem Camino Francés hat das Städtchen als letzter Etappenort vor Santiago de Compostela große Bedeutung, weil sich die verbleibenden 39 Kilometer an einem Tag bewältigen lassen.“*

Ich fühle mich an diesem Nachmittag ausgeruht, fit und stark und beschließe, die verbleibenden 39 km innerhalb der nächsten 24 Stunden zurückzulegen. Es herrscht Bilderbuchwetter in Galicien, was auch nicht selbstverständlich ist. Wer weiß, ob es morgen oder übermorgen nicht schon wieder regnet. Ich werde in keiner Herberge mehr zum Schlafen einkehren, die Wetterlage ausnutzen und die Nacht durchwandern. Außerdem ist fast Vollmond und die nächtliche „Beleuchtung“ somit gesichert. In einer Dorfkneipe in der Nähe von *Ferreiro* esse ich zu Abend. Im Fernsehen läuft natürlich Fußball. Wieder

Konföderationen-Pokal. Ich warte das Ende der Übertragung nicht ab und gehe lieber bald weiter. Teilweise wandere ich am Rande der Nationalstraße entlang (hier leuchtet der Mond heller), abschnittsweise aber auch mit Stirnlampe auf dem Kopf durch den nahe gelegenen Wald, durch den der markierte Pilgerweg führt. Kurz nach dem erneuten Eintritt in ein Wäldchen erkenne ich im gespenstischen Halbdunkel der Stirnlampe einen Gedenkstein mit Kreuz, die irische Trikolore und eine Inschrift:

„Erinnert euch in euren Gebeten an Myra Brennan (52 Jahre) aus Irland, die friedvoll im Schlafe gestorben ist, in Santiago de Compostela, nachdem sie gerade ihren zweiten Camino vollendet hatte. Together all the way. Thank God. Bridget.“

Um zwei Uhr morgens finde ich im Weiler *Santa Irene* eine noch offene Dorfkneipe. Ich habe etwas Hunger. Natürlich gibt es um diese Nachtzeit nicht mehr viel zu essen. Ich sehe in der Vitrine noch ein Stück Käsekuchen. Ich bestelle es und dazu ein kühles Bier. Gegen drei Uhr macht die Bar dicht und ich mache mich wieder auf den Weg. Draußen ist es jetzt merklich frischer und es geht wieder aufwärts. Die Anstrengung des leichten Aufstiegs hält mich warm. Gegen sechs Uhr taucht plötzlich der Flughafen von Santiago aus der Morgendämmerung und dem frühmorgendlichen Nebel auf. Es dauert aber noch eine ganze Weile, bis ich denn Airport erreicht bzw. hinter mir gelassen habe. Inzwischen ist es richtig hell geworden und der Nebel löst sich langsam auf. In *Lavacolla* betrete ich die erste schon offene Bar, um mich zu wärmen und um zu frühstücken. Als Erstes bestelle ich einen heißen Milchkaffee und dann ein Bocadillo mit Jamón Ibérico und Käse. Ich ziehe meine Wanderschuhe aus und lüfte meine schmerzenden Füße. Bei diesem Gewaltmarsch haben sich noch mal neue Blasen gebildet. Eine knappe Stunde später ziehe ich weiter. Nach fünf Kilometern erreiche ich *Monte do Gozo*, den „Freudenberg“. Ich bin ziemlich kaputt und habe Fußweh. Ein wahres Freudengefühl will sich bei mir in diesem Moment nicht einstellen. Ich möchte mich unbedingt hinsetzen und leiste mir in einer Bar ein zweites Frühstück.

Im ***Liber Sancti Jacobi*** wird *Monte do Gozo* als *Mons Gaudii* und als Ort großer emotionaler Ergriffenheit unter den Pilgern geschildert. Wer hier als erster einer Pilgergruppe ankam, wurde von seinen Begleitern zum „Pilgerkönig“ ernannt, ein Umstand, der vermutlich auch Spuren in den Familiennamen mancher Deutscher hinterlassen hat (z.B. in den Formen *Küng, Künig* oder eben *König*). Der italienische Priester *Domenico Laffi* beschreibt die Ankunft am Mons Gaudii in seinem Pilgertagebuch von 1673 folgendermaßen:

„Als wir die Höhe eines Bergzuges mit Namen „Berg der Freude“ erreichten und das so herbeigeflehte Santiago offen vor uns liegen sahen, fielen wir auf die Knie, und die Freudentränen schossen uns aus den Augen. Wir begannen das „Te Deum“ zu singen, aber kaum brachten wir zwei oder drei Verse hervor, denn allzu sehr unterbrachen Tränen und Seufzer unseren Gesang und ließen das Herz erzittern.“

Von hier aus sind die Pilger laut zeitgenössischen Quellen ohne Kopfbedeckung und barfuß gegangen; reiche Wallfahrer führten seinerzeit ihre Pferde am Zügel den Freudenberg hinab. Heutzutage laufen nur noch wenige Pilger die letzten fünf Kilometer traditionsbewusst ohne Schuhe. Und die Sing(un)lust der modernen Wallfahrer steht sicherlich im extremen Gegensatz zu den diesbezüglichen Berichten über die Pilger alter Zeiten. Der ehemals großartige Ausblick auf die Kathedrale ist auch nicht mehr das, was er mal war. Die städtische Bebauung und der Wald behindern die Sicht auf das Stadtzentrum und den Dom. Der Ort *Monte do Gozo* selbst ist heute im Wesentlichen ein recht unromantisches, riesiges Hotel- und Herbergsareal, das mehr als 3.000 Betten zur Verfügung stellt. Obwohl mich meine Wanderschuhe und die Blasen drücken, verzichte auch ich darauf, die letzten fünf Kilometer barfuß zu gehen. Schon am Vormittag wird es heute heiß und die Sonne brennt auf der Haut. Barhäuptig ist für mich also auch nicht angesagt. Ich fühle mich recht entkräftet und habe keine Lust, mir auf den letzten Kilometern auch noch einen Sonnenstich einzufangen. Der Weg vom „Freudenberg“ ins Stadtzentrum ist auch so schon eine Qual für mich. Es ist komisch, in freier Natur kann ich Schmerzen beim Wandern viel leichter wegstecken. Im Großstadtdschungel empfinde ich sie bald als Tortur.

25 – ENDLICH IN SANTIAGO DE COMPOSTELA !

Am 22. Juni gegen 11 Uhr erreiche ich das Zentrum von Santiago de Compostela und suche mir als Erstes eine Unterkunft, in der ich mehrere Tage ausspannen kann. Ich beziehe in der Pension *San Roque* ein Zimmer für 20 Euro pro Nacht. Es ist einfach, aber gemütlich. Das große Bad befindet sich allerdings auf dem Flur und muss mit anderen Etagengästen geteilt werden. Ich dusche mich sofort und gebe meine durchgeschwitzte Kleidung an der Rezeption zum Waschen ab. Dann falle ich ins Bett und schlafe bis halb vier. Gegen vier Uhr raffe ich mich auf und gehe zur Kathedrale, dem schon mehr als ein Jahrtausend alten Ziel unzähliger Jakobspilger. Ich nutze das günstige Nachmittagslicht und mache viele Fotos von außen; innen belasse ich es bei einem Kurzbesuch und nehme mir die ausführliche Besichtigung des Doms für den nächsten Tag vor, wenn ich voll ausgeschlafen und hoffentlich wieder bei allen körperlichen und geistigen Kräften bin.

Außerdem schreckt mich die lange Schlange von Pilgern und Touristen ab, die zu dieser fortgeschrittenen Uhrzeit noch den Apostel umarmen wollen. Der nächste Weg führt mich ins Pilgerbüro, wo ich natürlich meine Compostela (das „Pilgerzertifikat“) mit dem heutigen Ankunftsdatum abholen will. Danach schaue ich mir im Museum gegenüber der Kathedrale eine interessante 3D-Show über Galicien an. Abends esse ich in der Pensionsbar, wo ich drei österreichische Pilger treffe, die über den vergleichsweise wenig frequentierten Küstenweg vom Baskenland aus nach Santiago gelangt sind und von dieser

noch „unberührten“ Camino-Variante schwärmen. Um halb elf liege ich im Bett und schlafe wie ein Stein. Traumlos und glücklich, dass ich es geschafft habe.

Es war gut, dass ich am Vortag in der Stadt so viel fotografiert habe. Das Wetter scheint umzuschlagen; der Vormittag ist kühl und es ist bewölkt. Ich bleibe nach dem Frühstück lange im Speisesaal der Pension sitzen und mache Reise- bzw. Camino- Abschlussnotizen. Am Mittag um zwölf bin ich pünktlich zur täglichen Pilgermesse in der Kathedrale, nicht nur wegen des darauf folgenden Segens, sondern auch, weil ich hoffe, auf dem Camino „verlorene“ Mitpilger eventuell wiederzutreffen. Leute, die ich erwartet hatte, sehe ich nicht. Dafür andere, mit denen ich nicht unbedingt gerechnet hatte. Nun reihe ich mich in die Schlange von Personen ein, die hinter dem Hauptaltar die Stufen zur großen Sitzfigur des Heiligen Jakobus aufsteigen, um ihm die Ehre zu erweisen und ihn zu umarmen oder auch zu küssen. Oder nur, um mal schnell zu versuchen, aus dieser Position ein paar Blog-fähige Fotos zu schießen. Letzteres passiert genau vor meiner Nase. Offenbar eine Mutter im Alter von 40 bis 50 Jahren und ihre ca. 20-jährige Tochter scheinen sich mehr Sorgen um ihre aktuellen Facebook-Posts als um die Ehre Santiagos zu machen. Sie zücken ihre Kameras und Handys und beginnen wild um sich zu knipsen. Bei dem wackeligen Überraschungsangriff und unkontrollierten Fotoschüssen aus der Hüfte in den Rücken und hinter dem Rücken des Heiligen und dazu noch den diffusen Lichtverhältnissen kann ich mir nicht vorstellen, dass aus den Aufnahmen viel geworden ist.

Der Geistliche jedenfalls, der von einem Stuhl aus die Menschenmassen hinter dem Heiligen beaufsichtigen soll, springt von diesem auf und weist die uneinsichtigen Frauen scharf zurecht, die danach immer noch nicht mit dem Fotografieren aufhören. Bei so viel Ignoranz der Damen entgleiten ihm auch ein paar Verwünschungen auf Spanisch, die ich hier lieber nicht näher kommentieren möchte. Überhaupt empfinde ich die Stimmung in der Kathedrale in diesem Moment als alles andere als andächtig. Reisebusse spucken immer mehr Touristen aus, die eben mal ganz schnell auch noch die Kathedrale abhaken müssen und insbesondere zum Hauptaltar des Heiligen hasten. Dabei wird gedrängelt, unter Absperrungen hergekrochen, und das alles von erwachsenen Leuten, die meistens schon im fortgeschrittenen Alter sind.

Anschließend besuche ich die Krypta, die direkt unter dem Altar liegt. Hier befindet sich der Sarkophag mit den Reliquien des Heiligen Jakobus und seiner Jünger *Athanasius* und *Theodorus*, die den Leichnam Jakobs auf dem Seeweg nach Compostela gebracht haben sollen. Wie schon hinter dem Hauptaltar (und an vielen anderen Orten innerhalb der Kathedrale) gibt es in der Krypta reichlich Möglichkeit, eine Spende unterzubringen: Ein Schlitz in der Kniebank vor dem silbernen Schrein, davor und dahinter weitere Spenden-boxen. Und dazu noch ein Priester in weinroter Muschelrobe, der dezent, aber bestimmt in Richtung der Spendenkästen blickt. In diesem Moment muss ich ganz unwillkürlich an den Luther- Film mit *Joseph Fiennes* denken.

Als Luther die Heilige Stadt Rom besucht, ist er von der Skrupellosigkeit des Klerus entsetzt, mit der dieser den (meist armen) Gläubigen das Geld aus der Tasche zieht. U.a. wird den Pilgern versprochen: *„Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem* (Fege-) *Feuer springt.“* Martin Luther war nicht nur von seiner Rom-Wallfahrt bitter enttäuscht *(„Rom ist ein Zirkus“)*, sondern riet auch drastisch zum Verzicht auf eine Santiago- Reise:

„Lauf nicht dahin, denn man weiß nicht, ob Sankt Jakob oder ein toter Hund da liegt.”

Und Erasmus von Rotterdam sagt einem heimkehrenden Pilger knallhart und fast höhnisch ins Gesicht: *„Ich bin der Meinung, es wäre deiner Familie keinen Deut schlechter gegangen, wenn du den Jakobus ungegrüßt gelassen hättest.“*

Bei all den begründeten Zweifeln an der Authentizität der Reliquien auf dem Camino und in der Jakobsstadt, bei aller berechtigten Kritik an der Katholischen Kirche und derer Handlungsweise in den letzten zwei Jahrtausenden – was treibt jährlich mehrere Hunderttausend Menschen (und natürlich auch mich selbst) dazu, anfangs des scheinbar aufgeklärten 21. Jahrhunderts viele Strapazen auf sich zu nehmen und nach Santiago zu laufen? Vielleicht verhält es sich so, wie *Andreas Drouve* in seinem Vorwort zum „*Geheimnis und Mythos Jakobsweg“* schreibt:

„Spaniens Jakobsweg öffnet sich als Schatztruhe *mysteriöser Geschichten und Legenden, die Pilger seit frühester Zeit fasziniert und nach Santiago de Compostela begleitet haben. [...] Legenden erlauben keine Fragen. Sie sind einfach wahr. Sie dürfen alles. Sie stimmen zu allen Zeiten und in allen Versionen. [...] Ob all die Geschichten und Legenden historisch hieb- und stichfest sind, bleibt ebenso irrelevant wie die Suche nach Logik und wissenschaftlich fundiertem Unterbau. [...] Religiöse Faszination und rauschende Unternehmungslust im Mittelalter erscheinen in neuem Licht. Glaube paart sich mit Aberglaube. Spirituelle Dimensionen verzahnen sich mit historischer Realität. [...]*

Camino de Santiago – eine magische Achse. Legenden und Geschichten bringen die stummen Monumente an Europas bedeutendstem Pilgerweg zum Sprechen.“

Ich nehme an einer Führung auf die Dächer der Kathedrale teil und spende dafür gern den Pilgertarif in Höhe von zehn Euro, der vor allem Instandhaltungsarbeiten finanzieren soll. Von hier aus bieten sich neue Perspektiven auf das Gotteshaus und die Stadt. Und zudem soll schon Aimeric Picaud gesagt haben, wer melancholisch ankommt und in die Höhe steigt, werde fröhlich. Plötzlich ertönt Musik. Aber keine triumphierenden Choräle aus dem Innern der Kirche, sondern eine profane E-Gitarre von der Straße. Ich lehne mich über die Brüstung des Daches und erkenne eine Gestalt in rabenschwarzem Vogelgewand, die Gitarre spielt: *Begin the Beguine.* Ist es Zufall, dass „Birdman“ in genau diesem Moment diese Melodie spielt und mich damit in die widersprüchlichsten Gefühle verstrickt?

Das Wortspiel der fast gleich geschriebenen und ausgesprochenen Wörter *begin* und *Beguine* bezieht sich auf einen der Rumba verwandten karibischen Tanz, der vermutlich im 19. Jahrhundert auf den zu Frankreich gehörenden Antilleninseln entstand. Von dort aus erreichte er schließlich Paris, wo der nordamerikanische Pianist, Liedtexter und Komponist *Cole Porter* ihn kennenlernte und später seine berühmte Melodie komponierte. Im zugehörigen Liedertext kann sich der Sänger nicht entschließen, ob der Beguine nun beginnen soll oder nicht. Der Text hinterfragt, ob die romantischen, aber auch wehmütigen Erinnerungen an Tropennächte, in denen sich sogar die Palmen zum Takt des Tanzes wogen, wirklich willkommen sind. Erst kurz vor Ende des Songs kommt der Sänger zum Ergebnis: *„Oh yes, let them begin the Beguine, make them play."* Im Cole Porter- Film *De-Lovely* von 2004 wechselt das Tongeschlecht, wie in manchen anderen Interpretationen auch, nach Moll, während das Original – seinem sentimentalen Inhalt zum Trotz – in Dur geschrieben ist. 1981 veröffentlichte *Julio Iglesias* mit großem Erfolg in Europa und später auch in Lateinamerika seine Fassung unter dem spanischen Titel *Volver a Empezar*, was man mit *„Zurück zum Anfang", „noch mal von vorne anfangen"* oder vielleicht auch mit *„Fangen wir noch mal von vorne an!"* übersetzen könnte.

Ich verlasse die Kathedrale durchs südliche Seitenportal, vor dem eine rumänische Bettlerin sitzt, die um ihren Hals ein Schild hängen hat, das erklärt, dass sie eine alleinstehende, mittellose Mutter sei. Also spende ich ihr einen Euro. Ich steige die Stufen zum seitlichen Vorplatz hinab und wende mich Birdman zu, der gerade *What a Wonderful World* zum Besten gibt. Auch ihm spende ich. Ich werfe zwei Euro in seinen Gitarrenkasten. Und damit endet auch schon die wundervolle Welt. Offensichtlich hat ihm der Song jetzt schon mehr eingebracht als erhofft. Er legt die Gitarre beiseite und zieht stattdessen sein Handy aus der Hosentasche und beginnt zu telefonieren. Einen Moment lang befreit er sogar seinen Kopf von der schwarzen Vogelkapuze mit verzogenem, gelbem Schnabel und weist mich auf seine CDs hin, die er für 10 Euro verkauft. Hätte er die „Wundervolle Welt" – wenn natürlich auch nur musikalisch – für mich vollendet, vielleicht wäre ich in meiner wehmütigen Grundstimmung ja schwach geworden und hätte ihm auch noch eine CD abgekauft...

Kurz darauf treffe ich Willem aus Rotterdam vor der Kathedrale wieder. Wir gehen zusammen essen: Diesmal keine typischen *„Mariscos"*, sondern Lammbraten. Er bestätigt mir noch mal seine Pläne, nach der baldigen Rückkehr aus Spanien nicht in den alten Job zurückzukehren, sondern seine eigene Firma aufbauen zu wollen, die mutige Existenzgründer berät und ihnen profitable Geschäftsideen verkauft. „Volver a Empezar". Jetzt muss ich erst mal lange nach Teutonien und nach Majazzthekistan telefonieren, um von der Vollendung meines ersten physischen Camino a Santiago zu erzählen. Gleichzeitig spüre ich, dass das Phänomen Jakobsweg als solches für mich noch lange nicht abgeschlossen ist.

Es wird schon dunkel und ich höre plötzlich Dudelsäcke aufspielen. Ja, die Livemusik spielt heute weiterhin außerhalb der Kirche. Eine Predigt aus dem 12. Jahrhundert hingegen schildert die damaligen Nachtwachen in der Kathedrale als nicht so unmusikalisch:

„Mit übermäßiger Freude bewundert man die Pilgerscharen, die beim ehrwürdigen Altar des Heiligen Jakobus Nachtwache halten: Die Deutschen weilen auf der einen Seite, die Franken auf der anderen, die Italer schließlich auf der Dritten; sie stehen in Gruppen und halten brennende Kerzen in den Händen, so dass die ganze Kirche wie durch die Sonne an einem hellen Tag erstrahlt. Nur mit seinen Landsleuten vollzieht jeder die Nachtwache.

Manche spielen Leier, Lyra [...]; manche singen – von verschiedenen Musikinstrumenten begleitet – während der Nachtwache; manche bedauern ihre Sünden, lesen Psalmen oder geben den Blinden Almosen.“

Hin und wieder scheint es im Überschwang der Emotionen allerdings auch zu Handgreiflichkeiten zwischen Pilgern und Volksgruppen gekommen sein, so dass der Erzbischof seine Soldaten zur Schlichtung schicken musste. Kein Wunder bei der heterogenen Zusammensetzung der Pilgerscharen – sowohl was ihre nationale als auch soziale Herkunft schon damals betraf:

„Dorthin (in die Kathedrale) *begeben sich Arme, Reiche, Räuber, Reiter, Fußgänger, Fürsten, Blinde, Gelähmte, Wohlhabende, Adlige, Herren, Vornehme, Bischöfe, Äbte, manche barfuß, manche mittellos, andere zur Buße mit Ketten gefesselt...“*

26 – JOHANNISNACHT UND -TAG

Die heutige Nacht gehört nicht so sehr den Peregrinos und Touristen, sondern den „Gallegos“ selbst. Viele Pilger verpassen sie sicherlich schon deshalb, weil sie sich sogar zum Abschluss ihres Caminos in Santiago brav in ein Refugio eingemietet haben, das um Punkt zehn oder spätestens um elf seine Pforten schließt. Es ist *Johannisnacht,* d.h. der Vorabend des Geburtstags *Johannes des Täufers* am 24. Juni. Tag und Nacht stehen in enger Verbindung zur am 21. Juni stattfindenden Sommersonnenwende und den damit verbundenen Feiern, die schon in vorchristlicher Zeit ihren Ursprung haben. Auch in Galicien wird den Festlichkeiten, die seit der Christianisierung mit dem Geburtstag des Täufers zusammengelegt wurden, eine Jahrtausende alte Tradition bescheinigt. Die von nun an abnehmende Sonne sollte noch einmal gestärkt werden, wozu im Johannesevangelium die passende religiöse Interpretation im Hinblick auf den kommenden Christus ausgedrückt wird: *„Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“*, soll der Täufer gesagt haben.

So wie der Taufe wurden auch schon den paganen Sonnenwendfeuern eine reinigende, das „Böse“ auslöschende Kraft zugesprochen. Dämonen und Hexen sollten vertrieben werden. Heute brennt es in der Johannisnacht in ganz Galicien. In jedem Stadtteil und in jeder Kirchengemeinde werden Freudenfeuer entzündet. Ich erlebe den Höhepunkt der Feiern um Mitternacht vor der Philosophischen Fakultät der Universität von Santiago. Folkgruppen mit Dudelsäcken und Akkordeon spielen bis in den Morgen hinein keltische Musik; dazu springen mutige Galicier über die lodernden Scheiterhaufen. Vor der Fakultät gibt es reichlich Ess- und Trinkstände, wo von den Studenten Sardinen und andere Leckereien gegrillt, gebraten oder gekocht werden. Die Sardinen werden zur Feier der Sonnenwende gratis verteilt. Natürlich fehlt es in dieser Nacht auch weder an „Cachelos“, den landestypischen Pellkartoffeln, noch an Bier oder „Queimada“. Aus manchen Kneipen hört man karibische Töne und die Leute tanzen überall, sei es zur einheimischen Folklore oder zu lateinamerikanischer Musik. Ich feier ausgelassen mit und lasse mich gern zu Sardinen, Bier und Queimada einladen. Ich trinke viel und durcheinander. Zu viel. Gegen drei liege ich im Bett und träume. Durcheinander und wirr.

Ich bin an einen Marterpfahl gefesselt und Hexen und Teufel tanzen um mich herum. In den Pranken führen sie glühende Eisen und und nähern sich mir damit, um mich zu brandmarken. Obwohl es Nacht ist, ist es taghell, denn überall lodern Scheiterhaufen. Pilgern, die vergebens um Gnade flehen, werden die Füße verbrannt, nur weil sie nicht das Hexeneinmaleins beherrschen oder sich weigern, es aufzusagen. *„Zeigt uns, wo ihr eure Kreuze, Reliquien und Jakobsmuscheln versteckt habt, sonst verbrennen wir euch ganz!“* – schreit eine Hexe. *„Und werft eure Pilgerdiplome ins Feuer; löscht eure Pilgerblogs im Netz!“*

Plötzlich fährt ein feuerrotes New-Bowl-Cabriolet sieben mal um mich herum und ein Teufelchen mit krummen, orange blinkenden Hörnern und einem langen, peitschenartigen Schwanz springt heraus. Auch dieser Satan hält ein Brandeisen in seiner Pfote, auf dem ich die Buchstaben W und B zu erkennen glaube. Er stößt mit das Eisen ins Gesäß. Ich schreie fürchterlich. Nun nähert sich mir eine Hexe und drückt mir ein anderes glühendes Metallstück auf den Oberarm. Ich brülle abermals und schaue entsetzt auf diesen. Mir wurde wie einem Stück Vieh oder einem Sklaven eine Kennzahl eingebrannt: Ich glaube zu lesen: 41DÜ24062009MM02. Mir wird dämonisch übel. Auch in der Hölle wird offensichtlich jede arme Seele eisern und mit Methode erfasst. Ich wache und schrecke auf. Mein rechter Arm war eingeschlafen und meine Füße brennen fürchterlich. Die Tanzerei bis in den frühen Morgen hat meinen ohnehin schon blasengeschädigten Pilgerfüßen nicht gut getan. In meinen Shorts, die ich in der Nacht anhatte, klafft ein Loch. Und auf meiner linken Hinterbacke habe ich eine Brandblase. Wahrscheinlich bin ich im fröhlichen Partygedränge den Holzkohlengrills zu nahe gekommen. Außerdem habe ich höllische Kopfschmerzen. Ich versuche wieder einzuschlafen und zähle Sardinen, Cabrios und Schäfchen...

...bis ein riesiges WB-Logo auf einem Fabrikgebäude bei sintflutartigem Regen und Donnerknall umknickt und mir genau auf den Kopf fällt. Ein Blitz zuckt durch meine brummende Birne. Ich bin verkohlt und trage meinen geborstenen Schädel unter meinem eigenen Arm. Mein Totenkopf schreit nach einem Handy, um einen Leichenwagen zu bestellen. Da kommt ein Betriebskrankenwagen mit Blaulicht angerast, ein Sanitäter springt raus und schreit mich an:

„Halt! Nicht sterben! Nicht hier! Du weißt genau, abkratzen auf dem Betriebsgelände ist streng verboten, weil viel zu teuer. Ob Herzinfarkt oder in ´ne Presse geraten, dein Tod kann erst draußen festgestellt werden. Weißt du denn nicht, dass dein Abtanzen hier drinnen die Firma versicherungstechnisch ein Vermögen kosten würde?“

„Ist doch scheißegal, er war doch Honorarkraft“, brüllt mein Totenkopf zurück.

Ein in ein Leichentuch gehülltes Gespenst flüstert meinem Schädel mit brüchiger Stimme die widersprüchlichsten Interpretationsmöglichkeiten der Firmeninitialen zu:

Welt-Best. Wert-Beständig. *Weltgewandt-Bekannt.* Wiss-Begierig. *Weit-Blick.* Widerstands-Bewusst. *Wacholder-Beere.* Wut-Bürger. *Wunder-Bar.* Wort-Brüchig. *Weizen-Bier.* Wie-Bescheuert. *Wasch-Bär.* Weltmarke mit Biss. *Wenig Benzinverbrauch.* Weltoffen & Bildungsfreundlich. *Widerlich & Brutal.* Weinbrand & Besoffen. *Wertvoll & Besonders.* Willig & Billig.

Kurz danach schlafe ich ruhig weiter. Gegen zehn Uhr wache ich endgültig auf. Ich höre das Gewitter und das prasselnde Geräusch jetzt bei vollem Bewusstsein. Ich schaue aus dem Fenster. Richtig. Der Himmel ist grau und es regnet tatsächlich in Strömen. Der Wetterumschwung ist in der Tat brutal. Ich erinnere mich daran, dass ich noch zu Familienbesuchen in Teutonien erwartet werde, bevor ich später von dort nach Majazzthekistan zurückfliegen möchte. Das Flugticket von der alten in die schöne Neue Welt habe ich bereits; allerdings muss ich meine Reise von Galicien nach Teutonien noch regeln. Das einzige was klar scheint ist, dass ich die zweieinhalb Tausend Kilometer garantiert nicht zu Fuß gehen werde. Ich möchte heute schon nicht mehr laufen und leihe mir trotz des schlechten Wetters ein Fahrrad, um mich innerhalb von Santiago nicht per pedes fortbewegen zu müssen. Ich checke Flugverbindungen im Internet und fahre mit dem Rad zum Bahnhof und Busbahnhof, um Reisemöglichkeiten und Preise zu vergleichen. Kurzfristig finde ich keine günstigen Flüge und der Zug ist auch nicht besonders billig. Also bleibt noch der Bus als Alternative. Am Busbahnhof treffe ich zahlreiche Radpilger, die auch nicht mehr mit eigener Muskelkraft bzw. auf ihrem Drahtesel die Rückreise antreten werden, sondern sich lieber fahren lassen wollen. Da die Busgesellschaft ALSA zu fairen Preisen auch den Rücktransport von Fahrrädern nicht nur innerhalb Spaniens, sondern auch ins europäische Ausland anbietet, herrscht am Busbahnhof rege Nachfrage. Ich habe Glück und kann trotzdem noch eine Fahrkarte für den nächsten Tag ergattern.

Am Nachmittag führe ich meine Stadtbesichtigung und die Museumsbesuche fort und setze mich danach in eine Bar, um zu schreiben und zu lesen. Um 21 Uhr besuche ich mit Willem die Königliche Philharmonie Galiciens, die die *Rheinische Sinfonie* Robert Schumanns zum besten gibt. Das Werk entstand 1850 kurz nach dem Umzug des Musikerehepaares Clara und Robert Schumann von Dresden nach Düsseldorf und spiegelt die euphorische Stimmung wider, in der sich der Komponist anfangs dieser neuen Lebensphase im Rheinland befand. Besonders die ersten Sätze der Sinfonie geben diesen Enthusiasmus wieder; der feierliche 4. Satz erinnert an einen Festgottesdienst in einer prunkvollen Kathedrale und könnte genauso für die von Santiago wie für den Kölner Dom komponiert worden sein.

Allerdings sollte Schumanns Ernüchterung über die rheinische Mentalität nicht lange auf sich warten lassen, die vielleicht recht locker und fröhlich sein mag, von Schumann aber oft als zu unverbindlich empfunden wurde. Bereits 1854 verstärkten sich seine manisch-depressiven Tendenzen sprunghaft und machten ihm ein normales Leben unmöglich. Er klagte über „Gehöraffektionen". Zunächst tobten nur einzelne Töne, dann vollständige Akkorde und später ganze musikalische Stücke in seinem Kopf und raubten ihm den Schlaf. Am Rosenmontag jenes Jahres stieg er schließlich über das Geländer der damaligen Oberkasseler Pontonbrücke, warf seinen Ehering ins Wasser und stürzte sich daraufhin in den Rhein. Schiffer zogen den Lebensmüden an Bord, der dann in Endenich bei Bonn in eine Heilanstalt eingewiesen wurde. Zwei Jahre später sollte er dort sein Leben beschließen, nachdem er tagelang die Essensaufnahme verweigert hatte.

Wir lassen uns durch diese Erinnerungen an die letzten Tage Schumanns nicht den Appetit verderben und schließen uns nach dem Konzert den drei Österreichern an, die auch in meiner Pension nächtigen. Sie schwärmen weiter vom fast noch jungfräulichen und von den Pilgermassen verschonten Camino an der grünen Nordküste Spaniens und schmieden schon neue Pläne: Einer möchte im nächsten Jahr gerne die Vía de la Plata gehen, einer von seiner Heimatstadt Innsbruck aus nach Rom radeln und der dritte will unbedingt nach Jerusalem – oder vielleicht doch „nur" die letzten Etappen des *Camino Portugués* von Porto oder Coimbra aus wandern? Schließlich kann man sich nicht jedes Jahr so viele Wochen lang von der Arbeit loseisen.

27 – ABSCHIED

Meinen letzten Abend in Compostela verbringe ich also in netter Gesellschaft, noch einmal bei Pulpo, galicischem Wein und einer Tarta de Santiago als Nachtisch. Ich träume in der Nacht von meiner bevorstehenden Rückreise nach Teutonien, genauer gesagt ins *Bunte Land „Not-Reinfallustan"* und später nach Majazzthekistan. Mir gehen Telefonate

mit meiner Schwester durch den Kopf, in denen sie mir von den Absurditäten des Beamtendaseins und der Sparpolitik der Landesregierung erzählt. Es gibt immer weniger Planstellen und immer mehr Hilfskräfte, die – wenn sie endlich eingearbeitet und voll leistungsfähig sind – wieder entlassen werden, nicht weil sie ihre Arbeit schlecht machten oder nicht gebraucht würden, nein, nur damit sie keine berechtigten Ansprüche erwerben können. Stattdessen wird immer weiter mit vermeintlich günstigeren Aushilfskräften gewurstelt, die auf dem Papier zwar billig sind, in der Kürze ihres Wirkens jedoch kaum was Produktives leisten können.

Aber der Landes-Controller ist's zufrieden, weil seine Statistik nur die Ausgaben für eine Vollkraft mit denen für eine Aushilfskraft vergleicht, nicht aber was Hilfskräfte tatsächlich leisten. Im Nachbardorf meiner Heimatstadt Becklinghausen hat neulich der Ableger eines Pharmakonzerns seine Filiale geschlossen. Nach einer technischen Insolvenz wurden alle Angestellten entlassen, und schon zwei Wochen später wurde dort unter neuem Firmennamen die Fertigung wieder aufgenommen. Genauer gesagt: Die Produktion von neuartigen Grippeimpfstoffen, altbekannten Erkältungsarzneien und mehr oder weniger anerkannten Nahrungsergänzungsmitteln in Tabletten- oder Kapselform. Mit „neu" eingestelltem Personal, von dem ein Großteil aus den zuvor entlassenen Mitarbeitern rekrutiert wurde. Ca. 60 Prozent der alten Belegschaft „dürfen" also weitermachen und sich glücklich schätzen, statt Arbeitslosengeld oder Hartz IV immerhin noch 60 Prozent ihres vorherigen Verdienstes beziehen zu können. Für produktives Schaffen in der frisch outgesourcten Fertigungsabteilung...

Plötzlich sehe ich meinen majazzthekischen Nachbarn Charlie wieder vor mir stehen, wie er mich so fragt:

„Jakob, was meinst du? Wie lange werden wir noch brauchen, bis Majazzthekistan endlich den Lebensstandard von Teutonien erreicht hat?"

Ich antworte ihm: *„Die Frage ist leider völlig falsch gestellt. Ich frage mich gegenwärtig, wie lange es noch dauern wird, bis die teutonischen Politiker es endlich geschafft haben, dass wir auch in ganz Europa majazzthekische Verhältnisse haben."*

Na ja, vielleicht habe ich ein bisschen übertrieben. Majazzthekistan gilt als ein Land, dessen Geschicke de facto von 100 reichen Familien gelenkt wird. So sieht es jedenfalls die majazzthekische Linke. Motorenschläuche zu verwalten oder Schrauben und Halterungen für irgendwelche Aggregate bestellen zu dürfen, wird in der majazzthekischen Wagenburg-Filiale durchaus als Privileg verstanden. Für dessen Erwerb ist eine hochwohlgeborene Herkunft nicht abträglich. In der Wagenburg-Zentrale Vierhartziens hilft „Vitamin B" sicherlich auch, um einflussreiche Positionen bekleiden zu können oder auch nur, um im Produktionsbereich eingestellt zu werden.

Aber zu den 100 einflussreichsten Familien ganz Teutoniens muss man dann doch nicht gehören, um ein paar Schrauben verwalten zu dürfen.

***„Mein Vater ist der Bürgermeister** von Ackerpulk, mein Schwager der Ex-Direktor des Anthropologischen Museums von Majazz-Stadt, meine Tante verwaltet die Filiale des wichtigen Elektronik-Zulieferers Höllar.“*

„Ich wollte es ja gar nicht sagen, Jakob, denn er war ja nicht besonders beliebt. Aber wenn du mich so direkt fragst: Tatsächlich konnte ich gestern nicht zum Unterricht kommen, weil der Ex-Präsident begraben wurde. Aber ich bin nicht sein Enkel, wie du gefrotzelt hast, sondern nur der Großneffe seines Vetters.“

„Meine Familie kontrolliert die gesamte Wirtschaft der Sierra Occidental und pflegt exzellente Beziehungen zum Ex-Gouverneur von Tichuanistan – du weißt, dort, wo auf einer lang gezogenen Halbinsel die attraktivsten Buchten zur Walbeobachtung liegen. Also, wenn der nicht aufgrund einer böswilligen Anklage wegen Drogenhandels und angeblichen illegalen Waffenimports aus dem nahe gelegenen Neu-Rot-Erika unter Hausarrest stünde, dann wäre ich dort sicherlich Tourismus-Ministerin geworden. Ich würde dann viel reisen und brauchte hier nicht mehr unter meiner inkompetenten Chefin die Werbegeschenke für die Reifenlieferanten und andere Firmenvertreter zu ordern.“

Anfangs hielt ich solche Bemerkungen meiner Schüler für plumpe Prahlerei. Aber nach einigen Jahren im Wagenburg-Werk ist mir klar geworden, dass viele Kommentare, die ich beim ersten Hören als pure Angeberei abgetan hatte, in der Tat stimmen. Das Verwaltungsgebäude der majazzthekischen WB-Niederlassung ist tatsächlich eine wichtige Versorgungsanstalt für die (oftmals nicht ganz so bedeutenden) Angehörigen der Oberschicht bzw. der hundert Familien, die die Geschicke des Landes lenken. Auch wenn diese Leute nicht immer produktiv im wirtschaftlichen Sinne sind – der so gepflegte Kontakt zu den führenden Familien des Landes garantiert der Wagenburg Steuervorteile und rasche Genehmigungsverfahren auf staatlicher Ebene. Das Gehalt für diese Angestellten beträgt nur einen Bruchteil dessen, was die WB andernfalls als Sozialabgaben etc. aufwenden müsste. Und diese Mitarbeiter und deren Angehörige stellen natürlich auch einen großen Anteil der Schüler unserer Sprachzentren. Ohne sie sähe die Nachfrage nach Deutschunterricht sicherlich bescheidener aus.

Mein Wecker klingelt um Punkt sieben. Ich kneife mir in den Unterarm. Nein, ich bin noch nicht wieder im Verwaltungsgebäude der Wagenburg, sondern in meinem Zimmer in der Pension San Roque. Mindestens 60 meiner 69 Sachen habe ich schon am Vorabend zusammen gepackt. Ein wichtiges Utensilienpaar habe ich ausgemustert: Meine Wanderschuhe, die mich vor dem Jakobsweg u.a. schon durchs Himalaja getragen haben, werde ich nicht mehr zurück nach Teutonien schleppen. Sie sind jetzt wirklich verschlissen

und haben an meinen Füßen spürbare Wunden hinterlassen. Ich trenne mich ganz unsentimental von ihnen und lasse sie einfach im Fremdenzimmer stehen. Danach gehe ich in den Speisesaal, um zu frühstücken. Ich esse ein Bocadillo mit Schinken und Käse und eine Tortilla. Dazu trinke ich einen „Café con Leche“. Ich schaue aus dem Fenster. Das Wetter sieht traurig aus: Grau in grau, und es regnet. So fällt mir der Abschied von Santiago leicht. Eigentlich wollte ich zum Busbahnhof laufen. Aber da ich letztendlich sowieso zurück *fahre,* ist es konsequent, dass ich mir bei diesen Witterungsverhältnissen ein Taxi von der Pension zum Busbahnhof leiste.

28 – FRÖHLICHE BUSFAHRT

Der Busbahnhof ist voll von Pilgern und Touristen**,** die den Antritt ihrer Rückreise herbeisehnen. Gegen elf besteige ich meinen Bus nach Teutonien. Es überrascht mich, dass ich drinnen nur auf wenige Landsleute treffe. Die meisten Reisenden sind Franzosen und Spanier. Irgendwo auf der kastilischen Meseta werde ich umsteigen müssen. Dann sollen die Passagiere entsprechend ihres Zielortes neu verteilt werden, ich meinerseits auf den Bus nach *Dusselmunt* im Herzen von *Not-Reinfallustan.* Der erste Bus fährt zunächst nach Norden, um Fernreisenden aus ganz Galicien die Möglichkeit zum Zusteigen anzubieten. *A Coruña,* dann *Ferrol.* Dort schließlich steigt noch ein Landsmann ein, der aussieht, als ob er erst kurz zuvor mit einem Schiff der spanischen Armada oder des neu-rot-erischen Geheimdienstes aus Afrika zurückgekommen sei. Abgerissene Kleidung, wuscheliges Haar, ungepflegter Bart und eine klaffende Wunde direkt neben dem linken Auge. Die Reisenden gucken dezent zur Seite oder senken ihren Blick, als er sich auf einem der wenigen noch freien Sitze niederlässt. Direkt hinter mir.

„Auh, tut das weh! *Hat denn keiner ein Schmerzmittel für mich? Nicht mal ein Aspirin?“*
Betretenes Schweigen. Der Reisende holt einen Flachmann aus seinem verstaubten Daypack und genehmigt sich einen Schluck.

„Verdammte Kacke, das war nicht so, wie sie mir vorher erzählt haben. Abenteuerurlaub und dabei viel Geld verdienen – ha – ... Beschissen haben sie mich, jawohl, voll gelinkt.
‚Ihr braucht sie nur ein bisschen einzuschüchtern, das ist alles‘, *haben sie gesagt.*
‚Wenn sie euch mit euren MGs sehen, laufen sie schon von alleine davon.
Die haben ja gar keine richtige militärische Ausbildung.‘ *Denkste...“*

Er genehmigt sich noch mal einen langen, tiefen Schluck und verfällt in ein depressives, halblautes Gestöhn und Gejammer:
„Ich will nicht mehr auf Kinder schießen, nein, das wollte ich doch nie ...
Auuh, tut das weh! Hat denn niemand ein Schmerzmittel für mich?“

Die müden Pilger und sonstigen Reisenden im Bus versuchen den Mann zu ignorieren. Der Busfahrer hingegen – ungeachtet seiner etwas fehlerhaften Grammatik, an der man dann doch den Ausländer erkennt – spricht sehr gut Deutsch. Mit einem spürbaren schwäbischen Akzent blafft er den Zugestiegenen an:

„Jetzt sei mal endlich still und langweil die Leute nicht mit deinen Geschichten. Du bist ja total betrunken!“

„‘Du kriegst 250 Euro pro Stunde für ein bisschen Abenteuerurlaub in Afrika. Das bezahlen andere stündlich für ihre Elefantenjagd in Botswana. 250 Penunzen. Geld verdienen ist bei unserer Firma wirklich ein Kinderspiel‘ – *haben sie mir versprochen. Dass ich dabei auf Kindersoldaten schießen muss, hat mir vorher niemand gesagt. Verfluchte Scheiße, auuh, tut das weh! Hat denn keiner ein Aspirin für mich?“*

Der Busfahrer verliert so langsam seine Geduld:

„Nun halt mal schön deine Schnauze! Das wollen die Leute hier doch gar nicht wissen. Wenn du jetzt nicht endlich dein Maul hältst, hole ich an der nächsten Raststätte die Polizei, setz dich ab, und du kannst zu Fuß weiter pilgern.“

„250 Euronen die Stunde! Soll ich denn etwa hartzen gehen oder für ein bis zwei Flocken Straßen kehren oder auf der Müllkippe baggern? Bin doch nicht bescheuert! 250 Affen – Kill or Die!“

Der Mann genehmigt sich einen weiteren Zug aus seiner Flasche, stöhnt und jammert noch eine Weile und schläft dann endlich ein und schnarcht nur mäßig.

Der Bus durchquert jetzt ganz Galicien von Norden bis Süden, kreuzt dabei mehrmals die Jakobswege und hält dann schließlich am Nachmittag gegen vier Uhr in *Verín,* einem kleinen, grünen Ort unweit der portugiesischen Nordgrenze, zum Essen. In einem *kleinen* Ort? Aber nein, ich hätte fast vergessen zu kommentieren, dass das knapp 15.000 Einwohner zählende Städtchen innerhalb Galiciens als *„Gran Villa“* gilt und namhafte Mineral- und Heilquellen beherbergt, die u.a. auch offizielle Sponsoren der spanischen Fußball-Nationalmannschaft sind. Die klimatischen Bedingungen im fruchtbaren Tal begünstigen darüber hinaus auch die Qualität des heimischen Weines.

Der Busfahrer, der wohl aus diesem Städtchen kommt, parkt genau vor dem Restaurant, in dem er uns gerne essen sehen möchte und gibt uns dafür fast zwei Stunden Zeit. Natürlich ist keiner verpflichtet, sich dort den Bauch vollzuschlagen. Also mache ich es auch nicht. Erstens habe ich nicht viel Hunger, zweitens ist es mir da zu voll und ungemütlich und drittens will ich mir bei dem jetzt strahlendem Sonnenschein lieber etwas die Beine vertreten. Unterwegs treffe ich unseren Afrika-Legionär, der verzweifelt eine offene Apotheke sucht, um sich endlich ein paar Schmerztabletten zu besorgen. Dann kehre ich doch noch auf ein Bocadillo und ein Bier in eine kleine, ruhige Bar ein. Auf dem Rückweg zum Bus läuft mir wieder unser Söldner – zumindest habe ich mir so immer schwer traumatisierte Soldaten oder Legionärsveteranen vorgestellt – über den Weg.

Er schleppt eine mit Alkoholvorrat gefüllte Plastiktüte durch die Gegend. Bald darauf sitzen wir wieder im Bus.

Nach ein paar Kilometern ist es unserem Legionär auf der Fahrt einfach zu ruhig.

„Verflucht noch mal, gibt es hier denn kein Kino oder zumindest Musi? He, Chauffeur, leg doch mal ´nen Film ein! Was soll denn das, ich hab´ schließlich fast 200 Affen abgedrückt und es gibt nicht mal Mucke? Sogar im hinterletzten Winkel der Sahara laufen in den Bussen Filme, und an Musik fehlt es nie! Was soll denn die Kacke hier? Hab' doch schließlich bezahlt. Aber nicht für eine Beerdigung!"

„Jetzt halt endlich deine Fresse," kontert der Busfahrer, *„wenn du hier weiter rum krakeelst, dann schmeiß ich dich an der nächsten Tanke raus. Das Maß ist so langsam voll!"*

„Spiel dich doch nicht so auf. Ich will jetzt endlich was geboten kriegen für mein Geld! Wir haben hier Recht auf Kino. Oder mach zumindest Mucke im Bus!"

„Du Idiot bist ja vollkommen besoffen – halt endlich deine Klappe, wenn du nicht zu Fuß weitergehen willst!"

Die Fahrgäste ignorieren weiterhin den verbalen Schlagabtausch zwischen Busfahrer und Legionär. Entweder sind sie peinlich berührt oder einfach nur zu müde, um sich da einzumischen oder um zu versuchen, eine Eskalation zu vermeiden, die – wer weiß – durchaus in körperlicher Gewalt münden könnte. Ich bin auch ziemlich ratlos und habe das Gefühl, schlecht zu träumen oder irgendwie im falschen Film zu sitzen. Jedenfalls ist's spannender und abstruser als ein mittelmäßiger Hollywood-Thriller. Ich bete im Stillen nur, dass der Söldner nicht ausrastet, handgreiflich wird oder sogar ein Messer gegen den Busfahrer zieht. Aber dann scheinen die Bierdosen aus Verín endlich ihre Wirkung zu entfalten, und der Legionär schläft ein, bevor es zur offenen Randale kommt. Irgendwo auf der Meseta zwischen Palencia und Burgos hält der Bus auf einer riesigen Raststättenanlage, wo sich zahlreiche Fahrtrouten der Firma ALSA kreuzen und die Passagiere entsprechend ihrer Fahrtziele neu auf die Busse verteilt werden. Ich werde nach der Rast in einem anderen Fahrzeug weiterfahren. Ob der Legionär wie geplant in die Schweiz weiterreisen darf oder ob der Busfahrer wirklich die Polizei einschaltet, bekomme ich nicht mehr mit.

Nach fast zwei Stunden Pause kann ich endlich umsteigen und der „neue" Bus, der wohl aus Portugal kommt, fährt weiter. Jakobspilger scheint es hier drin nicht mehr zu geben, dafür aber umso mehr „Peregrini" im ursprünglichen, vorchristlichen Sinne des Wortes, also Migranten, die irgendwo in fernen Ländern dem Bürgerkrieg, einer Diktatur, der allgemeinen wirtschaftlichen Misere oder auch nur dem persönlichen Missgeschick entfliehen wollen. Es wird schon dunkel und bald nicke ich ein. Ich träume von den Migranten in Majazzthekistan. Eigentlich bin ich ja selbst einer: Als inzwischen *Inmigrado*, also ganz offiziell immigrierter „Güero" mit allen legalen Papieren und was sonst noch

dazu gehört, kann ich mich als Einwanderer erster Klasse fühlen. Mir gehen allerdings die anderen, die mit der „Bestie“, einem berüchtigten Güterzug, von Mittelamerika aus durch ganz Majazzthekistan fahren, durch den Kopf. Sie haben keine Papiere und riskieren als blinde Passagiere ihr Leben. Sie wollen unentdeckt das ganze Land von Süden nach Norden durchqueren, um danach weiter auf illegalem Wege die nördliche Grenze ins vermeintliche Paradies Neu-Rot-Erika zu überwinden. Viele werden aber schon lange vorher von den majazzthekischen Einwanderungsbehörden aufgegriffen und dann bestenfalls in ihre Herkunftsländer abgeschoben. Schlimmstenfalls werden sie von den Migrationsbeamten selbst als Handlanger bzw. faktische Sklaven an die Drogenmafias verkauft oder kommen anderweitig unter die Räder. Manchmal wörtlich, nämlich unter die Räder der „Bestie“, wenn sie sich bei voller Fahrt nicht mehr auf den Trittbrettern und Wagenkupplungen zwischen den Waggons halten können.

Kurz vor der französischen Grenze im Baskenland hält der Bus wieder und ich wache auf. Es ist fast genau Mitternacht. Der Busfahrer fährt zu einer firmeneigenen Tankstelle mit Waschanlage und lässt den Bus checken, abspritzen und auftanken. Bald darauf hält er an einem Hotel, wo Leute aus- und zusteigen. Die Herkunft der Fahrgäste und deren Hautfarben sind jetzt noch bunter gemischt als zuvor; die afrikanische Präsenz ist bei dem Passagierwechsel eindeutig gestärkt worden. Ich schlafe wieder ein und träume davon, selbst als Busfahrer Leute durch die Gegend zu chauffieren. Wenn auch nur in einem Kleinbus zwischen Teutonien und Polonien. Im Auftrag der Wagenburg begleite ich eine Gruppe majazzthekischer Praktikanten in die Alte Welt. Sie sollen Produktionsabläufe in den europäischen Filialen des Automobilkonzerns kennen lernen.

Ich frage Juan Pablo Aznar, was denn genau meine Aufgaben als Begleitperson seien.

„Woher soll ich das denn wissen? Wir leihen dich doch nur betriebsintern an die Verwaltung des neuen majazzthekischen Motorenwerks in Niederthekistan aus. Die werden schon wissen, was du genau mit den Praktikanten machen sollst.“

„Aber ich habe schon fünf E-Mails geschrieben, und keiner antwortet. Sie verweisen darauf, dass ich dein Mitarbeiter bin.“

„Weißt du, du bist selbstständiger Lieferant und musst dich mit ihnen kurzschließen, was deine konkreten Aufgaben betrifft. Ich kann dir da nicht viel zu sagen.“

„Aber ihr von der Sprachschule schickt mich doch und bezahlt mich auch. Dann müsst ihr doch auch wissen, was ich da eigentlich soll und wer für was verantwortlich ist?!“

„Ich glaube, du wirst da übersetzen müssen, die Zimmervergabe und eventuelle Probleme in den Hotels managen, die Jungs von der Unterkunft in den Betrieb fahren, für Wochenendausflüge verantwortlich sein, sie gegebenenfalls zum Arzt begleiten usw.“

„Sind die Praktikanten eigentlich über die Wagenburg versichert? Bin ich dann als Chauffeur und Begleitperson auch selbst versichert, wenn was passieren sollte, z.B. ein Betriebs- oder Autounfall, oder auch nur bei einer Grippe oder ähnlichem?“

„Mensch, du fragst mir vielleicht Löcher in den Bauch? Woher soll ich das denn wissen? Wie gesagt, ich habe damit eigentlich gar nichts zu tun. Wir leihen dich nur betriebsintern aus. Du weißt außerdem genau, dass du als Honorarkraft für Versicherungen grundsätzlich selbst verantwortlich bist. Wir als Sprachenschule können und wollen schließlich nicht für jeden und alles auch noch Verantwortung übernehmen.“

„Übernimmt denn irgendeine Wagenburgabteilung zumindest die Verantwortung für die Praktikanten und schließt für sie Versicherungen ab?“

„Ich vermute mal, dass die neue Verwaltung in Niederthekistan das machen wird. Sollte vielleicht so sein. Aber wie gesagt, ich weiß es nicht und bin nicht dafür zuständig.“

Jetzt wird es Christa Oberwasser aber langsam zu bunt und sie springt Juan Pablo zur Unterstützung bei:

„Jakob, was sollen denn deine kleingeistigen Fragen? Haben wir dich hier nicht immer großzügig behandelt? Kommt Zeit, kommt Rat. Wenn wirklich etwas wie ein Unfall passieren sollte, wird sich schon irgendwie eine Lösung finden lassen. Du wirst doch sooo gut bezahlt, da wirst du im Zweifelsfall nun mal etwas improvisieren müssen und alle werden dich dann sicherlich nach Kräften unterstützen. Als moderner Dienstleister kannst du es dir heutzutage nicht mehr leisten, bei deinem Serviceangebot knickerig zu sein. Das gilt auch für dich als Begleitperson. Sieh mal, so eine Chance: Acht Personen nach Europa begleiten zu dürfen. Und das alles in einem Mietbulli auf Firmenkosten. Dafür solltest du dankbar sein und nicht ständig kritteln und die Bedingungen in Frage stellen. So eine Chance kommt nicht so schnell wieder...“

Ich wache auf, als der Bus irgendwo im Großraum Paris zur Frühstücksrast anhält. Autobahnschilder mit den Hinweisen auf den Flughafen *Charles de Gaulle* und *Disneyland* verraten den ungefähren Standort. In der Raststätte sehe ich das unvermeidliche gaullistische Frühstücksfernsehen und darin die teutonische Regierungschefin – in einem knallig-bunten Kostüm – zusammen mit dem gallischen Präsidenten bei einem Wahlkampf-auftritt auf der Großbaustelle des neuen Flughafens ihrer Hauptstadt *Berlistan.* Ja, in Teutonien wird bald ein neuer „*Bunter Tag“* gewählt; und es wird gerätselt, ob das neue Parlament in seiner Zusammensetzung noch bunter wird, was die vertretenen Parteien und die Herkunft der Abgeordneten angeht. Zurück im Bus, nicke ich bald wieder ein und träume von der kommenden *Bunter-Tag-Wahl.* Von Majazzthekistan aus beantrage ich per E-Mail die Briefwahlunterlagen und bitte das Bürgerbüro meiner Heimatstadt Becklinghausen darum, mir diese über den Postsack der Wagenburg von Teutonien aus direkt an die majazzthekische Wagenburgfiliale zu schicken. Seit zehn Jahren haben die

teutonischen Wagenburg-Mitarbeiter die Möglichkeit, sich wichtige geschäftliche und persönliche Briefe über einen gesonderten Postsack aus Teutonien direkt im majazzthekischen Wagenburgwerk zustellen zu lassen. Was auch sinnvoll ist, denn die mjazzthekische Staatspost ist langsam und leider recht unzuverlässig.

Drei Wochen später bekomme ich eine Mail von der Stadt Becklinghausen, dass die Briefwahlunterlagen zurückgegangen seien, da der Adressat leider nicht zu ermitteln gewesen sei. Ich frage noch mal nach, ob die Wahlunterlagen bereits im teutonischen Mutterhaus hängen geblieben sind oder tatsächlich aus Majazzthekistan nach Teutonien zurückgeschickt wurden. Die Beamtin der Stadt Becklinghausen mailt mir zurück, dass auf dem zurückgegangenen amtlichen Schreiben der Vermerk *„Adressat unbekannt – Wagenburgwerk Majazzthekistan“* steht. Anfangs empfinde ich das als ein unglückliches Missgeschick. Weitere zwei Wochen später erhalte ich dann seitens der Wagenburg-Verwaltung die Auskunft, dass schon seit einigen Wochen nur noch leitende Angestellte ab Dienstgrad 30 den Postsack nutzen dürfen; man könne es sich einfach nicht mehr leisten, dass Hinz und Kunz die Verwaltungskosten durch ihre Privatpost in die Höhe treiben.

Schließlich sei man ja ein modernes und gewinnorientiertes Unternehmen, dass die Lohnnebenkosten weiter reduzieren müsse. Ich bin nach dieser Auskunft einfach sprachlos. Als ob im Internetzeitalter die wenigen Papierbriefe, die sich das „Personal Extranjero“ noch gelegentlich schicken lässt, die Gewinnmarge des Konzerns ernsthaft schmälern würden. Ich frage mich, ob diese neue Regel wirklich zufällig gerade im Vorfeld der teutonischen Wahlen in Kraft gesetzt wird. Ich kann immer noch nicht fassen, dass die majazzthekische Wagenburgfiliale rigoros Briefe, die aufgrund ihrer Umschläge eindeutig als amtliche Schreiben bzw. Wahlunterlagen erkennbar sind, nach Teutonien zurückschickt. Mit der internen Begründung, dass das „Grading“ des Mitarbeiters nicht hoch genug sei, um ihm das Schreiben zuzustellen. Und mit der Falschaussage nach außen, dass man die Person, der man zuvor über Jahre hinweg jeden noch so nichtigen Privatbrief kulant zugestellt hatte, plötzlich nicht mehr kenne. Welch ein sensibles und geschmackvolles Vorgehen im Vorfeld der Wahlen des Bunten Tages! Der Traum versetzt mich abrupt 80 Jahre zurück in die Vergangenheit und ich sehe den Großen Hartzog mit einem Kugelwagen durch die johlende Menge fahren, die ihm alles Heil der Welt wünscht. Die „Old Bowl“ bringt den Hartzog zu einer Tribüne, von der aus er gegen die „November-verbrecher“ und den parlamentarischen Unsinn wettern wird:

„Wer hat uns verraten? Wahlkrampf und Demokraten!“

Die nette Beamtin der Stadt Becklinghausen schickt mir schließlich in einem zweiten Versuch meine Briefwahlunterlagen an meine Privatadresse in Majazzthekistan. Die Wahlzettel werden sogar ankommen. Drei Wochen nach den Wahlen. So muss Teutonien leider ohne mich die alte und neue Bunte Kanzlerin bestätigen.

Spanien hat schon gewählt: 36 Millionen Wahlberechtigte waren zur Stimmabgabe aufgerufen, gewählt wurden 350 Abgeordnete und 208 Senatoren. Wer ist der Mann, den die Spanier zum Regierungschef gewählt haben? Mir gehen einige noch nicht so alte Zeitungsartikel durch den Kopf, keineswegs von linkslastigen Zeitungen veröffentlicht:

***„Mariano Rajoy** stammt aus der Pilgerstadt Santiago de Compostela. Der frühere Jesuitenschüler hat Jura studiert, ist Vater zweier Kinder, liebt Zigarren, Radfahren und den Fußballklub Real Madrid. Seine politischen Sporen verdiente er sich in jungen Jahren bei der* "Partei der Volksallianz" *– gegründet von Sympathisanten des spanischen Diktators Franco. 1996 wurde er zum ersten Mal Minister (für Öffentliche Verwaltung), drei Jahre später Kultur- und Erziehungsminister im ersten Kabinett des rechtskonservativen Regierungschefs José María Aznar. Im Jahr 2000 wurde er Vize-Ministerpräsident, von 2001 bis 2002 war er zusätzlich Innenminister, 2004 dann Parteivorsitzender der Konservativen..."*

„Mariano Rajoy kann aufatmen: Im heimatlichen Galicien baute seine konservative Volkspartei (PP) ihre absolute Mehrheit im Regionalparlament aus. Im Baskenland und Katalonien sieht er sich allerdings mit gestärkten linken Unabhängigkeitsbewegungen konfrontiert..."

Der Bus überquert die französisch-belgische Grenze. Während ich mich meiner teutonischen Heimat unaufhörlich nähere, wird mir noch mal bewusst, dass es Outsourcing im Bildungs- und Kulturbereich natürlich nicht nur in Drittweltländern gibt, sondern auch ganz massiv in der sogenannten Ersten Welt. Mir geht im Halbschlaf ein Artikel aus einem Internetforum über die Arbeitsbedingungen für Freelancer im Bereich *Deutsch als Fremdsprache* beim renommierten *Göther-Dämmerungs-Institut* durch den Kopf, das die Kultur und Sprache Teutoniens im In- und Ausland mit staatlicher Unterstützung repräsentiert und fördert:

***„Liebe Leser,** heute schreibe ich diese Zeilen in der Gewissheit, mich aus dieser Branche verabschiedet zu haben. Momentan halte ich das leider für die beste Entscheidung seit langer Zeit. Ich war mehrere Jahre für das Göther-Dämmerungs-Institut in Göthinghausen als Honorarlehrer tätig. Ich habe die Arbeit eigentlich gerne gemacht, nur bin ich wahrscheinlich nicht der Einzige, dem sie durch die abenteuerlichen Arbeitsbedingungen komplett verleidet wurde. So gibt es auch bei unserem Kulturinstitut zahlreiche Kollegen, die nicht ohne Hartz IV auskommen können und ständig Probleme mit der Kranken- und Rentenversicherung haben, weil das Institut die Verantwortung für die Versicherung der Freelancer ablehnt und diese nicht wissen, wie sie selbst die Versicherungsbeiträge von den eher bescheidenen Honoraren bestreiten sollen. Das ist bedauerlicherweise so das Übliche in der Branche, eine Seriosität auf dem Niveau von Drückerkolonnen auch an unserem angesehenen halbstaatlichen Kulturinstitut, bei dem man solche Zustände eigentlich nicht erwarten sollte..."*

29 – PASSKONTROLLE

Wir nähern uns unaufhörlich der not-reinfallischen Grenze, und – schwuppdiwupp – sind wir auch schon drüber. Schließlich gibt es im vereinten Europa keine Grenzkontrollen mehr. Die meisten Businsassen haben das große Ereignis des Einzugs in Teutonien weniger triumphal als schläfrig miterlebt. Wir überqueren die Grenze im extremen Westen der Teutonischen Bunten Republik. Genauer gesagt bei Karlskirchen, so benannt nach einem großen mittelalterlichen König, der schon vor 1200 Jahren einen guten Teil Europas seiner Herrschaft unterstellt hatte und dann später hier im Dom begraben wurde.

Das vierte Buch des *Liber Sancti Jacobi,* der sogenannte *Pseudo-Turpin,* verbreitet die Legende, dass der hier Begrabene auf seinem (letztendlich missglückten) Spanienfeldzug auf Geheiß des Apostels den Weg zum Jakobsgrab von den Mauren befreit habe. In Wahrheit konnte sich Karl in Nordspanien nicht entscheidend gegen die muslimischen Städte und Truppen durchsetzen. Auf dem Rückzug gab der fränkische König seinen Soldaten auch noch die Erlaubnis, das christliche und eigentlich verbündete Pamplona zu plündern, so zu sagen als Kompensation für die bei den Mauren nicht gemachte Beute. Ebenfalls ließ er die Stadtmauern der Stadt zerstören; doch die Basken rächten sich für das Vorgehen Karls fürchterlich. Im August 778 lauerten sie dem fränkischen Heer beim Rückzug über die Pyrenäen auf und fügten der Nachhut in der Schlacht von Roncesvalles erhebliche Verluste zu. Neben anderen fränkischen Adligen fiel auch Hruodland, der Befehlshaber der bretonischen Grenzmark. Sein Tod diente später als Stoff für das im 12. Jahrhundert aufgezeichnete und bis heute viel zitierte *Rolandslied.* Die *Reichsannalen* verschweigen die schändliche Niederlage Karls, wohingegen sie in der überarbeiteten Fassung der *Einhardsannalen* erwähnt wird.

Unser Bus fährt kurz hinter Karlskirchen von der Autobahn ab und nähert sich einem großen Industriegebiet. Plötzlich werden wir verfolgt. Sind es die Ritter des Santiago-ordens, die uns schützen wollen? Oder sind es die Mannen Karls des Großen, die die innereuropäischen Pilgerwege von Mauren und Mohren befreien wollen, zumindest innerhalb Teutoniens? *Nein.* Oder sollte man lieber sagen: *Ja, fast?!* Es sind sozusagen die modernen Ritter der Bunten Teutonischen Republik, die nicht mehr auf Pferden reiten, sondern blaulichtbestückte Autos steuern, einige in der Gestalt flotter Limousinen, andere Fahrzeuge sind Mannschaftstransporter mit vergitterten Fenstern. Mehrere Einsatzwagen der Bunten Polizei halten unseren Bus schließlich an. *„Passkontrolle!“* ruft einer der zugestiegenen Beamten den aufgeschreckten Passagieren zu. Einige der Fahrgäste suchen schnell ihre Papiere heraus, andere blicken eher ratlos und angsterfüllt drein, da sie nichts zum Vorzeigen dabeihaben.

Es ist nicht ganz geklärt, ob sich der Name der *Bunten Polizei* vom Landesnamen *Bunte Republik Teutonien* ableitet, die kulturell und bezüglich ihrer Bevölkerungsstruktur immer farbenfroher wird, oder von der sicherheitspolitischen Aufgabe der Polizisten, darauf zu achten, dass es in der Republik nicht *zu* bunt zugeht. Jedenfalls finden die hellhäutigen Beamten unter den farbigen Passagieren Mitreisende, die offensichtlich keine gültigen Papiere vorweisen können. Nachdem ich dem zugestiegenen Polizisten meinen nicht zu beanstandenden Personalausweis vorgezeigt habe, wendet sich dieser einem schwarzen Mitreisenden zu, der mit leeren Händen verzweifelt dreinschaut.

„Der hat ja schon mal gar nichts,“ verkündet der Polizist. *„Wo kommen Sie denn her?“* – Keine Antwort. *„Aus Afrika? – Angola? Gambia? Ghana? Nigeria? Tansania? Kamerun? Kongo? Uganda? Ruanda?”* Der Befragte schüttelt mit dem Kopf. Bei *„Senegal?“* scheint er nicht mehr zu widersprechen. Also bittet der Beamte den vermeintlichen Senegalesen, den Bus zwecks erkennungsdienstlicher Maßnahmen zu verlassen und mitzukommen.

„Schau mal hier! Was ist das denn für ein Ausweis?
Ist der aus Portugal? Ist der überhaupt gültig?“

– fragt eine Polizistin mit langen blonden Haaren ihren Kollegen. Dieser wendet sich von dem vermuteten Senegalesen ab und untersucht den Ausweis des anderen Schwarzen, der also vorgibt, Portugiese zu sein. Portugal hat in der Tat viele afrikanische Einwanderer aus seinen ehemaligen Kolonien, die teilweise eingebürgert sind und somit dann auch als ganz legale EU-Bürger auf Reisen zu betrachten wären. Aber da man sich über die Authentizität des Dokumentes nicht einig ist, bittet man auch diesen Reisenden, den Bus zwecks erkennungsdienstlicher Behandlung zu verlassen. Der Mann gestikuliert lebhaft und spricht vor sich hin, tatsächlich auf Portugiesisch, fügt sich aber bald den Anweisungen der Polizisten und verlässt das Fahrzeug. Ähnliche Szenen spielen sich noch mit vier oder fünf anderen dunkelhäutigen Mitreisenden ab, die dann aus dem Bus geführt werden. Nachdem ihr Gepäck aus dem Laderaum geholt wurde und auf Drogensuche abgerichtete Hunde dieses ergebnislos durchgeschnüffelt haben, werden die farbigen *out-of-towners* in einen vergitterten Mannschaftstransporter gesetzt. Sie sind dann mal “out“. Out of overland bus. Und bald sicher auch “Out of Coloured Republic“.

Ich sehe die Frustration in ihren Gesichtern, die traurigen, angsterfüllten Augen und ihre leeren Blicke. Es muss fürchterlich sein, vermeintlich schon hinter der Ziellinie, abgefangen und dann wahrscheinlich wer weiß wohin abgeschoben zu werden. Andere, nicht unter Verdacht stehende Reisende, unterhalten sich mit den Polizistinnen und Polizisten zwischen dem Bus und dem vergitterten Fahrzeug. Hinter dem Reisebus steht ein unbesetzter Wohnwagen, auf dem auf Deutsch und Polnisch Migrationshinweise angeschrieben sind. An Werktagen (heute ist Sonntag) werden hier wahrscheinlich von Mittelsmännern Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigungen für polnische Wanderarbeiter beantragt, bearbeitet oder ausgegeben.

„Ja, die Buslinien und deren Routen, *auf denen die illegalen Einwanderer besonders gerne kommen, sind uns natürlich bekannt. Das heute ist keine zufällige Aktion, sondern fast tägliche Routinearbeit,"* erklärt eine Beamtin den legal Reisenden. Eine Passagierin möchte wissen, ob es denn für den sonntäglichen Einsatz einen kräftigen Wochenend-zuschlag gebe. *„Schön wär's,"* entgegnet die Polizistin. Nach ca. anderthalb Stunden fährt der Bus – um sechs Mitreisende erleichtert – weiter. Um sechs Mitreisende? Zehn Minuten nach der Weiterfahrt des Busses geht plötzlich die Toilettentür auf, und der erste kontrollierte Afrikaner, der vermeintliche Senegalese, der *„ja schon mal gar nichts"* an Dokumenten vorzuweisen hatte, setzt sich triumphierend wieder auf seinen Platz. Verhaltener Applaus wird ihm dafür zuteil, vorwiegend von der Mehrheit der nicht teutonischen Mitreisenden. Dafür, dass es ihm gelungen ist, die unaufmerksamen Grenzschützer der mächtigen Bunten Republik zu narren.

Volle Kraft voraus geht es jetzt weiter, quer durch *Not-Reinfallustan* in Richtung *Dusselmunt* im Herzen des Bunten Landes. Mir fallen bald wieder die Augen zu. Aber ich träume schlecht. Von Bürgerkriegen in Afrika, von Kindersoldaten, Kettensägenmassakern und von Millionen Vertriebenen auf der Flucht. Z.B. von Msafiri aus Sierra Leone in Westafrika. Das Land durchlebt einen fürchterlichen Bürgerkrieg, in dem Stämme und Volksgruppen aus wirtschaftlichen und politischen Interessen gegeneinander aufgehetzt werden. Verschiedene politische Gruppierungen und internationale Firmen wollen die Diamantenminen des Landes ausbeuten und finanzieren mit den „Blutdiamanten" den Bürgerkrieg. Msafiris Dorf im Kono-Distrikt wird 1995 von Rebellentruppen überfallen, die vom liberianischen Kriegsherrn Charles Taylor gesteuert werden. Als Strafe für die Treue zur offiziellen Regierung und für die Teilnahme an den Präsidentschaftswahlen hacken die Aufständischen vielen Dorfbewohnern die Hände oder gleich ganze Arme und Beine ab. Msafiri muss mit ansehen, wie seine Eltern massakriert und seine Geschwister verstümmelt werden. Er selbst soll einer seiner Schwestern mit der Pistole den „Gnadenschuss" versetzen und wird als achtjähriges Kind von den Rebellen rekrutiert.

Nach zwei Jahren als Kindersoldat gelingt es ihm, in den Busch zu entfliehen. Er schlägt sich mit zwei Leidensgenossen durch Steppe und Urwald bis ins Hochland von Guinea durch; später finden sie irgendwo an der Küste für einen Hungerlohn Arbeit in einer Fischfabrik. Allerdings gibt es Jahr für Jahr weniger Meerestiere zu verarbeiten. Vor der afrikanischen Westküste fischen hoch technisierte europäische und ostasiatische Flotten, deren Heimathäfen z.B. in Korea, Japan oder Spanien liegen und Busan, Hiroshima, Cádiz, Vigo, Bilbao oder sonst wie heißen. Für die einheimischen Fischer auf ihren traditionellen Booten oder bestenfalls veralteten Kuttern bleibt da nicht mehr viel übrig. Als „seine" Fischfabrik drei Jahre später schließt, geht Msafiris Odyssee weiter nach Norden.

In Mauretanien fallen er und seine zwei Freunde regelrechten Sklavenhändlern in die Hände. Sie haben Glück, dass sie vier Jahre später an verdeckte christliche Missionare verkauft werden, die mit einer Nichtregierungsorganisation zusammenarbeiten, die sich weltweit für die Abschaffung der Sklaverei engagiert. Ein paar Jahre arbeitet er für diese Vereinigung in Marokko und betreut frisch freigekaufte Leidensgenossen, bevor die NRO bei der Regierung des Gastlandes in Ungnade fällt und ihren Sitz in Marrakesch schließen muss. Nun versucht er auf dem Markt Reis, Hirse und Gewürze zu verkaufen. Da er als Ausländer ständig Polizeikontrollen und Anfeindungen der heimischen Händler ausgesetzt ist und auch schon überfallen wurde, beschließt er, seine restliche bescheidene Habe zu verkaufen und bei einer Schlepperbande für 2000 Euro ein „Reiseticket“ nach Europa zu buchen. In der Nähe von Tetouan werden Msafiri und andere Flüchtlinge auf einen alten, rostigen Fischkutter getrieben, der vermutlich einmal den Heimathafen *A Coruña* hatte. Das lässt jedenfalls die halb verblichene Aufschrift an der Bugseite vermuten. Das kleine Schiff soll sie im Schutze der Nacht über die Meerenge von Gibraltar nach Andalusien bringen.

Die etwa 200 „Passagiere“ der *Infanta Cristina* kommen aus dem Kongo, Ruanda, Eritrea, ganz West- und Nordafrika, aber auch aus Syrien und dem Irak. Das Schiff ist komplett überfüllt. Diejenigen, die unter 500 Euro für die riskante Überfahrt bezahlt haben, werden im stickigen Maschinenraum zusammengepfercht. Dort müssen sie eingeschlossen aufrecht stehen, so eng beieinander wie die Sardinen in der Dose. Unter Deck werden bei voller Fahrt oft über fünfzig Grad erreicht und die Dieselmotoren setzen giftige Dämpfe frei. Auf vielen Überfahrten sterben immer wieder Flüchtlinge aufgrund der unmenschlichen Reisebedingungen, speziell auch unter Deck, an Hitzschlag oder Rauchvergiftung. Msafiri darf in der „Luxusklasse“ unter freiem Himmel reisen. Dort gibt es immerhin frische Luft. Allerdings können die meisten Passagiere nicht schwimmen. Die Straße von Gibraltar ist zwar nur zwischen 14 und 44 Kilometer breit; das etwa 1,4 Meter niedrigere Niveau des Mittelmeeres gegenüber dem Atlantik und die vorherrschenden Westwinde erschweren aber eine gradlinige und kontrollierbare Überfahrt für nicht dafür geschaffene oder kaum gewartete Wasserfahrzeuge. Das Wetter scheint heute mitzuspielen und das Meer ist ruhig. Doch plötzlich gibt es unversehens hohe Wellen und kurz darauf hören die Passagiere das Nebelhorn eines großen Schiffes, eines Frachters oder vielleicht sogar das eines Öltankers. Dieser scheint auf direktem Kollisionskurs mit dem unter einer verschlissenen liberianischen Flagge fahrenden Flüchtlingsschiff zu sein.

Das Geschrei an Bord ist fürchterlich, als der Kapitän des Kutters mit einem verzweifelten Manöver versucht, einen Zusammenstoß zu verhindern. Der Tanker fährt ganz knapp am Flüchtlingsschiff vorbei. Dieses wackelt schrecklich und eine große Welle schlägt mit aller Wucht aufs Deck. Sie reißt einige der Passagiere mit sich ins dunkle Meer. Doch der Kapitän des Kutters konnte mit dem abrupten Kurswechsel noch das Schlimmste verhindern und hat in diesem Moment die menschlichen Verluste in Grenzen gehalten.

Es ist ihm gelungen, die Gefahr zu bannen, und die Wellen lassen allmählich wieder nach. Ungefähr fünf Stunden später kann man vom immer noch überfüllten Flüchtlingsschiff aus die andalusische Küste und ihre Hafenstadt Algeciras im Lichte eines neuen Morgens erkennen. Zirka eine Seemeile vor dem Festland nähert sich unversehens ein Schnellboot der spanischen Küstenwache. Auf dem Fischkutter bricht jetzt erst richtig Panik aus.

Einer der Schlepper zieht eine Pistole, ein anderer rudert mit seinen Händen wild in der Luft herum und bedeutet den Flüchtlingen damit, dass sie den Rest des Weges schwimmen müssen. Messerklingen blinken plötzlich im Widerschein der noch milden Morgensonne; „Passagiere“ kämpfen mit der „Besatzung“ um das nackte Leben. Menschen, auch Frauen und Kinder, werden niedergetrampelt, niedergestochen und über Bord geworfen. Blut rinnt über das Deck ins Meer. Als ob Matamoros mit seinem unerbittlichen Schwert auf dem Wasserfahrzeug wüten würde, die Mauren und Mohren niedermachen wolle und somit für einen kurzen Moment die Invasion an der Südküste Europas aufhalten könnte. Die Nichtschwimmer sind nicht gewillt, ins Wasser zu springen, aber mit Stockschlägen und vorgehaltener Waffe werden die meisten (noch lebenden) dazu gezwungen. Dann entert auch schon das Küstenwachboot *Reconquista* das Schiff. Einige Flüchtlinge sind noch auf diesem, ein paar Nichtschwimmer werden kurz vor dem Ertrinken auf das Schnellboot der *Guardia Civil del Mar* gezogen. Für viele kommt die zweifelhafte Hilfe zu spät.

Wir leben schließlich im Zeitalter der Schweinegrippe. In einer Epoche der von den Mächtigen dieser Welt verordneten Verantwortungslosigkeit. In einem Zeitalter, in dem der Strafbestand „Unterlassene Hilfeleistung“ in „Unerlaubte Überlebenshilfe“ pervertiert wird. Mitleid, das wirklich von Herzen kommt, ist strafbar geworden. Humanitäre Hilfe darf nur noch dann geleistet werden, wenn man damit genügend Geld verdienen kann oder sie zumindest politischen und propagandistischen Erfolg verspricht. Oder wenn die humanitären Hilfeleistungen gleich mit Waffenlieferungen an zeitweilig verbündete Volksgruppen in Bürgerkriegsgebieten verbunden werden können. Nicht Profit orientiertes Mitleid ist bestenfalls unerwünscht. Die Besatzungen der Fischerboote in Sichtweise des Flüchtlingskutters wissen das. Sie zeigen sich unbeeindruckt von dem Drama, das sich in ihrer unmittelbaren Nähe abspielt. Sie haben inzwischen gelernt, dass ein Nichteingreifen für sie besser ist. Das Risiko, wegen unterlassener Hilfeleistung zur Rechenschaft gezogen zu werden, besteht faktisch nicht mehr. Das Risiko, auch noch eine Anklage wegen Menschenschmuggels angehängt zu bekommen, nur weil man einen ertrinkenden Afrikaner ohne gültige Papiere aus dem Meer gezogen hat und ihn am europäischen Festland pflichtbewusst in einem Krankenhaus ablädt, dieses Risiko ist leider recht hoch.

Ein paar gute Schwimmer unter den Flüchtlingen und die meisten Schlepper schaffen es tatsächlich aus eigener Kraft, den Strand lebend zu erreichen. Einige werden dort gleich von der Grenzpolizei in Gewahrsam genommen, andere entkommen und haben es erst mal geschafft. Vielleicht fünf Prozent von allen. Unter ihnen Msafiri. Aber er hat alles verloren, abgesehen von seinen Bermuda-Shorts und dem nassen, halb zerrissenen Trikot von Real Madrid auf dem Leib.

Ich lese in einem aktuellen Onlinebericht, der die derzeitigen Verhältnisse im Mittelmeer treffend widerspiegelt, folgende Schlagzeile: *„Zu viele gerettet – Ende der großzügigen Flüchtlingshilfe“*. In mehreren europäischen Ländern stehen Wahlen an, in denen die regierenden Politiker einen weiteren Rechtsruck befürchten, wenn sie nicht Härte gegen illegale Einwanderer zeigen. Auch der Bunte Minister der Teutonischen Republik will das derzeitige Rettungsprogramm beenden und durch eine europäische Gemeinschaftsaktion ersetzen, die nur ein Drittel der bisherigen Aufwendungen kostet und nicht mehr der sicheren Überfahrt von Flüchtlingen gewidmet sein soll, sondern vornehmlich der "Identitätsermittlung" und der "Rückkehrpolitik". Als das öffentlich-rechtliche Fernsehen nachfragt, ob das neue Programm auch Seenotrettungseinsätze wie bislang einschließen werde, antwortet das Bunte Innenministerium: *"Hierfür wird die zuständige Agentur weder Mandat noch Ressourcen haben."* Als ob es bei der bisherigen, angeblich „großzügigen“ Flüchtlingspolitik im Mittelmeer nicht schon mehr als genug Tragödien gegeben hätte! Das Online-Magazin beendet seinen Bericht über das „Phasing Out“ der aktuellen Migranten-Rettungsprogramme mit einem Zitat eines hochrangigen italienischen Politikers:

„Europa rettet zwar die Banken, sieht den Kindern aber beim Sterben zu.“

Msafiri kommt in der Nacht unauffällig bei anderen Schwarzafrikanern unter, die als Erntehelfer auf andalusischen Obst-, Gemüse- und Olivenplantagen ackern. Auch illegal, aber von einer anderen Schleppermafia protegiert. Hier kann er aber nicht bleiben; der Vorarbeiter würde ihn am nächsten Tag möglicherweise der Polizei übergeben. Seine afrikanischen Brüder stecken ihm ein paar Euro zu und geben ihm den Rat, in Richtung Westen zu fliehen. In Portugal sei es für ihn aufgrund der vielen eingebürgerten Schwarzen leichter, unerkannt zu bleiben und legal oder illegal eine bescheidene Anstellung zu finden. Die Fremdenfeindlichkeit sei dort auch nicht so ausgeprägt. Msafiri befolgt den gut gemeinten Ratschlag und verkauft an der Algarve zunächst Sonnenbrillen und Touristensouvenirs. Zu guter Letzt gelangt er über Lissabon nach Porto. Dort wird er irgendwann aufgrund einer Wirtschafts- und Finanzkrise einen Bus nach Zentraleuropa besteigen. In Teutonien wird dann jemand über unseren Prototypen eines Wirtschafts-asylanten sagen: *„Der hat ja schon mal gar nichts!“* Derjenige, der das dann sagen wird, weiß gar nicht, wie recht er damit hat:

Msafiri hat tausendmal alles verloren. Seine Eltern, seine Geschwister, seine Freunde, seine Habe, die Begleiter auf der Flucht und auf dem Fischkutter. Zu seinem Herkunftsland hat er nach dem brutalen Bürgerkrieg und nach seiner Odyssee keinen Bezug mehr. Sein Dorf wurde seinerzeit von den Rebellen ausradiert. Was ihm bleibt, sind die traumatischen Erinnerungen und die bescheidene Freude, zumindest physisch überlebt zu haben. Vielleicht hat trotz allem auch ein Stückchen Hoffnung überlebt.

Auf die Menschlichkeit? Auf Allah? Auf den Christengott? Auf die westliche Demokratie? Auf Teutonien? – Quo vadis Peregrine?

30 – RÜCKKEHR ? - QUO VADIS PEREGRINE ?

Ich wache auf und schrecke hoch. Wir, Peregrini jeglicher Couleur, nähern uns schon dem Bahnhof von Dusselmunt. Da geht‘s noch zusammen hin. Egal ob wir gemeine Reisende, Touristen, Arbeitsmigranten oder mehr oder weniger religiöse Pilger sind. Danach ist wieder jeder auf sich gestellt und fährt alleine weiter. Ich verlasse den Bus und begebe mich auf den Bahnsteig zu Gleis 5, um von dort aus die letzten 55 Kilometer nach Becklinghausen mit dem Zug zurückzulegen. Ich nicke wieder ein und träume von abgebrannten Hütten in Afrika und neu gebauten Häusern in Carroztlán. Meine Wagenburg-Kollegin Petra und ihr majazzthekischer Mann lassen gerade in einer Vorstadtsiedlung ein kleines Häuschen errichten. Beide arbeiten Vollzeit. Aber das Eigenheim können sie sich nur deshalb leisten, weil Petras pensionierte Eltern ihnen aus Teutonien regelmäßig Geld überweisen. Verkehrte Welt. Diejenigen, die nicht mehr arbeiten, müssen den voll erwerbstätigen Kindern Geld schicken, damit diese über die Runden kommen. In Majazzthekistan ist es schwierig, sich mit ehrlicher Arbeit ein anständiges Leben zu verdienen. Deshalb hat das Organisierte Verbrechen regen Zulauf und die Korruption ist allgegenwärtig. *„Quien no transa no avanza.“* Wer nicht betrügt (oder keine betuchten Eltern hat), kommt nicht voran.

Nach ein paar Tagen in Becklinghausen fliege ich zurück nach Majazzthekistan. Mit gemischten Gefühlen. Christa Oberwasser bittet mich per E-Mail bereits zu einem „Personalgespräch“. Ein anderer Kollege hat mir geschrieben, dass unser Fortbildungszentrum gerade mit eisernem Besen durchgefegt wird und bestätigt, dass auch Sigmar, unser bisheriger Koordinator, nicht mehr auf seinem Sessel sitzt. Der neue Chef der Deutschabteilung – jung, hübsch, dynamisch und Christa hundertprozentig ergeben – verschickt den ersten Dienstplan für das nächste Bimester an seine Lehrer. Ich suche meinen Namen vergebens. Hat er mich einfach vergessen?

Im Flugzeug träume ich schon vom bevorstehenden Personalgespräch. Rolle rückwärts statt Rolex zum zehnjährigen Dienstjubiläum? Bin ich denn wirklich bald *out?* Diesmal nicht nur *outgesourct,* sondern ganz *kicked out of Wagenburg?*

Als ich in Majazz-Stadt am Flughafen ankomme, sieht man keine Leute mehr mit Mundschutz rumlaufen. Die Körpertemperatur-Scanner sind verschwunden und das Alltagsleben scheint wieder normal zu verlaufen. Offensichtlich ist auch hier die Schweinegrippewelle inzwischen abgeflaut. Der Allmächtige hat mit Hilfe seines irdischen Werkzeugs WHO die Majazztheken zumindest von dieser Geißel befreit! Gott sei Dank ist die Pandemie also verebbt – wenn es denn je eine gegeben hat. Gleich am nächsten Tag eile ich zum „Personalgespräch" zu Christa in die Wagenburg:

„Jakob, ich danke dir für deine zehnjährige Mitarbeit. *Aber du musst verstehen: Ich habe inzwischen genug Leute, die gerne unsere Konditionen akzeptieren und sich voll und ganz für unsere Schule engagieren wollen. Die Wagenburg ist nun mal kein Wohlfühl-Verein, wo jeder ständig kommen und gehen kann, wann er will. Und deine letzten Schüler-Evaluationen lassen auch zu wünschen übrig. Ich weiß, du hast viele andere lobenswerte Interessen: Die Musik, den Sport, kulturelle Veranstaltungen und jetzt das Pilgern. Letztendlich ist dir das ja alles wichtiger als deine Verpflichtungen der Schule gegenüber. Aber ich muss meinen Unterricht abdecken. Und da brauche ich eben Leute, die bereit sind, sich voll zu engagieren. Wir müssen schließlich unsere Rentabilität steigern, und da kann ich keine Lehrer gebrauchen, die ständig irgendwo unterwegs sind. Versuch doch, meine Entscheidung als Hilfe zu verstehen. Ich habe neue Lehrer und du hast jetzt genug Zeit, um deine kulturellen Projekte voranzutreiben. Und sicherlich kannst du mit deiner Musik, Reiseberichten oder Pilgerblogs auch etwas verdienen."*

Tja, vielleicht sollte ich wirklich wie Willem aus Rotterdam nach dem Camino den Mut haben, etwas ganz Neues zu machen. Muss ja nicht unbedingt eine Beratungsfirma für Existenzgründer sein. Aber möglicherweise wäre es eine gute Idee, mich bald bei ihm zu melden, um mich beraten zu lassen? Oder sollte ich doch lieber mit Christa um meinen Verbleib in der Wagenburg kämpfen? Erwachsene Schüler wollen schließlich keine *„nur Sprachlehrer",* die aus Angst um ihren Job oder aus Geldmangel nie verreisen und so langsam den Bezug zu ihrer Heimat verlieren. Sie wollen nicht nur *„willig* und *billig",* sondern *„weltoffen* und *bildungsfreundlich"*, d.h. Unterricht bei aufgeklärten Persönlichkeiten, die sich kulturell ständig aktualisieren, die gelegentlich über den Tellerrand ihres Instituts hinausschauen und aus eigener Erfahrung wissen, was in ihrem Herkunftsland und drum herum gerade vorgeht. Sie wollen die Alte Welt durch neuartige Erzählungen und aktuelle Reiseberichte aus erster Hand kennen lernen. Sollte ich vielleicht zunächst mal einen Bericht über *meinen* Jakobsweg schreiben und dann weitersehen?

Der Camino und die Erlebnisse, Gedanken und Träume auf meiner Rückreise haben mich überwältigt. *„¡Qué fuerte!“* höre ich eine innere Stimme rufen. Ich fange unvermittelt an zu flennen und empfinde meine Rückkehr alles andere als triumphal. Soll ich über mich und die Welt etwa Freude empfinden, lachen oder lieber untröstlich weinen? Ja, angefangen bei mir selbst und meinen Erlebnissen, Träumen und – Schwächen: Mein frivol überladener Rucksack und meine hysterische Reaktion nach dem Taschendiebstahl in der U-Bahn von Madrid. Mein „Verrat“ an Airton. Mein Hinhören und letztendliches Weggucken bei der Szene mit dem „Legionär“. Meine ohnmächtige Zuschauerrolle bei der „Passkontrolle“. Meine aus der gefühlten Machtlosigkeit resultierende häufige Flucht in Ironie, Sarkasmus und Zynismus.

Soll ich den Schöpfer wegen all der Ungerechtigkeit auf der Welt verfluchen oder ihm lieber dafür danken, dass er mir in den entscheidenden Situationen bisher immer einen Schutzengel geschickt hat, auch wenn ich groben Unfug getrieben habe? Der Heilige Jakob hat mir auf meinen Wegen oft sein Janusgesicht offenbart: Das des leutseligen Pilgers und das des unbarmherzigen Maurentöters. Und er hat mir selbst einen Spiegel mit zwei verschiedenen Seiten vorgehalten. Auf der einen sehe ich den Pilger Jakob Beckeling, der seinen Weg unbeirrt verfolgt, sich von Tiefschlägen nicht aus der Bahn werfen lässt und sein Ziel schließlich erreicht. Auf der anderen werde ich eines Starrkopfs gewahr, der stur siebzig unnütze Lasten durch die Weltgeschichte trägt, sich selbst dadurch das Leben schwer macht und so vielleicht Energie für wichtigere Dinge vergeudet. Ich erblicke einen Dickkopf, der sich ungern belehren lässt und dem die Fixierung auf den Endpunkt des Weges die Sicht für die Prüfungen am Wegesrande gelegentlich verstellt. Ich erkenne jemanden, der die allgemeine Verantwortungslosigkeit im Zeitalter der Schweinegrippe kritisiert, jedoch oftmals selbst nicht willens oder fähig ist, Verantwortung für Mitmenschen oder mühselige Aufgaben in seinem sozialen Umfeld zu übernehmen.

Werde ich bald meine Strafe erhalten und wieder als Peregrinus im altrömischen Sinne – also als Arbeitsmigrant – inner- oder außerhalb Majazzthekistans weiterziehen müssen? Immerhin steht mein „Dorf“ Carroztlán noch und meine Wohnung ist während meiner Pilgerreise auch nicht angetastet worden – was in Majazzthekistan nicht selbstverständlich ist. Also bin ich privilegiert. Meine eigenen Probleme sind wirklich klein im Vergleich zu denen vieler anderer Menschen in aller Welt. Ich komme gesund zurück und habe hier Freunde und meine sozialen Netze. Ich meine damit nicht die im Internet, sondern die realen vor Ort. Das spricht fürs momentane Bleiben. Ich sollte Gott und dem Heiligen Jakob für meine unversehrte Rückkehr danken.

Ich glaube nicht daran, dass die Welt seit der Entdeckung des Jakobsgrabes besser geworden ist. Die Völker und Staaten aller Epochen und jedes Individuum für sich versuchen sie weiterzuentwickeln und neu zu erfinden, manchmal mit Erfolg und zeitweilig

mit fürchterlichen Irrtümern. Ich fühle mich auch nicht grundsätzlich geläutert. Allerdings glaube ich, dass der Jakobsweg mein Wissen erweitert und mein Bewusstsein geschärft hat – sowohl was die Wahrnehmung der Schönheit als auch die Erkenntnis der manchmal schrecklichen Widersprüchlichkeit dieser Welt in ihren zahlreichen Facetten angeht. Vielleicht wird mein geschärftes Bewusstsein mir ja dabei helfen, in Zukunft die eine oder andere Fehlentscheidung zu vermeiden und vermehrt auch die Wege zu erkennen (und zu beschreiten), die zu *Filos* und *Agape* führen?!

Ich hoffe, dass mein bescheidener literarischer Beitrag auch den einen oder anderen Leser ermuntern oder bestärken wird, *seine* Reise anzutreten bzw. *seinen* Weg noch bewusster fortzusetzen – sei es nun den *Camino de Santiago* oder einen anderen lohnenswerten.

Mich werden das Phänomen Jakobsweg und das Pilgerwesen noch lange beschäftigen. Mein Camino ist noch nicht zu Ende.

Quo vadis Peregrine ? Wohin geht die Reise ?